

Christiane Reitz

Vom Text zum Buch

St. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag, 2000

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1818610493>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

SUBSIDIA CLASSICA 3

CHRISTIANE REITZ (Hrsg.)

VOM TEXT ZUM BUCH



SCRIPTA MERCATURAE VERLAG

Christianae Reitz (Hrsg.)

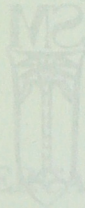
Vom Text zum Buch

Herausgegeben von
Beate Noack-Hilgers

VOM TEXT ZUM BUCH

Herausgeber-Team:

Vera Binder (Sprachwissenschaft)
Robert Hilgers (Rezeptionsgeschichte)
Konrad Hülz (Archäologie)
Beate Noack-Hilgers (Griechische Philologie)
Christiane Reitz (Lateinische Philologie)
Christoph Schiller (Alte Geschichte)
Andreas Schuben (Antike Philosophie)



SCRIPTA MERGATURAE VERLAG

(Hrsg. von Christiane Reitz)
SUBSIDIA CLASSICA

Vom Text zum Buch

Band 3

Herausgegeben von
Beate Noack-Hilgers

Herausgeber-Team:

Vera Binder (Sprachwissenschaft)
Robert Hilgers (Rezeptionsgeschichte)
Konrad Hitzl (Archäologie)
Beate Noack-Hilgers (Griechische Philologie)
Christiane Reitz (Lateinische Philologie)
Christoph Schäfer (Alte Geschichte)
Andreas Schubert (Antike Philosophie)



Inhalt

Vorwort

CHRISTIANE REITZ (Hrsg.)

GUIDO SCHREIER

Probleme der Fragmentedition. (Fragmente der griechischen Historiker)

WOLFGANG SPIESERMAN

Das Projekt Corpus Inscriptionum Latinarum

Ergänzungsband zu Band XIII, 2 an der Universität Göttingen

ULRICH SIEGER

Im Jenseits des Textes

VOM TEXT ZUM BUCH

STEPHEN HARRISON

The need for a new text of Catullus

KAI BROGGERSEN

Vom Buch zum Text: Edition und Übersetzung

KARL-GEORG BOERNER

Nicht als Schwierigkeiten und Probleme. Zur Edition des Katalogs der Bibliotheca Germanica

CHRISTOPH SCHAEFER

Dichter im Zeitalter der Renaissance und ihre Texte. Christiane Reitz (Hrsg.)
Texte zu den 1545/46 gedruckten Aristoteles-Übersetzungen

LUC DEITZ

Vom Buch zum (Leb-)Text. Frühneuzeitliche Prosatexte und Buch zum Publikum
(Sophras Classics, Bd. 3)

WOLFGANG SCHMIDT

Vom Buch zum Hypertext. Die elektronische Publikation des 20. Jahrhunderts
St. Katharinen 2000

Nachwort

Verlag des Verlags

Abbildung

SCRIPTA MERCATURAE VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch die Stiftung
Humanismus Heute

Christiane Reitz (Hrsg.)

Vom Text zum Buch

(Subsidia Classica, Bd. 3)

St. Katharinen 2000

Copyright: SCRIPTA MERCATURAE VERLAG
D - 55595 St. Katharinen

ISBN 3 - 89590 - 095 - 8

Inhalt

Vorwort	I
GUIDO SCHEPENS	
Probleme der Fragmentedition. (Fragmente der griechischen Historiker)	1
WOLFGANG SPICKERMANN	
Das Projekt Corpus Inscriptionum Latinarum. Ergänzungsband zu Band XIII, 2 an der Universität Osnabrück	30
ULRICH EIGLER	
Im Jenseits des Texts. Der klassische Philologe und seine Edition	46
STEPHEN HARRISON	
The need for a new text of Catullus	63
KAI BRODERSEN	
Vom Buch zum Text: Edition und Übersetzung	80
RALF GEORG BOGNER	
Nichts als Schwierigkeiten und Probleme. Zur Edition des Katalogs der Bibliotheca Gerhardina	93
CHRISTOPH SCHÄFER	
Drucker im Zeitalter der Renaissance und ihre Rolle bei der Rettung antiker Texte. Zu den 1545/46 gedruckten Aristoteles-Übersetzungen aus Lyon	102
LUC DEITZ	
Vom Buch zum (Lese-)Text. Frühneuzeitliche Prosatexte und ihr heutiges Publikum	116
WOLFGANG SCHIBEL	
Vom Buch zum Hypertext. Die elektronische Publikation alter Drucke	133
Nachwort	152
Liste der Beiträger	157
Abbildungen	159
Index	175

Inhalt

Vorwort

GUIDO SCHERER
Probleme der Fragmentation. (Fragmente der griechischen
Historiker)

WOLFGANG SPICKERMAN
Das Projekt Corpus Inscriptionum Latinarum
Ergänzungsband zu Band XIII, 2 an der Universität Göttingen

ULRICH EIGLER
Im Jenseits des Texts. Der klassische Philologe und seine Edition

STEPHEN HARRISON
The need for a new text of Catullus

KAI BRODERSEN
Vom Buch zum Text. Edition und Übersetzung

RALF GEORG BOONER
Nichts als Schwierigkeiten und Probleme. Zur Edition des Katalogs der
Bibliotheca Gertrudina

CHRISTOPH SCHÄFER
Drucker im Zeitalter der Renaissance und ihre Rolle bei der Bildung neuer
Texte. Zu den 1542/46 gedruckten Aristoteles-Übersetzungen aus Lyon

LUC DETZ
Vom Buch zum (Les-)Text. Frühneuzeitliche Prosamen und ihre Bedeutung
für die Literaturwissenschaft

WOLFGANG SCHIBEL
Vom Buch zum Hypertext. Die elektronische Publikation alter griechischer
Texte

Nachwort

Liste der Beiträge

Abbildungen

Index

Vorwort

Dieses Buch legt Zeugnis ab von der Verwendung des Preisgeldes, das mir aus dem Landeslehrpreis 1997 zur Verfügung stand. Im wesentlichen wurden drei Projekte verwirklicht. Sie sollten einerseits den Studierenden zugute kommen, andererseits eine zentrale Thematik der Altertumswissenschaften nach Möglichkeit neu beleuchten.

So wurde im Sommersemester 1998 eine Übung „Vom Text zum Buch“ veranstaltet, in der es zunächst um die Vermittlung von Fundamentalia der Überlieferungsgeschichte ging. Dabei konnte ich mich auf die Unterstützung von Kai Brodersen (Universität Mannheim), Veit Probst (Universitätsbibliothek Heidelberg) und Christoph Schäfer (Regensburg) verlassen.

Bereits hier wurde versucht, den Blick über die Antike hinaus in die Neuzeit zu richten und die Überlieferungsgeschichte weiter zu verfolgen bis zu den Schicksalen und Besitzverhältnissen der Handschriften in humanistischer Zeit und die kultur- und geistesgeschichtlichen Auswirkungen des Buchdrucks.

Zweck dieser Übung war nicht zuletzt, die Studierenden auf die Thematik der Tagung „Vom Text zum Buch“ vorzubereiten, die dann im Januar 1999 im internationalen Begegnungszentrum der Universität Mannheim stattfinden konnte. Daß diese Thematik für alle mit Texten arbeitenden Wissenschaftler von Bedeutung ist, liegt auf der Hand. Beispiele systematischer und theoretischer Beschäftigung mit der Frage nach den äußeren Schicksalen der antiken Texte sind aus jüngerer Zeit etwa die Ergebnisse der von Glenn Most veranstalteten Kolloquien¹ oder die Arbeiten von Anthony Grafton². Mir lag daran, die Frage nach dem Zustandekommen unserer materialen Texte den altertumswissenschaftlichen Disziplinen einschließlich des Neulateinischen in ihrer ganzen Breite zu stellen, und auf diese Weise zu gemeinsamen Fragestellungen und möglichst auch zu Antworten zu gelangen. Die gemeinsame Reflexion von Fachleuten aus dem Bereich der Fragmentedition, der Epigraphik, der Überlieferung auf Papyrus, von Textkritikern und von Editoren christlicher Texte, die Arbeit am frühneuzeitlichen Bibliothekskatalog wie an der Bereitstellung neulateinischer Texte, ob als

¹ Vgl. Glenn Most (Hg.), *Collecting Fragments* (=Aporemata 1), Göttingen 1997 und ders., *Editing Texts* (=Aporemata 2), Göttingen 1998.

² Vgl. zuletzt Anthony Grafton, *Commerce with the Classics*, Ann Arbor 1997.

Buch oder als elektronische Publikation, sowie die theoretische Reflexion über die Materialität der antiken Texte und die praktische Frage nach ihren Übersetzungen zeigen die Fülle der ungelösten und auf ihre Bearbeitung wartenden Fragen und Aufgaben. Sicher ist das Vorhaben, diese ungeheure Breite anstehender Forderungen vorzuführen, auch ausgelöst worden von der häufig, und nicht nur in ganz sachfremden Kreisen, zu hörenden Vermutung, unsere Gegenstände, die lateinischen und griechischen Texte, würden sich nicht oder kaum mehr vermehren und stünden in bequemen Ausgaben bereit, so daß es keinen Forschungs- und also auch keinen Finanzbedarf mehr gebe.

Der Zufall will es, daß die Publikation der Ergebnisse ins Gutenbergjahr fällt. Dieses Datum wird allgemein zum Anlaß zu vielfältigen Überlegungen und Klagen über das Ende des Buchzeitalters genommen. Deshalb ist es besonders erfreulich, daß auch zu dieser Thematik Stellung genommen wurde.

Danken möchte ich allen Teilnehmern, die zu der Lehrveranstaltung und zum Kolloquium beigetragen haben. Oliver Primavesi, Stefan Rebenich, Reinhard Stupperich und Hermann Wiegand haben die Palette der Themen noch durch folgende Vorträge bereichert:

Oliver Primavesi, Frankfurt/Main: Papyrusrolle - Kupferkragen - moderne Ausgabe. Methodische Aspekte der Edition philosophischer Papyri.

Hermann Wiegand, Mannheim: Edition humanistischer Dichtung.

Stefan Rebenich, Mannheim: Antipagane Polemik in der Spätantike: Cyrill von Alexandrias „Contra Iulianum“. Ein interdisziplinäres Editionsprojekt.

Reinhard Stupperich, Mannheim: Die Problematik der Präsentation parallelen Quellenmaterials an einem Beispiel aus der Geschichte des 2. Weltkriegs.

Diese Beiträge sind für die Veröffentlichung an anderer Stelle vorgesehen oder inzwischen bereits publiziert. Um so dankbarer bin ich, daß sie trotzdem in Mannheim vorgetragen werden konnten. Dankbar bin ich auch Ulrich Eigler, der zwar an unserer Tagung nicht teilnehmen konnte, mir aber seinen Beitrag dennoch zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt hat.

So wichtig die Bereitstellung von Texten und die Rechenschaft über ihr Zustandekommen ist, so wurde doch außerdem aus unseren Diskussionen und Unterhaltungen immer wieder deutlich, daß eine Textausgabe heute ohne Übersetzung nur

bedingt sinnvoll ist. Besonders dezidiert äußerte sich in dieser Hinsicht Kai Brodersen. Wenn auch darüber weitgehende Übereinstimmung herrschte, so stellt sich doch die Frage nach den Anforderungen an zeitgemäße Übersetzungen. Einige mit der Übersetzung antiker Texte intensiv befaßte Kollegen machten es möglich, zu einer Gesprächsrunde im September 1999 nach Mannheim zu kommen. Die Ergebnisse dieser Gespräche sind am Ende dieses Bandes statt eines Nachwortes zusammengefaßt. Sie mögen dazu dienen, weitere Überlegungen in dieser Richtung anzustellen.

Die genannten Aktivitäten und die Publikation der Ergebnisse wären nicht möglich gewesen ohne viele Helfer. Ich möchte an dieser Stelle den Mannheimer Studierenden danken, die mich für den Landeslehrpreis vorgeschlagen haben, der Senatskommission Lehre, die den Vorschlag unterstützte, und dem Land Baden-Württemberg, das den Preis eingerichtet hat. Für die vielfältige und zuverlässige Unterstützung vor Ort danke ich meinen Mannheimer Freunden und Kollegen: Stefan Flaucher, Andreas Fuchs, Christian Haslinger, Inge Honsel, Leo Kosma, Rosi Schönleben, Marianne Stoll. Andreas Weidner hat die Teilnehmer am Kolloquium mit einem Orgelkonzert erfreut. Christian Käßer (Heidelberg) hat bei der Vorbereitung und Durchführung des Übersetzertreffens und bei der Vorbereitung der Druckvorlage mitgewirkt. Ivonne Ohlerich und Maren Holtfreter (Rostock) haben sich um die Endfassung des Manuskripts gekümmert. Meinen Partnern im Herausgeberteam der Subsidia Classica und dem Verleger, Herrn Professor Harald Winkel, danke ich für die Aufnahme des Bandes in die Reihe.

Rostock und Mannheim, im Februar 2000

Probleme der Fragmentedition

(Fragmente der griechischen Historiker)

Guido Schepens

Einführung

In einer Vorlesung mit dem romantisch anmutenden Titel „Umblick im Trümmersfeld der griechischen Geschichtsschreibung“ hat H. Strasburger versucht, die Gesamtmasse der Verluste an griechischer historischer Literatur aus klassischer und hellenistischer Zeit abzuschätzen. Er kommt zu dem ernüchternden Ergebnis, daß von je 100 Textseiten, die es im Altertum gegeben hat, nur jeweils etwa zwei in der handschriftlichen Überlieferung bis zu uns gelangt sind¹. Bei solch gravierender Ungunst der Texttradierung müssen auch wir Fachleute uns immer wieder klar machen, wie lückenhaft und schmal die Basis unserer Kenntnis der antiken Historiographie, Literatur und Geschichte ist, und ferner, und das ist nicht weniger wichtig, daß es methodisch verfehlt wäre, das Mißverhältnis zwischen erhaltenen und nicht erhaltenen Werken als ein Verdachtsmoment für die generell geringere Qualität des Verlorenen anzusprechen. Dafür hat die Geschichte mit den Texten ein allzu ungerechtfertigtes und unkontrollierbares Spiel verübt. Ich beabsichtige hier nicht, die Faktoren aufzuzählen, welche die Überlebenschancen antiker Bücher im Laufe einer langen Geschichte gefährdet haben², sondern ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß sich bezeichnende Züge und manche Entwicklungen des historiographischen Genos, besonders in der hellenistischen Periode, heute, wenn überhaupt noch, nur aufgrund von Angaben in Fragmenttexten in dünnen Umrißlinien verfolgen lassen: Man denke etwa an die Bedeutung der ‚mimetischen‘ Geschichtsschreibung (Duris F 1), an die Entste-

¹ In: *Historiographia antiqua. Commentationes Lovanienses in honorem W. Peremans septuagenarii editae*, Leuven 1977, S. 3-52, insbesondere S. 10-15 (auch in H. Strasburger, *Studien zur Alten Geschichte*, III, Hildesheim-New York 1990, S. 169-218).

² Einiges dazu in: G. Schepens, *Jacobys FGrHist: Problems, Methods, Prospects*, in: G.W. Most (Hg.), *Collecting Fragments. Fragmente sammeln*, Göttingen 1997, S. 144-172, insbesondere S. 144-146. Vgl. auch H. Strasburger, *Umblick im Trümmersfeld*, S. 15. Ausgezeichnete, knappe Einführungen bieten T. Dorandi, *Tradierung der Texte im Altertum*; Buchwesen und H. Hunger, *Handschriftliche Überlieferung in Mittelalter und früher Neuzeit*; Paläographie, in: H.G. Nesselrath (Hg.), *Einleitung in die griechische Philologie*, Stuttgart-Leipzig 1997, S. 3-16 und S. 17-44 (mit Literatur).

hung der Biographie, an das Hervortreten der Ethnographie, der Lokalhistorie, der Kulturgeschichte, an die Bestimmung des Verhältnisses antiquarischer Gelehrsamkeit zur Historiographie, usw.

Schon dieser Sachverhalt macht klar, im welchem Sinne die Edition historischer Fragmente ein Unternehmen historischer, historiographischer und literaturgeschichtlicher Grundlagenforschung ist. Es versteht sich von selbst, daß die ‚Fragmente‘ dem Altertumswissenschaftler so vollständig wie möglich und in einer Form, die allen kritischen Anforderungen entspricht, zu Gebote stehen müssen. Was hier in Bezug auf die griechische Geschichtsschreibung gesagt wird, gilt natürlich gleichermaßen für die römische, in deren Bereich man nun endlich wieder mit der Edition der Fragmente innerhalb der „Collection Budé“³ einen vielversprechenden Neuanfang gemacht hat. Die neue Sammlung soll allmählich den alten, aber noch immer unentbehrlichen Peter ersetzen. Für die griechische Geschichtsschreibung hat, wie bekannt, Felix Jacoby grosso modo in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit seinen „Fragmente[n] der griechischen Historiker“ die lückenhafte, unkritische und vielfach auch willkürlich geordnete Müllersche Sammlung nicht nur zum größten Teil ersetzt, sondern auch für die wissenschaftliche Fragment-Edition einen Standard gesetzt, der nicht nur in der althistorischen Disziplin weitgehend Anerkennung gefunden hat, sondern auch Fragment-Editionen anderer antiker literarischer Genera zum Vorbild gedient hat. Jacoby hat in eigener Person in 16 Volumina Testimonia und Fragmente über bzw. von nicht weniger als 856 griechischen Historikern gesammelt und mit Kommentar bis zu einschließlich Nr. 607 veröffentlicht: eine altertumswissenschaftliche Leistung, die im 20. Jh. kaum ihresgleichen hat⁴. Nach 40-jähriger Unterbrechung liegt jetzt ein erstes Faszikel der Fortsetzung vor. *FGrHist* IV soll Testimonien und Fragmente von mehr als 500 weiteren Autoren, die im Bereich der Biographie und der antiquarischen Literatur aktiv gewesen sind, sammeln, kritisch herausgeben, übersetzen (das letztere ist neu) und kommentieren. Wie in den Prolegomena dargelegt, war die *FGrHist*-Arbeitsgruppe einhellig der Meinung, daß die methodischen Leitsätze Jacobys, die er seiner Sammlung zu Grunde gelegt hat, mit einigen Modifizierungen weiterhin Beachtung finden sollten, und zwar nicht aus dem vordergründigen Motiv, daß es sich so in einer ‚Fortsetzung‘ gehört, sondern aus der Überzeugung heraus, daß die von ihm befolgten

³ L'annalistique romaine. Tome I: Les Annales des pontifes. L'annalistique ancienne (Fragments), Paris 1996.

⁴ Vgl. E. Mensching, Texte zur Berliner Philologie-Geschichte, VI. Felix Jacoby (1876-1959) und Berliner Institutionen 1934-1939, in: *Nugae zur Philologie-Geschichte* II, Berlin 1989, S. 5-59.

Prinzipien trotz der Kritik, der sie heutzutage, wenigstens durch bestimmte Forscher, ausgesetzt sind, sich noch immer als die am wenigsten schlimme Methode behaupten können⁵.

Mein Beitrag zu diesem Kolloquium soll den spezifischen Fragen, Zielsetzungen und angewandten Methoden der historischen Fragmentedition gewidmet sein und zwar im Lichte der Erfahrungen, die bei der Fortsetzung von *FGrHist* tagtäglich gemacht werden. Weil ich mich zu bestimmten Aspekten dieser Problematik in jüngster Zeit schon schriftlich geäußert habe⁶ und ich das dort Geschriebene hier nicht nochmals aufwärmen möchte, befinde ich mich heute in einer etwas unbequemen Lage. Ich will versuchen, diese Schwierigkeit zu beheben, indem ich im Hinblick auf das Thema dieses Kolloquiums die Editionsprobleme, die Fragmente stellen, etwas prinzipieller und systematischer angehen möchte als zuvor und, zum Abschluß, auch mit einigen anderen Textproben illustrieren will. Zudem nehme ich die jetzige Gelegenheit gerne zum Anlaß, um auf die grundsätzliche Kritik, die von einigen Teilnehmern am Heidelberger Fragmente-Symposium am ‚Jacobyschen‘ Fragment-Konzept geübt wurde, einzugehen. Die Auseinandersetzung mit dieser Frage lenkt ja nicht vom gestellten Thema ab, sie bewährt sich vielmehr als eine Grundvoraussetzung für seine Behandlung: Wer ein Fragment kritisch herausgeben will, muß ja eine Vorstellung von dem haben, was zu edieren sei. Weil die Mehrzahl unserer historischen Fragmente, anders als die auf Papyrus oder epigraphisch erhaltenen Bruchstücke historischer Erzählung, anders auch als die Handschriften der indirekten Überlieferung, nicht in einer klar umrissenen, materiellen Form vorgegeben sind, sondern erst aus der Sekundärüberlieferung ermittelt werden müssen, läßt das Problem der Fragment-Konstitution sich nicht mit einem rein technischen Verfahren bestreiten; die Frage führt unvermeidlich, ob man das nun liebt oder nicht, in die heikle Problematik der Fragment-Definition hinein.

⁵ Die grundsätzliche Bekenntnis zur Jacobyschen Methode braucht aber nicht zu bedeuten, daß ihre Anwendung durch Jacoby, mit allem Respekt, den man für seine großartige Leistung haben muß, immer zutreffend und optimal gewesen ist. Die veröffentlichten Teile sind aus der Sicht der heutigen Forschung zweifelsohne in manchen Punkten revisionsbedürftig; siehe weiter unten.

⁶ Siehe G. Schepens, Jacobys *FGrHist*: Problems, Methods, Prospects, in: G.W. Most (Hg.), *Collecting Fragments. Fragmente sammeln*, Göttingen 1997, S. 144-172. Timaeus *FGrHist* 566 F 28 Revisited: Fragmenta or Testimonia? In: Simblos. *Scritti di storia antica* 2 (1997) S. 71-83. Prolegomena, in: *Die Fragmente der griechischen Historiker Continued, Part IV: Biography and Antiquarian Literature. IVA1: Biography. The Pre-Hellenistic Period*, Leiden-New York-Köln 1998, S. VII-XXI.

Zunächst werden wir uns daher mit der Frage der Konstituierung des Fragmentes, d.h. der Bestimmung seines Umfanges und seines Authentizitätsgrades zu befassen haben. Darauf folgen dann zwei weitere Schritte: die kritische Herstellung des Fragmenttextes und die Publikation, zusammen mit anderen bewahrten Fragmenten, in einer Anordnung, die soweit als möglich die Struktur des verlorenen Geschichtswerkes sichtbar werden läßt. Man könnte demnach die letzte Phase der kritischen Editionsarbeit *idealiter* auch als die der Reintegration des Fragmentes in seinen ursprünglichen Kontext bezeichnen.

Überblickt man alle drei zu besprechenden Schritte zusammen, dann stellt sich heraus, daß die Editionsarbeit in diesem Bereich immer wieder versucht, ein Stück Überlieferungsgeschichte antiker Texte, die sich im wesentlichen im Altertum abspielt, ins Bild zu setzen. Ziel der Fragmentedition ist es, den Weg, den die betreffende Texte im Prozeß ihrer ‚Fragmentierung‘ vom einen Buch bis zum anderen durchlaufen haben, in umgekehrte Richtung so weit wie nur möglich zurückzulegen, im vollen Bewußtsein der Tatsache, daß sich der wirkliche Hergang der Überlieferung nie rückgängig machen läßt. Wie erfolgreich die Editionsarbeit unter Umständen auch sein mag, aus den zusammengebrachten verstümmelten Texten entsteht nie ein Buch, nur eine ‚Fragmentsammlung‘. In dem Sinne kann mein Beitrag zum Thema „Vom Text zum Buch“ nichts anderes als ein ‚hors-d'œuvre‘ sein.

Die Konstitution des Fragmentes: Bestimmung von Umfang und Authentizität

Als Einstieg in die Behandlung der Frage nach der Konstitution des Fragmentes seien hier die Erwägungen genommen, die G.W. Bowersock seiner Besprechung von zwei griechischen, prä-islamischen Historikern von Arabien in den jüngst erschienenen Akten des Heidelberger Fragmente-Kolloquiums vorausgeschickt hat. Diese Reflexionen sind illustrativ für die heutige, oben angedeutete Problematisierung des Fragmentbegriffes. Im Anschluß an die allgemeine Bemerkung, daß Jacobys ganzes Projekt durch einen gewissen optimistischen Positivismus gekennzeichnet ist, der ja zum Zeitgeist paßt, in dem es vor beinahe hundert Jahren konzipiert wurde⁷, setzt Bowersock sich im Einzelnen mit der Methode

⁷ Näheres dazu in: E. Vogt, Griechische Philologie in der Neuzeit, in: H.G. Nesselrath (Hg.), Einleitung, S. 116-132, besonders S. 127-130; A. Henrichs, Philologie und Wissenschaftsgeschichte: zur Krise eines Selbstverständnisses, in: H. Flashar, S. Vogt (Hg.), Altertumswissenschaft in den 20er Jahren. Neue Fragen und Impulse, Stuttgart 1995, S. 423-457.

Jacobys auseinander, nach der nicht nur *verbatim* Zitate als Fragment aufgenommen werden, sondern auch Paraphrasen von und Anspielungen auf den Originaltext, wenngleich diese letzteren in einem unterschiedlichen typographischen Format als Fragment präsentiert werden. „Jacoby“, so Bowersock, „chose to call anything that was not clearly testimony about the writer himself (rather than his work) a fragment. ... The problem of what a fragment is hovers ominously over the entire work“⁸. Der Beitrag von André Laks im selben Band über philosophische Fragmente verfolgt eine vergleichbare Idee. Unter dem Titel „Du Témoignage comme fragment“ stellt Laks den allzu klaren Unterschied, nach dem Diels damals in seinen „Fragmente[n] der Vorsokratiker“ die Texte in A- und B-Abschnitte verteilte, in Abrede: die A-Abschnitte sollten in Diels' Sammlung die wichtigsten ‚Berichte‘ (d.h. *Testimonien*) enthalten und die B-Abschnitte die Fragmente. Fragmente, so hebt Laks hervor, sollten sich eigentlich auf wörtlich erhaltenen Zitate beschränken: „le fragment, c'est le littéral, par opposition au témoignage, qui ne l'est pas.“⁹ Es ist in diesem Zusammenhang nicht unangebracht, daran zu erinnern, daß Jacoby die Methode, das Material nach *Testimonien* und Fragmenten aufzugliedern, von Diels übernommen hat¹⁰. Um aber nicht den Eindruck zu erwecken, daß Jacobys Auffassung heute fast isoliert dastehe, sei hier gleich auch auf den Beitrag von I. Kidd zur Heidelberger Diskussion verwiesen: seine Beantwortung der Frage „What is a Posidonian Fragment?“ geht dahin, daß trotz der ‚puristischen‘ Kritik Fragmentsammlungen, nebst wörtlichen Zitaten, auch Paraphrasen aufnehmen sollen, weil auch diese ‚precious evidence‘ (S. 228) enthalten. Aufnahme dieser Texte erfolgt laut Kidd erst, wenn sie mit Namensnennung des paraphrasierten Autors versehen sind. Seiner methodologischen Bestandsaufnahme nach haben die Resultate der Quellenforschung in einer Fragmentsammlung keinen Platz. Somit bleibt der eminente Poseidonios-Spezialist den explizit an Jacoby orientierten Prinzipien treu, die er 1972, zu-

⁸ G.W. Bowersock, *Jacobys Fragments and Two Greek Historians of Pre-Islamic Arabia*, in: G.W. Most (Hg.), *Collecting Fragments. Fragmente sammeln*, Göttingen 1997, S. 173-185, insbesondere S. 174. Wie wir weiter unten auch eigens betonen möchten, geht es hier um eine durchaus gerechtfertigte Kritik. Vgl. z.B. auch R. Vattuone, *Sapienza d'Occidente. Il Pensiero storico di Timeo di Tauromenio*, Bologna 1991, S. 11, der Jacobys Fragmentensammlung „ben al di là delle intenzioni del curatore“ mit Recht auch als „luogo di una pericolosa illusione“ bezeichnet.

⁹ Zitat: S. 239.

¹⁰ Siehe Vorrede, in: FGrHist I, S. IX.

sammen mit Edelstein, seiner posidonischen Fragmentsammlung (Cambridge 1972) zugrunde gelegt hat¹¹.

Zum Problem ‚was nun ein Fragment ist‘, bestehen offensichtlich unterschiedliche Meinungen. Die heutige Kontroverse, die mit weiteren Beispielen belegt werden könnte, zeigt, daß es trotz vieler Versuche und Diskussionen niemandem gelungen ist, den Begriff, sogar in seiner beschränkten Anwendung auf nur eine literarische Gattung, verbindlich zu definieren. Der Hauptgrund für die Aporie liegt wohl darin, daß die Mehrzahl der historischen Fragmente – und wir reden hier, wie gerade schon angedeutet, nicht von den auf Papyrus oder epigraphisch erhaltenen Bruchstücken – nur mit Hilfe eines Ermittlungsverfahrens aus der Sekundärtradition, in der sie überleben, wieder erschlossen werden können. Das Ermittlungsverfahren ist, wie ich jetzt kurz darlegen möchte, zum einen Teil subjektiv und zum anderen streckenweise methodisch und begrifflich nur schwer zu erfassen und zu beschreiben. Namensnennung des verlorenen Autors, aus dessen Werk geschöpft wird, ist nur die evidente, minimale ‚objektive‘ Voraussetzung für die Bestimmung von Fragmenttexten in späteren Darstellungen; sie kann bestenfalls noch mit weiteren Angaben des Werktitels und/oder des Buches, aus dem zitiert wird, ausgestattet sein. Bei den vorwissenschaftlichen und literarisch bedingt schwammigen antiken Zitiersitten¹² bleibt aber oft unklar, wo das angebliche Zitat anfängt oder endet und wie es um den Authentizitätsgrad desselben bestellt ist: Die Möglichkeiten reichen hier, ohne daß das immer noch klar erkennbar ist, vom vollen Wortlaut über die Paraphrase bis zur drastisch eingekürzten Zusammenfassung oder Anspielung. Was die Ermittlung von Historikerfragmenten im Vergleich zu Dichterfragmenten zusätzlich erschwert, ist die Tatsache, daß man sich natürlich in der Prosa der historischen Erzählung nicht auf das Metrum stützen kann, um den Fragmenttext genau abzugrenzen. Zudem ist mit der Gewohnheit der auf literarische Originalität Wert legenden antiken Geschichtsschreiber zu rechnen, den ausgeschriebenen Vorgänger-Text in einem

¹¹ Damals verteidigten sie, besonders gegen Forscher, die, wie Karl Reinhardt, auch das anonyme, durch Quellenforschung ermittelte Material als posidonischen Text für eine Fragmentsammlung in Anspruch nehmen möchten, die restriktive Sicht Jacobys. Zehn Jahre später hat dies W. Theiler, *Posidonios. Die Fragmente*, 2 Bde, Berlin 1982 nicht daran gehindert, wiederum lange Textpartien aus Autoren, die Posidonios nicht einmal oder nur im Vorübergehen erwähnen, mit in seine Sammlung einzuschließen.

¹² Der antiken Geschichtsschreibung war die moderne Fußnote unbekannt: siehe A. Grafton, *The Footnote. A Curious History*, Cambridge (Mass.) 1998.

dem eigenen Werk angepaßten Stil darzubieten¹³. In Wirklichkeit muß man sowohl mit einer guten Kenntnis der Arbeits- und Darstellungsweise des zitierenden Autors, der ganzen Überlieferung und der Quellenkritik als auch mit dem jeweils benötigten Sachwissen an die Sekundärtradition herantreten, um daraus die Fragmente so sachgerecht wie möglich herauszuschälen. Und auch dann wird es vielfach, vor allem wenn Parallelen zum angeblichen Fragment fehlen, nicht möglich sein, zu ausreichend gesicherten Aussagen über die Konstitution des Fragmentes zu kommen. Auch wer meint, das Ermittlungsverfahren erfolgreich abgeschlossen zu haben, soll nicht aufhören, sich zu befragen: Denn die am meisten trügerischen Fragmente sind gerade diejenigen, die vortäuschen komplett zu sein, weil sie sich perfekt in den neuen Kontext der Sekundärüberlieferung zu integrieren scheinen.

Das Problem der Abgrenzung der Fragmente möchte ich an dieser Stelle am Beispiel eines Textes aus Plutarchs „Leben des Agesilaus“ ganz kurz illustrieren. Im 10. Kapitel wird erzählt, daß dem Agesilaus, als er 395 v.Chr. in Kleinasien den Feldzug gegen die Perser leitete, auch das Kommando über die Flotte übertragen wurde. Die doppelte Befehlsgewalt, zu Lande und zur See, ist nur ihm von allen Spartanern zuteil geworden – und wirklich war er, wie Theopompos irgendwo sagt, der größte und berühmteste der damals lebenden Menschen. Die Frage nun ist, wie man das Theopompfragment ausschneiden soll, ganz restriktiv wie Müller¹⁴, etwas großzügiger wie Jacoby¹⁵, oder, wie ich meine¹⁶, unter Ein-schluß der nachfolgenden kritischen Bemerkung: „Indem er aber damals den

¹³ Cf. P.A. Brunt, On Historical Fragments and Epitomes, in: CQ N.S. 30 (1980), S. 477-494 (jetzt auch in J. M. Alonso-Núñez, Hg., Geschichtsbild und Geschichte im Altertum, Darmstadt 1991, S. 334-362, besonders S. 336-337).

¹⁴ FHG I, S. 281, Frgm. 24: Καὶ μέγιστος μὲν ἦν ὁμολογουμένως, καὶ τῶν τότε ζώντων ἐπιφανέστατος, ὡς εἰρηκὲ που καὶ Θεόπομπος.

¹⁵ FGrHist 115 F 321: καὶ καθ' ὁδὸν ὦν (sc. εἰς Φρυγίαν) σκυτάλην δέχεται παρὰ τῶν οἴκοι τελῶν κελεύουσιν ἄρχειν αὐτὸν ἅμα καὶ τοῦ ναυτικοῦ· τοῦτου μόνῳ πάντων ὑπῆρξεν Ἀγεσιλάῳ. καὶ μέγιστος μὲν ἦν ὁμολογουμένως καὶ τῶν τότε ζώντων ἐπιφανέστατος, ὡς εἰρηκὲ που καὶ Θεόπομπος, ἑαυτῷ γε μὴν ἐδίδου δι' ἀρετὴν φρονεῖν μείζον ἢ διὰ τὴν ἡγεμονίαν.

¹⁶ Καὶ καθ' ὁδὸν ὦν (sc. εἰς Φρυγίαν) σκυτάλην δέχεται παρὰ τῶν οἴκοι τελῶν κελεύουσιν ἄρχειν αὐτὸν ἅμα καὶ τοῦ ναυτικοῦ· τοῦτου μόνῳ πάντων ὑπῆρξεν Ἀγεσιλάῳ. καὶ μέγιστος μὲν ἦν ὁμολογουμένως καὶ τῶν τότε ζώντων ἐπιφανέστατος, ὡς εἰρηκὲ που καὶ Θεόπομπος, ἑαυτῷ γε μὴν ἐδίδου δι' ἀρετὴν φρονεῖν μείζον ἢ διὰ τὴν ἡγεμονίαν. Τότε δὲ τοῦ ναυτικοῦ καταστήσας ἄρχοντα Πείσανδρον ἀμαρτεῖν ἔδοξεν, ὅτι πρεσβυτέρων καὶ φρονιμωτέρων παρόντων οὐ σκεψάμενος τὸ τῆς πατρίδος, ἀλλὰ τὴν οἰκειότητα τιμῶν καὶ τῇ γυναικὶ χαρίζομενος, ἧς ἀδελφὸς ἦν ὁ Πείσανδρος, ἐκείνῳ παρέδωκε τὴν ναυαρχίαν.

Peisandros als Flottenführer bestellte, beging er offenbar einen Fehler, daß er nämlich, obschon ältere und erfahrenere Männer zur Verfügung standen, nicht auf das Gemeinwohl Bedacht nahm, sondern aus verwandtschaftlichen Rücksichten und seiner Frau zuliebe, deren Bruder Peisandros war, ihm das Flottenkommando übertrug.“ (Übersetzung Ziegler¹⁷). Allgemein wird auf der Basis der Jacobyschen Edition angenommen, daß Theopomp in F 321 ein durchaus lobendes Urteil über Agesilaos abgibt¹⁸. Wenn nun aber auch die anschließende, unmißverständlich kritische Beurteilung des spartanischen Königs mit zum Fragmenttext gehört, ist ein Ansatz für eine ganz andere und, meiner Meinung nach, angemessenere Theopompinterpretation gegeben. Die Art und Weise, wie hier das Fragment konstituiert wird, führt tief in die historiographischen Probleme hinein, die man sich betreffs Theopomps Hellenika stellen kann: Wie charakterisierte er Personen? Wie bewertete er die Seemacht? Wie stand er überhaupt zu Sparta? Auf die Beantwortung dieser Fragen muß ich hier leider verzichten; ich versuche sie demnächst an anderer Stelle eingehend zu behandeln¹⁹.

¹⁷ Große Griechen und Römer, Bd. III, Zürich-Stuttgart 1955, S. 118.

¹⁸ Das sei hier nur mit P. Cartledge, *Agesilaos and the Crisis of Sparta*, London 1987, S. 69, D.R. Shipley, *A Commentary on Plutarch's Life of Agesilaos. Response to Sources in the Presentation of Character*, Oxford 1997, S. 164 und mit einem Verweis auf die beiden jüngsten Theopomp-Monographien belegt: G.S. Shrimpton, *Theopompus the Historian*, Montreal-Kingston-London-Buffalo 1991, S. 51 und M.A. Flower, *Theopompus of Chios. History and Rhetoric in the Fourth Century B.C.*, Oxford 1994, S. 74: „Agesilaos also won the historian's [= Theopompus'] approbation. Plutarch has preserved an extraordinary judgement (F 321 = Ages. 10,9-10): „Although he was generally acknowledged to be the greatest and most eminent man of his time, as Theopompus somewhere has said, nevertheless, he prided himself on his virtue more than on his position of leadership.“ Bei aller Anerkennung der von Jacoby in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts geleisteten Editionsarbeit (FGrHist IIB, Berlin 1927, Nr. 115) ist es doch methodisch fragwürdig, daß sich diese beiden Forscher über die textuelle Basis für ihre Interpretationen keinerlei Gedanken machen. Seiner Übersetzung der Testimonien und Fragmenten schickt Shrimpton (S. 196) bezeichnenderweise die folgende Bemerkung voraus: „Generally speaking the *testimonia* and fragments are translated *exactly as they are in Jacoby*“ (Kursivierung von mir, G.S.).

¹⁹ In meinem Beitrag Ἀρετή versus ἡγεμονία. Theopompus on Problems of the Spartan Empire (405-394 B.C.) zum Colloquium Storiografia locale e Storiografia universale. Forme di acquisizione del sapere storico nella cultura antica (Bologna, 16-18 dicembre 1999).

Hier sei vorgreifend nur darauf hingewiesen, daß Jacoby bei seiner Edition der Theopompfragmente offensichtlich von der – im Kommentar mit positiver Anerkennung hervorgehobenen – Auffassung E. Meyers ausgegangen ist, nach der Theopomp „in der

Der generellen Schwierigkeit der kritischen Arbeit in der primären Phase der Fragmentkonstituierung sind die meisten Forscher sich heute zweifelsohne schärfer bewußt als früher. Die im 19. und auch noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gängige Meinung lautete etwa, daß in der späthellenistischen und kaiserzeitlichen Literatur, der wir die Hauptmasse unserer Fragmente verdanken, ältere Überlieferungsschichten in einer für uns noch greifbaren Form vorlagen. Es wurde dabei, mit leichter Modifizierung je nach Autor, von der Grundannahme ausgegangen, daß fast alle diese Autoren als überwiegend ‚unselbständige‘ Verfasser zu betrachten seien, die abgesehen von einer stilistischen Neubearbeitung ihre Quellen über ganze Strecken hinweg verhältnismäßig treu, wenn auch mit Verkürzungen, ausgeschrieben hätten. Ihre Verarbeitung der Vorlagen stellte man sich obendrein gerne mechanisch und in der relativ bequemen Form der Einquellentheorie vor²⁰. Dieses Bild nun hat sich in einem beachtlichen Ausmaß geändert. Es geht vielleicht zu weit, hier von einem ‚Paradigmawechsel‘ zu reden, aber die Wahrheit ist, daß kaum einer dieser Autoren nicht das Objekt einer Rehabilitierung gewesen ist, die dazu tendiert, ihre Eigenständigkeit in der einen oder der anderen Form zu betonen. In diesem Zusammenhang sind nicht nur

kurzen Epoche der spartanischen ἀρχή den idealen Zustand [sah]“ (FGrHist IIB, Berlin 1927, S. 335). In der Form ist diese Ansicht heute aber nicht mehr vertretbar. Für die Interpretation des Fragmentes ist es weiter nicht unwichtig zu präzisieren, worin das von Agesilaos nicht beachtete Gemeinwohl bestand: Die im Fragment beschriebene Episode findet kaum ein Jahr vor der Seeschlacht bei Knidos (August 394 v.Chr.) statt. Es liegt daher nahe, Agesilaos’ Berücksichtigung seiner Privatinteressen in einer kritischen Situation, wo „ältere und erfahrenere Männer zur Verfügung standen“, mit der spartanischen Niederlage im Seekrieg in Verbindung zu bringen. Knidos beendete die relativ kurze Zeit von Spartas ‚vollkommener‘ Herrschaft zu Lande und zur See. In den Augen des Theopomp, der gerade die Seemacht als Faktor für die Behauptung der damaligen spartanischen Arché hoch bewertete (cf. G. Schepens, L’apogée de l’archè spartiate comme époque historique dans l’historiographie grecque du début du IVe S. av. J.-Chr., in: *AncSoc* 24, 1993, S. 169-203, bes. S. 199-202), muß Agesilaos’ ἀμάρτημα demnach als ein schwerwiegender Fehler gegolten haben. Daß Theopomp der Seeschlacht bei Knidos als historischer Zäsur in seiner Darstellung eine besondere Bedeutung beigemessen hat, geht, neben anderen Belegen (wozu G.A. Lehmann, Spartas ἀρχή und die Vorphase des korinthischen Krieges in den *Hellenica Oxyrhynchia*, in: *ZPE* 28, 1978, S. 123 und Anm. 39), u.a. daraus hervor, daß er seine *Hellenika* mit dieser Schlacht beendete (FGrHist 115 T 13 & 14).

²⁰ Die Einquellentheorie vertrat die Auffassung, daß die jeweilige ‚Hauptquelle‘ nur gelegentlich mit inzidentellen Supplementen aus ‚Nebenquellen‘ bereichert wurde. Solche ‚Zusätze‘ ließen sich dann aufgrund ihrer eigentümlichen Tendenzen, die vom Tenor des Hauptberichtes abzuweichen schienen, verhältnismäßig leicht von diesem abziehen.

Namen wie Diodor, Strabo, Dionys von Halikarnass, Plutarch, Arrian, Appian, Cassius Dio, Dexipp usw. zu erwähnen, sondern auch Kompilatoren wie Diogenes Laërtios und Athenaios und Lexikographen wie Stephanos von Byzantion²¹.

Wenn man also diesen Autoren, sei es mit unterschiedlichen Akzentuierungen, eine gewisse Selbständigkeit in der Auswahl und Verarbeitung ihrer Vorlagen und auch ein eigenes Interesse an der Gestaltung des Stoffes zuerkennt, geht somit die Möglichkeit verloren, ihren Werken ohne weiteres die in ihnen angeblich ‚rein‘ vorliegende Traditionen zu entnehmen.

Die Folgen für die Beschäftigung mit den Fragmenten lassen sich leicht erraten. Wo Jacoby in den Vorreden zu unterschiedlichen *FGrHist*-Bänden offenkundig noch unbeschwert Termini wie ‚Fragmente‘ und ‚Bruchstücke‘ als verwechselbare Begriffe aus seiner Feder fließen ließ²², scheint die neue methodologische *correctness* darin zu bestehen, nicht nur das Wort ‚Bruchstück‘ (im Sinne von Fragment aus der Sekundärtradition) ganz zu vermeiden, sondern Begriffe wie ‚Zitat‘ und ‚Fragment‘ nicht länger ohne Anführungsstriche zu verwenden. Mehr als früher ist man sich darüber einig, daß das Wort ‚Fragment‘ ein besonders ungeeigneter Terminus ist zur Bezeichnung von Textresten früherer Werke, die wir zum größten Teil nur aus späteren Verweise in der Sekundärüberlieferung kennen. Demnach schlägt Brunt in seinem in 1980 geschriebenen methodologisch wichtigen Aufsatz „On Historical Fragments and Epitomes“, vor, daß es besser wäre, von ‚Reliquiae‘ als von ‚Fragmenten‘ zu sprechen²³. Vor diesem ganzen Hintergrund läßt sich nicht zuletzt auch das oben erwähnte Plädoyer bestimmter Forscher verstehen, den Fragmentbegriff nur für Zitate im Wortlaut zu reservieren. Hierzu sei mir aber jetzt die Bemerkung erlaubt, daß eine solche Einengung des Begriffes der geläufigen, freien Zitierweise – nicht selten auch aus dem Gedächtnis²⁴ – der meisten antiken Autoren völlig unangemessen ist und demnach unvermeidlich dazu führen muß, die Fragmentsammlung als Preis für die angestrebte höhere Sicherheit drastisch zu reduzieren, sozusagen also das Kind mit dem Bade auszuschütten.

²¹ Auf die ‚eigene‘ Arbeitsweise des Stephanos von Byzanz und auf die mit einem allzu vertrauensseligen Umgang mit seinem Lexikon verbundenen Gefahren, machen u.a. G.W. Bowersock, *Jacoby's Fragments and Two Greek Historians of Pre-Islamic Arabia* (siehe oben, Anm. 8) und M. Zahrt, Πόλις Μακεδονίας – Πόλις Θράκης, in: ΑΦΙΕΡΩΜΑ ΣΤΟΝ Ν.Γ.Λ. Hammond, Thessaloniki 1997, S. 543-550 aufmerksam.

²² Siehe in der Vorrede zu *FGrHist* I, S. VIII und IX und zu *FGrHist* II, S. V.

²³ P. A. Brunt, *Fragments*, S. 335 (Seitenzahl nach der Edition in J. M. Alonso-Núñez, Hg., *Geschichtsbild* (siehe oben Anm. 13).

²⁴ Cf. P.A. Brunt, *Fragments*, S. 337-338.

Auch eine weitere, nicht weniger bemerkenswerte Folge der veränderten Forschungslage muß hier noch kurz angedeutet werden. Gemäß der älteren Auffassung ist die von Jacoby im Kommentar gebotene Verantwortung der Fragmentkonstitution überwiegend quellenkritisch ausgerichtet: Sie beabsichtigt in erster Linie, durch einen ‚Längsschnitt‘²⁵ durch die Tradition, soweit wie möglich, „die Stellung des fragmentes in der entwicklung dieser tradition wie z.B. die zitaten-nester sie garnicht so selten erkennen lassen“ sichtbar zu machen²⁶. Ohne die eigene, bedeutungsvolle Rolle der quellenkritischen Analyse leugnen zu wollen, setzt die heutige Forschung gewiß andere Akzente, indem sie die ‚horizontale‘ Kontext-Analyse als weitere wichtige – vielleicht sogar als die wichtigste – Aufgabe einer kritischen Fragmentedition betrachtet. In diesem Sinne haben sowohl Strasburger als auch Brunt die absolute Notwendigkeit einer gründlichen und systematischen Überprüfung der Aussagefähigkeit der Autoren, aus denen die Fragmente ausgeschnitten werden, hervorgehoben. „It will be my contention,“ schreibt Brunt, „that scholars have often been too precipitate in characterizing and evaluating lost histories on the basis of evidence that is irremediably insufficient, and that in particular too little account is commonly taken of the relevant characteristics of the authors who preserve ‘reliquiae’, their reliability in quoting or summarising, and their own interests and purposes.“²⁷ Was auch immer für einen Autor die unterschiedlichen Motive gewesen sein können, um auf einen Vorgänger Bezug zu nehmen – bei Historikern gab vielfach eine polemische Absicht den Ausschlag –, soviel ist sicher, daß es in erster Linie diese Motive

²⁵ Vorrede zu FGrHist II, S. IV.

²⁶ Es soll hier aber gebühlich hervorgehoben werden, daß Jacoby aufgrund seiner ungeheuren Kenntnis der ganzen Tradition den „glücklichen Kinderglauben“ der naiven Quellenforscher nicht teilte und sich der Komplexität der Quellenverhältnissen und der Relativität der Quellenforschung sehr bewußt war: siehe Vorrede zu FGrHist IIA, Berlin 1926, S. VI-VII.

²⁷ P.A. Brunt, *Fragments*, S. 361: „... the most learned and acute scholars have often been over-confident in delineating the scope of lost histories and the qualities of their authors. ... ‘Fragments’ and even epitomes reflect the interests of the authors who cite or summarize lost works as much as or more than the characteristics of the works concerned.“ Vgl. die einleitenden Erwägungen zu den Quellen der Fragmente in G.W. Most (Hg.), *Collecting Fragments*: „... It is dangerous to deal with any fragment without any regard whatsoever for the context of its transmission.“ (Preface [Some Reflections on Fragments, § 3, S. VI-VII]). Seinerseits hat auch Jacoby Wert darauf gelegt in seiner Textedition „die einzelnen bruchstücke“ mit einem Minimum an Kontext vorzulegen, damit der gelegentliche Benutzer „die Umgebung kennen lernen [kann], in der das Fragment steht.“ (Vorrede zu FGrHist I, S. IX).

sind, die Umfang und Qualität des Zitats bestimmen. Wenn das Adagium *quidquid recipitur ad modum recipientis recipitur* irgendwo stimmt, dann trifft es sicher hier zu²⁸.

Im Zusammenhang mit unserer Problemstellung braucht nun aber alles bisher Gesagte nicht zu bedeuten, daß es unmöglich geworden wäre, diesen Autoren noch irgendwelche Fragmente ‚abzunehmen‘, sondern erstens, daß wir uns das Ermittlungsverfahren als ein deutlich komplexeres und delikateres Unternehmen vorzustellen haben und zweitens, daß bei allen Schritten, die dabei vorgenommen werden sollen, äußerste Sorgfältigkeit und Behutsamkeit geboten sind. Fragmente nötigen zu einer verschärften Akribie im Umgang mit den Texten. Es ist sicher nicht möglich, ein und für allemal die Methode für eine qualitätsgesicherte Ermittlung festzulegen. Als ein Ansatz aber dazu, die wichtigsten Aspekte der Aufgabe, vor die die Forschung sich hier gestellt sieht, im Zusammenhang zu durchdenken und kohärent zu beschreiben, sei es mir erlaubt, hier zum Abschluß dieses Punktes nochmals die Idee der ‚Cover-Text‘-Analyse, die ich in meinem Heidelberger Vortrag vorgeschlagen habe²⁹, vorzuführen. Das englische Verbum ‚cover‘³⁰ hat mit seiner dreifachen Bedeutung von „verbergen“, „beschützen“ und „einschließen“ den Vorzug, daß es in einem Gesamtbild die drei wesentlichen Funktionen aufruft, die die späteren, ‚zitierenden‘ Autoren bezüglich der Fragmente erfüllen: Sie ‚beschützen vor Verlust‘, d.h. bewahren Vorgänger-Texte aus für uns verschollenen Werken; zugleich aber verheimlichen sie oft bedeutungsvolle Aspekte dieser Texte (mehr oder wenig wesentliche Teile des Inhalts; ihre ursprüngliche literarische Form); und, indem sie das alles tun, ordnen sie diese Texte nicht selten in neue Thematiken und Argumentationszusammenhänge ein. Somit schafft der Begriff ‚Cover-Text‘-Analyse für die erste Phase der kritischen Arbeit an den Fragmenten einen methodischen Rahmen, der Ausblicke eröffnet in die drei angedeuteten Richtungen. Die Forschungsperspektive, die durch diesen Ansatz freigegeben wird, ist die einer intertextuellen Analyse, die – es sei hier mit Nachdruck gesagt – sich nicht gegen die quellenkritische Aufschlüsselung der Tradition durchsetzen möchte, sondern sie logisch mit einschließt. Was

²⁸ Vgl. zur Tradierung philosophischer Fragmente: J. Mansfeld, Pappus, mathematicus en een beetje filosoof (Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen. Mededelingen van de Afdeling Letterkunde, Nieuwe Reeks, Deel 61 no. 6), Amsterdam 1998, S. 5-20, besonders S. 6: „Wijsgerige historiografie in onze zin van het woord, dat wil zeggen een zoveel mogelijk onvooringeromen rapportage, bestond in de Oudheid niet.“

²⁹ Jacoby's FGrHist: Problems, Methods, Prospects, S. 166-167 Anm. 66.

³⁰ Siehe The New Shorter Oxford English Dictionary (Hg. L. Brown, I, Oxford 1993, S. 534): „put or lay something over or in front of (an object) so as to conceal, protect or enclose it.“

als Fragment zu gelten hat, ist also das Ergebnis einer komplexen und verknüpften Analyse. Ein Fragment wird demgemäß auch ein zu qualifizierender Text sein. Wie in diesem Zusammenhang konkrete Modalitäten der Drucklegung des Fragmenttextes behilflich sein können, wird nachher bei der Behandlung des Punktes „Publikation der Fragmente“ verdeutlicht werden. Zunächst gehen wir zur Besprechung des zweiten Schrittes, der Textherstellung der Testimonien und Fragmente, über.

Textherstellung der Testimonien und Fragmente

Genau wie für die handschriftlich überlieferten Autoren ist ein gesicherter Wortlaut auch für die fragmentarisch erhaltenen die Grundlage für das richtige Verstehen des Textes. Die Textherstellung der Testimonien und Fragmente möchte ich im Rahmen dieses Vortrages nur ganz kurz streifen, indem ich die praktisch in der *FGrHist*-Werkstatt angewandte Methode verdeutliche. Alle weiteren hier zutage kommenden Fragen sind ja nicht fragmentspezifisch und betreffen die Probleme der Überlieferungswege und Überlieferungsträger und der Textkritik, so wie sie sich im Bereich der Papyrologie, der Epigraphik und der handschriftlichen Überlieferung ganz allgemein stellen. Die schon von Jacoby innerhalb seiner Sammlung eingeführte Methode besteht in der Regel darin, die griechischen Texte, die ja meistens in mehreren kritischen Editionen vorliegen, den maßgeblichen wissenschaftlichen Ausgaben zu entnehmen. Im kritischen Apparat zur Sammlung werden dann diejenigen Hinweise und Varianten übernommen, die für die textkritische Beurteilung des jeweiligen Testimoniums oder Fragmentes unverzichtbar sind. Bei einer so breit angelegten Sammlung wie *FGrHist* erweist sich diese pragmatische Lösung als die einzig praktikable. Höhere wissenschaftliche Ansprüche zu stellen und zu fordern, daß die Überlieferung aller Fragmenttexte erneut inspiziert und anhand der Handschriften durchstudiert werden soll, ist zwar denkbar, aber nur ausführbar innerhalb von Editionsprojekten, die sich lediglich mit einem Autor oder einem Werk beschäftigen – und dort sind sie dann vielleicht auch wünschenswert³¹.

³¹ Instruktiv zur Sache sind die Erwägungen von I. Kidd, What is a Posidonian Fragment, in G.W. Most (Hg.), *Collecting Fragments*, S. 234: „In the first edition of Edelstein/Kidd I adopted the stance of presenting the reader in the main with the text of established editions supplemented with clear relevant apparatus which included possible conjectures to allow the reader to make up his own mind. That was mistaken, because the edited text offered in a collection of fragments should be, like a translation, the culmination of all previous research into it. Therefore, in the second edition, the printed text was emended, with full

Die kurze Behandlung dieses Punktes möchte ich jedoch nicht abschließen, ohne mit einem Beispiel die tragende Rolle der kritischen Arbeit, die auch in dieser Phase der Fragmentedition immer wieder geleistet werden muß, zu illustrieren. Das T 2 des Megasthenes (*FGrHist* 715), um das es hier geht, ist von A.B. Bosworth in einem in 1996 veröffentlichten Aufsatz gründlich untersucht worden, und ich stütze mich im folgenden auf seine Ausführungen³². In der modernen Erstausgabe der Fragmente des Megasthenes (Bonn 1846) hatte Schwanbeck³³, einer Anregung des Indologen Lassens folgend, der den Satzteil über Poros als eine Interpolation tilgen wollte, für die betreffende Stelle aus den „Indika“ des Arrian folgende Emendation der handschriftlichen Lesart vorgeschlagen: statt συγγενέσθαι γὰρ Σανδρακόττω λέγει τῷ μεγίστῳ βασιλεῖ τῶν Ἰνδῶν καὶ Πώρῳ ἔτι τούτου μέζονι sollte man lesen: καὶ Πώρου ἔτι τούτῳ μέζονι. Als Megasthenes nämlich, wie Schwanbeck meinte, seine Indienreise als Gesandter des Seleukos etwa zwischen 305 und 303/302 v.Chr. unternahm, konnte er unmöglich behaupten, er sei mit Chandragupta *und* mit Poros zusammengetroffen; letzterer war nämlich 317 v.Chr. gestorben (cf. Diod. XIX 14); auch die Behauptung, daß Poros ein noch mächtigerer König als Chandragupta war, verursachte in seiner Sicht unüberwindliche Schwierigkeiten, denn zur mutmaßlichen Zeit der Reise des Megasthenes hatten sich die Machtverhältnisse auf dem indischen Subkontinent, wo der Begründer des Maurya-Imperiums seinen Herrschaftsbe- reich weit über den Indus ausdehnte, deutlich zugunsten des Chandragupta geändert. Schwanbecks Emendation schien beide Probleme mit einem Schlag lösen zu können: Nach dem verbesserten Text hätte Megasthenes gesagt, „er sei mit Sandrakottos, dem größten König der Indier zusammengetroffen, und dieser sei noch bedeutender als Poros.“ Die Emendation fand sofort ihren Weg zur

detail and explanation, where I felt it necessary; after all, these emendations were crucial to, indeed part of the final interpretation.“

³² A.B. Bosworth, The Historical Setting of Megasthenes' Indica, in CP 91 (1996), S. 113-127. Jacoby gibt als T 2 folgende Texte: a) Arrian. Anab. 5, 6, 2: Μεγασθένης, ὃς ξυνῆν μὲν Σιβυρτίῳ τῷ σατράπῃ τῆς Ἀραχοσίας (a. 325ff.), πολλάκις δὲ λέγει ἀφικέσθαι παρὰ Σανδράκοττον τὸν Ἰνδῶν βασιλέα συγγενέσθαι γὰρ Σανδρακόττω λέγει τῷ μεγίστῳ βασιλεῖ τῶν Ἰνδῶν καὶ Πώρῳ ἔτι τούτου μέζονι sollte man lesen: καὶ Πώρου ἔτι τούτου μέζονι (ca. 321-297). b) – Ind. 5, 3: ἀλλ' οὐδὲ Μεγασθένης πολλὴν δοκέει μοι ἐπελθεῖν τῆς Ἰνδῶν χώρας, πλὴν γε ὅτι πλεῖνα ἢ οἱ ξὺν Ἀλεξάνδρῳ τῷ Φιλίππου ἐπελθόντες· συγγενέσθαι γὰρ Σανδρακόττω λέγει τῷ μεγίστῳ βασιλεῖ Ἰνδῶν, καὶ Πώρου ἔτι τούτῳ μέζονι. Im Apparat: Πώρου ἔτι τούτου Schwanbeck πώρῳ ἔτι τούτου A [καὶ – μέζονι] Lassen.

³³ E.A. Schwanbeck, Megasthenis Indica. Fragmenta collegit, commentationem et indices addidit, Bonn 1846 (= Amsterdam 1966), S. 19-23.

Sammlung Müllers³⁴, der sie folgendermaßen begrüßte: *hac admissa emendatione, optime omnia procedunt*. Schwanbecks Vorschlag wurde weiter von allen Forschern angenommen, einschließlich Jacobys³⁵.

Nun geht es aber um eine Stelle bei Arrian, die handschriftlich ganz unverdächtig ist und auch vom Griechischen her gar nicht korrekturbedürftig erscheint; im Gegenteil, das Griechisch des emendierten Textes ist, wie Bosworth zu Recht bemerkt, ein Stück schlechter. Aber der wirklich kritische Punkt in dieser ganzen Konstruktion ist, daß wir von den Lebensumständen des Megasthenes so gut wie nichts wissen; die moderne, zur wissenschaftlichen Orthodoxie erhobene Annahme, nach der er seine Reise als Gesandter des Seleukos und in seinem Auftrag unternahm³⁶, beruht auf gar nichts anderem als einem Zeugnis der „Stromata“ des Klemens von Alexandrien: Μεγασθένης ὁ συγγραφεὺς ὁ Σελεύκῳ τῷ Νικάτορι συμβεβιωκώς (T 1). Wenn συμβεβιωκώς überhaupt etwas über ein besonderes Verhältnis des συγγραφεὺς zu Seleukos aussagt – was nicht ausgeschlossen ist³⁷ –, bleibt es jedoch weit davon entfernt, eine Stütze zu bieten für die Annahme, daß es Megasthenes und niemand anders gewesen sein muß, der gegen Ende des 4. Jh.v.Chr. die diplomatische Mission nach Indien unternahm. „The traditional view that he did“, so Bosworth, „arises from the dangerous practice of combining evidence out of context.“³⁸ Nach 150 Jahren ist Bosworth der Nachweis gelungen, daß die Indika-Stelle ganz zu Unrecht emendiert wurde. Die Indienreise des Megasthenes haben wir uns nach dem unverdächtigen Zeugnis von T 2 zu einem erheblich früheren Zeitpunkt, etwa zwischen 320 und 318 v.Chr. vorzustellen; und damals war Poros tatsächlich noch der mächtigste König. Die Wiederherstellung des Originaltextes bewirkt in diesem Fall nicht nur die Richtigstellung einer Einzelheit, sondern schafft für die Auswertung aller anderen Fragmente einen neuen historischen und historiographischen Bezugsrahmen³⁹. Umgekehrt liefert das hier besprochene Testimonium ein Beispiel dafür, wie eine selbstherrliche Textkritik aus einer längst vergangenen Periode

³⁴ FHG II, Paris 1848, S. 398.

³⁵ T 2 gibt den Text in der von Schwanbeck emendierten Fassung. Der kritische Apparat in der Tusculum Arrian-Edition (München 1985) macht gar nicht mehr auf die Textänderung aufmerksam.

³⁶ Siehe E. Olshausen, Prosopographie der hellenistischen Königsgesandten, Leuven 1964, Nr. 127; cf. J. Seibert, Das Zeitalter der Diadochen, Darmstadt 1983, S. 146-147.

³⁷ Siehe hierzu Bosworth, op.cit., S. 114 und Anm. 7.

³⁸ A.B. Bosworth, op.cit., S. 114.

³⁹ Bosworths überzeugende Interpretation rückt Megasthenes historisch und chronologisch in die Nähe der Alexanderhistoriker.

falsche *a-priori*-Vorstellungen, die sich in den Lücken unserer wirklichen Kenntnisse eingenistet haben, zu unterstützen vermag.

Ich gehe nun zur Besprechung des dritten Schrittes, der Publikation der Fragmente über.

Publikation der Fragmente

Eine Fragmentausgabe umfaßt drei Aspekte: Edition des Fragmentes in der Originalsprache, die Übersetzung und den Kommentar. Wo mehrere Fragmente eines Werkes oder Fragmente aus mehreren Werken eines Autors erhalten sind, kommt dazu selbstverständlich die Präsentation der Textstücke in einer Anordnung, die sie möglichst genau über die einzelnen Werke verteilt und in einer Form, die weiterhin die Struktur der verlorenen Werke, soweit noch erkennbar, sichtbar werden läßt.

Die Edition des Textes ist zugleich Zweck und Endergebnis aller vorherigen Operationen: Dem Benutzer der Sammlung wird ein Fragment bestimmten Umfangs in einer durch die Textkritik ‚gereinigten‘ Fassung und mit Qualifizierung seines Authentizitätsgrades vorgelegt. Nach der üblichen in *FGrHist* angewandten Methode werden direkte, wörtliche Zitate durch gesperrten Druck gekennzeichnet, die paraphrasierenden durch normalen Druck, während die unsicheren Textportionen (die meistens mit dem Kontext des Fragmentes in der Sekundärüberlieferung identisch sind) in Kleindruck (in ‚petit‘) gegeben werden. Als ein relativ grobes Hilfsmittel kann die typographische Differenzierung selbstverständlich nur die allerwichtigsten Ergebnisse des kritischen Verfahrens der Fragmentkonstitution veranschaulichen. Auch kann der gedruckte Text in den Fällen, wo alternative Textgestaltungen möglich sind, immer nur eine Editionsweise zeigen⁴⁰. Der nachfolgende Kommentar ist daher als obligater Teil jeder wissenschaftlichen Fragmentedition zu betrachten. Es ist der Ort, an dem die Konstitution des Fragmentes im Einzelnen beschrieben und verantwortet wird, wo gegebenenfalls Alternativen zur vorgestellten Edition besprochen werden, und wo alle weiteren, erwünschten Nuancierungen in der Abstufung der Authentizität zum Ausdruck gebracht werden können. Zudem muß der Kommentar dem Benutzer alle sachlichen Informationen bieten, die er zur historischen und historiographischen Verwertung des Fragmentes braucht. Es ist das Verdienst Jaco-

⁴⁰ Das ist, zum Beispiel, der Fall in *FGrHist* 1001 F 1: Die als weniger wahrscheinlich betrachtete Alternative, wobei das für Empedokles in Anspruch zu nehmende Fragment bis ἀγαπήσας läuft, wird im Kommentar als „option 1“ vorgeführt (S. 32).

bys, daß er in diesem Sinne die Kommentierung der Fragmente für eine unentbehrliche Komponente einer kritischen Edition gehalten hat⁴¹. Damals erweckte seine Initiative, zu allen Fragmenten einen Kommentar zu schreiben, noch Aufsehen. Sein Lehrer Hermann Diels betrachtete die Kommentierung als eine ‚ehrgeizige‘ Absicht, die die Vollendung der Sammlung beeinträchtigen könne. Zurückdenkend an diese Worte schreibt Jacoby ein Jahr vor seinem Tode,⁴² daß diese ihm „immer lebhaft im gedächtnis geblieben“ sind, und sich letztendlich als eine „düstere prophezeiung“ bewahrheitet haben. An der Notwendigkeit des Kommentares als obligater Teil einer kritischen Fragmentedition zweifelt indessen wohl niemand mehr.

Anders als Jacoby betrachten wir es jetzt auch als unsere Aufgabe, dem griechischen Text eine Übersetzung, *in casu* in englischer Sprache, beizugeben. Hierfür lassen sich zwei Gründe anführen: Zum einen wird auf diese Weise der Zugang zu den Texten für Nichtspezialisten ermöglicht bzw. erleichtert; zum anderen spielt die prinzipielle Erwägung mit, daß sich der Herausgeber nicht vor dem kritischen Test drücken darf, auf engsten Raum, mittels der Übersetzung, zu Fragen der Interpretation des Textes Farbe zu bekennen. Der Kommentar ist hier wieder der Ort, wo über mögliche kontroverse Aspekte der Übersetzung im Einzelnen Rechenschaft abgelegt werden kann.

Trotz der Bemühungen der Editoren von Fragmenten müssen viele Probleme betreffs der Beschaffenheit und der Qualität der verlorenen historischen Werke – man denke an die Bestimmung des Umfanges, des Beginn- und Endpunktes, an die Werkökonomie, Inhalt, Methode, Darstellungsweise, Geschichtsinterpretation, usw. – nicht selten offen bleiben. Das ist vor allem der Fall, wo längere zusammenhängende Texte fehlen. Um so mehr bleibt es die Aufgabe des Herausgebers, das so vollständig wie möglich versammelte Material in einer Anordnung zu präsentieren, die die Beantwortung dieser Fragen so gut wie möglich fördert. Die in der Praxis nicht immer leicht durchführbare Aufgliederung des Materials in Testimonien und Fragmente erweist sich in diesem Zusammenhang sicher als nützlich und methodisch interessant: ‚Aussagen‘ und ‚Fragmente‘ über bzw. von einem Werke sind als Erkenntnisquellen eigener Art zu verwerten, obwohl beide Kategorien von Texten sich natürlich gegenseitig aufschlußreich ergänzen können. Wenn die Testimonia zudem in der chronologischen Reihenfolge der späte-

⁴¹ Gelegentlich hat Jacoby am Anfang des kritischen Apparates einen Verweis auf die im Kommentar gegebene Begründung der Fragmentkonstitution eingebaut: siehe z.B. FGrHist 709 T 1: „8-12: s. Komm.“.

⁴² Vorrede zu IIIC, Leiden 1958, S. 7*.

ren Autoren, die sich zu einem verlorenen Werk geäußert haben, aufgelistet werden, ermöglichen sie dem Benutzer der Sammlung einen ersten, raschen Überblick über die antike Rezeptionsgeschichte des verschollenen Werkes.

Was die Fragmente selbst angeht, bilden selbstverständlich die zusammen mit dem Namen des Autors verzeichneten Angaben des Titels und/oder des Buches, aus dem zitiert wird, die Grundlage für ihre Anordnung in einer Folge, die der Struktur des verlorenen Originals möglichst nahe entspricht. Das jeder vorbereitenden Untersuchung übergeordnete Erkenntnisziel ist ja die Wiedereinsetzung des Fragmentes in den noch rekonstruierbaren Rahmen oder Kontext des verlorenen Werkes. Die strenge Scheidung, die Jacoby, hier wiederum aus Rücksicht auf die Form der Überlieferung, bei der Präsentation der Fragmente vorgenommen hat zwischen denjenigen, die mit Titel und Buchzahl erhalten blieben, und solchen ohne diese Daten, haben wir in der Fortsetzung nicht beibehalten. Es wirkt störend für den Benutzer – und es ist auch wirklich paradox –, wenn in einer Sammlung Zusammengehöriges an unterschiedlichen Orten zusammengesucht werden muß. Fragmente ohne Titel oder Buchzahl sollten, so weit wie möglich, an ihrer mutmaßlichen Stelle eingereiht werden. Dabei muß der methodisch und wissenschaftlich relevante Unterschied zwischen beiden Kategorien von Fragmenten nicht zwangsläufig unkenntlich gemacht werden, wenn man nach dem von Wehrli in seiner Sammlung „Die Schule des Aristoteles“ befolgten Prinzip durch Einrückung der Texte vom linken Seitenrand aus angibt, daß die Zuweisung der betreffenden Fragmente zu einem bestimmten Werk oder Buch nur auf Wahrscheinlichkeitserwägungen beruht.

Im Bereich einer Fragmentsammlung bedeutet Reintegration des Fragmentes in seinen ursprünglichen Kontext oder ‚Sitz im Leben‘ immer nur einen Versuch, eine mehr oder wenig weit zurückliegende Möglichkeit an. Wie groß der interpretative Spielraum auch dort noch bleibt, wo das fragmentarische Material verhältnismäßig reich vorhanden ist, zeigt z.B. die andauernde Diskussion über die Ortsbestimmung der „Hellenica Oxyrhynchia“. Schon vor neunzig Jahren war aus dem Titel der Erstausgabe der Londoner Fragmente „Theopompus (or Cratippus) Hellenica“⁴³ die Frage abzulesen, ob die im Sand der ägyptischen Wüste entdeckten Fragmente eines Geschichtswerkes, das sich als eine Fortsetzung des Thukydides zeigte, nun mit den auf anderen Wegen erhaltenen Testimonia und Fragmenten des Kratipp oder des Theopomp zu vereinigen seien. Obwohl sich

⁴³ P. Oxy 842, hg. von B.P. Grenfell, A.S. Hunt, in: *The Oxyrhynchus Papyri* 5, London 1908, S. 110-242.

Kratipp jetzt des Beifalls der meisten Forscher erfreuen kann, steht die definitive Antwort noch immer aus.

Demgegenüber kann für eine nicht geringe Zahl von einzeln und oft auch dekontextualisiert überlieferten Fragmenten höchstens der Versuch gemacht werden, das Fragment oder Testimonium in einem gewissen literarhistorischen Kontext unterzubringen. Die rekonstruktive Arbeit, die hier geleistet werden muß, geht als solche weit über das Editionsvorhaben hinaus, bleibt jedoch als Voraussetzung für die Beantwortung der Frage, ob das betreffende Fragment in eine bestimmte Sammlung aufgenommen werden soll oder nicht, engstens mit den Grundfragen der Fragmentedition verbunden. Die Interpretationsversuche sollen sich hier möglichst weit an objektiven Anhaltspunkten orientieren und in bewußter Selbstdisziplinierung der freien Erfindung die nötigen Schranken setzen. Allzu oft erweist sich hier der Wunsch als Vater des Gedankens, und es herrscht eine Neigung vor, die weiten Lücken, die den isolierten Fragmenttext umgeben, mit literaturgeschichtlichen und historiographischen Vorstellungen auszufüllen, die sich aufgrund des sonstigen Materials nicht ausreichend belegen lassen. Die Frage stellt sich z.B. äußerst scharf für den Ursprung der biographischen Literatur bei den Griechen. Ich habe in diesem Zusammenhang nicht weniger als 22 Seiten des Kommentars gebraucht, um mich mit den unterschiedlichsten, einander gegenseitig widersprechenden Thesen auseinanderzusetzen, zu denen die fünf von der Suda vermittelten Worte des angeblichen Titels Τὰ κατὰ Ἡρακλείδην τὸν Μυλασσῶν βασιλέα eines Werkes von Skylax von Karyanda Anlaß gegeben haben: Die Auffassungen der Gelehrten gehen hier von der grundsätzlichen Verdächtigung der Authentizität des Titels bis zur Promotion des Seefahrers Skylax zum Grundleger des biographischen Genos⁴⁴. Wir müssen uns damit

⁴⁴ Die Bestreitung der Echtheit der Schrift hat Jacoby in seiner üblichen Art mit einer in diesem Fall ganz eigenwilligen und unwahrscheinlich komplizierten überlieferungsgeschichtlichen Konstruktion zu begründen versucht. Die Eliminierung des Titels war für ihn insofern von kapitaler Bedeutung, weil die angebliche Existenz einer historischen Monographie Jacobys Vorstellung der ‚Entwicklungsgeschichte‘ der Geschichtsschreibung ganz zuwiderläuft. Nach Jacoby gäbe es an diesem frühen Zeitpunkt noch keinen Platz für solche Monographien. Momigliano hat seinerseits gegen andere Forscher, die Skylax nicht einmal einer Erwähnung in der Vorgeschichte der biographischen Literatur für würdig erachten, dem Seefahrer die Ehre geben wollen, das neue Genos geschaffen zu haben. Das vielleicht größte Übel in unserer Disziplin besteht aber darin, einmal formulierten Hypothesen durch Wiederholung allmählich den Status von ‚Fakten‘ zu verleihen. Ich habe mich dazu folgendermaßen geäußert: „If mere repetition of a hypothesis were an argument, a strong case could be made for considering S.’s work on Herakleides to have been a biography.“ Zu den Gelehrten, die in der Nachfolge Momiglianos seine These

abfinden, daß viele isoliert überlieferte kleinere Fragmente, um es mit Sextus Empiricus zu sagen, im Grunde nichts anderes als eine ὕλη ἀμέθοδος⁴⁵ darstellen, eine jeder philologischen und historischen Methodik widerstrebende Materialmasse. Es ist legitim zu versuchen, diesem Material einen literaturgeschichtlichen oder historischen Sinn abzugewinnen, aber im Interesse der Forschung gar nicht so selten empfehlenswert, die gestellten Fragen mit einem *non liquet* zu beantworten⁴⁶.

Die konkrete Besprechung zweier größeren Textproben möchte ich mit einem Blick auf *FGrHist* 566 F 28 des Timaios eröffnen. Das Fragment wurde folgendermaßen von Jacoby ediert: a) DIOD. 13. 90. 4: nach der Einnahme von Akragas schickt Himilkon die wertvollsten Kunstwerke nach Karthago, ἐν οἷς καὶ τὸν Φαλάριδος συνέβη κομισθῆναι ταῦρον, τὴν δ' ἄλλην ὠφέλειαν ἐλαφυροπώλησεν. (5) τοῦτον δὲ τὸν ταῦρον ὁ Τίμαιος ἐν ταῖς ἱστορίαις διαβεβαιωσάμενος μὴ γεγονέναι τὸ σύνολον, ὑπ' αὐτῆς τῆς τύχης ἠλέγχθη. Σκιπίων γὰρ ὕστερον ταύτης τῆς ἀλώσεως σχεδὸν ἐξήκοντα καὶ διακοσίους ἔτεσιν ἐκπορθήσας Καρχηδόνα τοῖς Ἀκραγαντίνοις μετὰ τῶν ἄλλων τῶν διαμεινάντων παρὰ τοῖς Καρχηδονίοις ἀποκατέστησε τὸν ταῦρον, ὃς καὶ τῶνδε τῶν ἱστοριῶν γραφομένων ἦν ἐν Ἀκράγαντι. (6) περὶ δὲ τοῦτου φιλοτιμότερον εἰπεῖν προήχθη, διότι Τίμαιος ὁ τῶν πρό γε αὐτοῦ συγγραφέων πικρότατα κατηγορήσας (T 11) . . . αὐτὸς εὕρισκεται σχεδιάζων, ἐν οἷς μάλιστα ἑαυτὸν ἀποτέφαγκεν ἀκριβολογούμενον. b) POLYB. 12, 25: ὅτι περὶ τοῦ ταύρου τοῦ χαλκοῦ τοῦ παρὰ Φαλάριδος κατασκευασθέντος ἐν Ἀκράγαντι, εἰς ὃν ἐνεβίβαζεν ἀνθρώπους . . . (3) τοῦτου δὲ τοῦ ταύρου κατὰ τὴν ἐπικράτειαν Καρχηδονίων μετενεχθέντος ἐξ Ἀκράγαντος εἰς Καρχηδόνα, καὶ τῆς θυρίδος διαμενούσης περὶ τὰς συνωμίας, δι' ἧς συνέβαινε καθίστασθαι τοὺς ἐπὶ τὴν τιμωρίαν, καὶ ἑτέρας αἰτίας, δι' ἣν ἐν Καρχηδὸνι κατεσκευάσθη τοιοῦτος ταῦρος, οὐδαμῶς δυναμένης εὑρεθῆναι τὸ παράπαν, (4) ὅμως Τίμαιος ἐπεβάλετο καὶ τὴν κοινὴν φήμην ἀνασκευάζειν καὶ τὰς ἀποφάσεις τῶν ποιητῶν καὶ συγγραφέων ψευδοποιεῖν, φάσκων μὴ εἶναι τὸν ἐν Καρχηδὸνι ταῦρον ἐξ Ἀκράγαντος, μῆτε γεγονέναι τοιοῦτον ἐν τῇ προειρημένῃ πόλει. (5) καὶ πολλοὺς δὲ τινὰς εἰς τοῦτο τὸ μέρος διατέθει-

wiederholen, aber ohne den ganz hypothetischen Charakter dieser Unterstellung, die ihr Urheber wenigstens an bestimmten Stellen noch hervorhebt, gebühlich in Rechnung zu stellen, siehe *FGrHist* 1000 T 1, S. 20-21.

⁴⁵ Sext. Empir., Adv. Gramm. I 266.

⁴⁶ Vgl. die Schlußbetrachtung in den Prolegomena zu *FGrHist* IVA: Biography. Fascicle I: The Pre-Hellenistic Period, Leiden-Boston-Köln 1998, S. XVIII.

ται λόγους. (es folgt T 19) c) SCHOL. PINDAR. *Pyth.* 1, 185 τὸν δὲ ταύρω χαλκῶ καυτήρα νηλέα νόον ἔχθρὰ Φάλαριν κατέχει παντῶ φάτις] τὸν δὲ τοῦ Φαλάριδος ταῦρον οἱ Ἀκραγαντῖνοι κατεπόντωσαν, ὥς φησι Τίμαιος· τὸν γὰρ ἐν τῇ πόλει δεικνύμενον μὴ εἶναι τοῦ Φαλάριδος, καθάπερ ἡ πολλὴ κατέχει δόξα, ἀλλ᾽ εἰκόνα Γέλα τοῦ ποταμοῦ. κατασκευάσαι δὲ αὐτόν φασι Περίλαον, καὶ πρῶτον ἐν αὐτῷ κατακαῆναι· Καλλίμαχος (F 119 Schn = 46 Pf) ἄπρῳτος ἐπεὶ τὸν ταῦρον ἐκαίνισεν, ὅς τὸν ὄλεθρον εὔρε τὸν ἐν χαλκῷ καὶ πυρὶ γιγνόμενονῃ.

Was das betreffende Fragment über den Phalaris-Stier für die Erörterung der Editionsprobleme so interessant macht, ist, daß es in drei unterschiedlichen und zum Teil auch widersprüchlichen Fassungen vorliegt. Alle drei ‚zitierenden‘ Autoren – Diodor, Polybios und der Pindarscholiast – sind als Leser des Timaios zu bezeichnen, ein Umstand, der den hier zum Vorschein kommenden Problemen eine besondere Prägnanz verleiht. Außerdem läßt sich aus der anonym überlieferten Erzählung der Schlacht bei Eknomos (XIX 108) bei Diodor, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf Timaios zurückzuführen ist, zusätzliche Information zur Frage der ursprünglichen Textgestaltung des Fragmentes gewinnen. Anders gesagt: Alle Voraussetzungen für die Durchführung eines methodologischen Experimentes sind hier vorhanden. Weil ich aber aus Zeitgründen auf eine detaillierte Behandlung verzichten muß, berühre ich hier nur einige Hauptpunkte und verweise für deren Begründung im Einzelnen auf meinen jüngst in der Zeitschrift *Simblos* veröffentlichten Aufsatz und auf die dort erwähnte weitere Literatur.

Wie auch Jacoby anerkennt, stehen die Polybios- und Diodorreferate des Timaiotextes teilweise oder ganz im Widerspruch zu den zweifelsohne verlässlichen Angaben des Scholiasten. Doch hat dies Jacoby nicht daran gehindert, auch die von Diodor und Polybios bzw. mit διαβεβαιωσάμενος und φάσκων eingeführten Angaben, in Sperrdruck, also als ein angeblich wörtliches Zitat aus Timaios, aufzunehmen. Man könnte diese Editionspraxis freundlicher Weise mit dem Hinweis darauf begründen, daß der Herausgeber hier einer Methode folgt, die unter größtmöglicher Ausschaltung des subjektiven Urteils die Überlieferung gibt, so wie sie ist. In diesem Sinne spricht Jacoby sich mehrfach über seine Aufgabe als Fragmentsammler aus. Etwas weniger freundlich könnte man bemerken, daß ein bloßer Positivismus dem Benutzer der Sammlung, der ja wissen möchte, was Timaios nun wirklich gesagt hat, ein Problem aufischt, über das ihn auch der Kommentar keineswegs befriedigend aufklärt. Jacobys Erörterungen spitzen sich auf die Bestimmung des quellenkritischen Verhältnisses von Diodor zu Polybios zu und setzen sich über die Frage der sachlichen Widersprüche hinweg.

Wenn sich, wie im vorliegenden Fall, die Möglichkeit dazu anbietet, ist es m.E. Aufgabe einer kritischen Fragmentedition zu zeigen, wie eine besonders eigenwillige Polybios- und Diodorrezeption des Timaiostextes die Ausführungen ihres Vorgängers in anderen, neuen Thematiken ein- und unterordnet und zwar auf eine Weise, die die ursprüngliche Tragweite seiner Aussage weitgehend und im Falle von Diodor sogar völlig entstellt.

Scholiasten erweisen sich, wie bekannt, häufig als gewissenhafte Bewahrer von Fragmenten. Alle Interpreten sind sich darüber einig, daß der Scholiast des Pindaros auf jeden Fall den vom ihm mit ὡς φησι Τίμαιος zitierten Text verläßlich reproduziert. Danach hat Timaios gesagt, daß die Akragantiner die Statue des Stieres ins Meer geworfen hatten: Diese Angabe muß man, im Hinblick auf das Verbum κατεπόντωσαν, wohl so verstehen, daß die Bürger von Akragas sich des schrecklichen ehernen Folterzeuges des Tyrannen auf eine rituelle Weise, durch Katapontismos, entledigten. Die Reinigung der polis von der Besudelung der himmelschreienden gottlosen Taten des Phalaris weist somit den Umsturz der Tyrannis als den am meisten wahrscheinlichen ‚Sitz im Leben‘ für das Fragment aus. Auf die religiös-rituelle Thematik, die im ursprünglichen Bericht des Timaios mit im Spiel war, macht Polybios übrigens in der Einleitung zu seiner Kritik aufmerksam: Der betreffende Bericht gilt für ihn nicht nur als ein Beispiel der Dreistigkeit der Anklagen des Timaios gegen andere, sondern auch als ein Beleg dafür, daß seine eigenen Auslassungen „voll sind vom krassen Aberglauben“. Die Kombination der beiden Fehler sorgt in den Augen des Polybios im Endeffekt dafür, daß Timaios „sehend nicht sieht, und anwesend doch abwesend ist“. Mit anderen Worten, Polybios verficht hier in einem deutlich polemischen Kontext die These, daß die Verneinung von evidenten Realitäten bei Timaios pathologisch bedingt sei⁴⁷.

Aber kehren wir zu dem zurück, was unserem Scholion inhaltlich weiter noch zu entnehmen ist: Im Anschluß an seine Darlegung, daß der Phalarisstier durch Katapontismos aus der Welt geschafft wurde, setzte Timaios sich offenbar mit einer falschen, unter der Volksmasse der Akragantiner verbreiteten Meinung

⁴⁷ Polybios' nachfolgende Kritik setzt sich nur mit der dreisten Polemik des Timaios auseinander. Daß die konstantinischen Exzerpte hier nur einen Teil der ursprünglichen Kritik vermitteln, habe ich an anderer Stelle im Einzelnen dargelegt: G.S., Polybios on Timaeus' Account of Phalaris' Bull: a Case of Δεισιδαιμονία, *AncSoc* 9 (1978), S. 117-148; Politics and Belief in Timaeus of Tauromenium, *AncSoc* 25 (1994), S. 249-278, besonders S. 260-265.

auseinander. Zu der Zeit, als er ihre Stadt besuchte⁴⁸, hielten die Einwohner das Bild des Flußgottes Gelas in Gestalt eines Stieres irrtümlich für die Statue des Phalarisstieres. Timaios' Kritik an der von der Volksmasse unkritisch übernommenen δόξα ruft den thukydideischen Tyrannenexkurs in Erinnerung, und es liegt aufgrund von Timaios' *aemulatio* des Thukydides nahe, daran zu denken, daß das Vorbild des großen Geschichtsschreibers ihn auch wirklich angeregt hat. Wir können uns demnach aufgrund des Scholions den historischen, lokalen und literarischen Kontext, in dem Timaios sich mit seiner üblichen, kritischen Akribie zur Frage des Phalarisstieres geäußert hat, noch relativ gut vorstellen.

Die Streitfrage nun, mit der sich Polybios und Diodor in ihren Polemiken mit ihrem Vorgänger beschäftigen, ist eine ganz andere: Sie betrifft, wie aus ihren Texten ganz deutlich hervorgeht, den angeblichen Transport des Phalarisstieres von Akragas nach Karthago und die mögliche Identität des von Polybios in Karthago gesehenen Stieres mit dem des Phalaris. Die Wahrscheinlichkeit, daß Timaios sich in diesen Termini – wenn überhaupt – mit diesen Fragen auseinandergesetzt hat, ist nach meiner Sicht eine sehr geringe⁴⁹. Die Kontroverse über den Transport und über die Identität des von Polybios als Phalarisstier bezeichneten karthagischen Exemplares entstand als historisches Problem erst lange Zeit nach dem Tode des Timaios, als nämlich Scipio, nach der Zerstörung von Karthago im Jahre 146 v.Chr., sich dazu entschied, eine römischer Herrschaftspropaganda dienende Geste zu machen: Er sandte damals den angeblichen Phalarisstier aus Karthago nach Akragas zurück und ließ darauf folgende Botschaft anbringen: *monumentum et domesticae crudelitatis et nostrae mansuetudinis*⁵⁰. Polybios, der ohnehin schon das Anliegen hatte, die Reputation des Timaios mit allen mögli-

⁴⁸ Δεικνύμενον ist ein Participium Praesens. Zur autoptischen Beschreibung der Reichtümer und der Monumenten der Stadt durch Timaios: siehe F 26; cf. J.A. De Waele, *Acragas Graeca*. Die historische Topographie des griechischen Akragas auf Sizilien, I, Historischer Teil, 's-Gravenhage 1971, S. 51-56.

⁴⁹ Dazu hatte Timaios aufgrund seiner früheren Darstellung keinen Anlaß. Auch ist nicht ersichtlich, daß er, zu seiner Zeit, als er Akragas besuchte, von irgendwelcher Tradition über den angeblichen Transport des Stieres nach Karthago genötigt wurde, darauf einzugehen, denn die irrtümliche Identifikation der Statue des Flußgottes Gelas mit der des Phalarisstieres scheint darauf hinzuweisen, daß es solche Tradition nicht gegeben hat. Auch Polybios, der doch sehr daran interessiert gewesen sein sollte, das historische Faktum des Transportes genau mit Verweisen auf eine bestimmte Quelle zu belegen, gibt sich mit der vagen Aussage zufrieden, daß der Stier „zur Zeit der karthagischen Herrschaft von Agrigent nach Karthago transportiert worden ist.“

⁵⁰ Cicero, *Verr.*, IV 33, 73.

chen Mitteln zu schädigen⁵¹, sah sich mehr als veranlaßt, die Glaubwürdigkeit und das Prestige seines Patronus mit einer historischen Beweisführung gegen Timaios zu untermauern. In dem ganz anders gearteten Argumentationszusammenhang des Polybios werden die Aussagen des Timaios zu einer These zusammengefaßt, die mehr einer ‚Metaphrase‘ als einer Paraphrase gleichkommt. Von einem buchstäblich zitierten Fragment kann hier nicht die Rede sein. Die Entstellung des timäischen Originals geht noch um einen Schritt weiter, als Diodor, frei aus dem Gedächtnis nach Polybios zitierend, diese Kritik für eigene Rechnung wiederholt. Diodors Behauptung, nach der Timaios sogar die Existenz des Stieres geleugnet hätte, ist, wie K. Meister⁵² nachgewiesen hat, obendrein als eine ‚absurde Form‘ der Polemik zu betrachten, weil der Autor der ‚Historischen Bibliothek‘ an einer späteren Stelle in seinem Werk, die ganz klar aus Timaios geschöpft ist, die Existenz des Stieres ganz ohne irgendwelche Kritik erwähnt⁵³.

Noch eine letzte Beobachtung: Diodor hat seine Erzählung über die Einnahme und die Plünderung von Akragas in 406/5 mitsamt der Beschreibung der Monumente der Stadt und des luxuriösen Lebensstils seiner Bürger dem Timaios entnommen: καθάπερ φησὶ Τίμαιος ἐν τῇ πεντεκαιδεκάτῃ βίβλῳ (F 26 = Diod. XIII 83. 2) macht das ausdrücklich klar. Wenn nun Diodor im selben Kontext, so wie Jacoby es annimmt, auch Timaios' Angaben zum Phalarisstier vorgefunden hätte, dann wäre es wohl nicht zu der monströsen Verunstaltung des Originals gekommen, die er uns jetzt vermittelt: Dumme Fehler kann man Diodor nachsagen – lesen konnte er aber⁵⁴. Wie schon angedeutet, spricht alles dafür, daß Timaios sich im Rahmen seiner Schilderung der Regierung des grausamen Tyrannen, etwa in seinem 7. Buch⁵⁵, mit der Frage des Stieres auseinandergesetzt hat. Und offenbar lag Diodor beim Schreiben immer nur ein Buch aus dem jeweils von ihm benutzten Autor vor: Es ist ja angesichts der Form des antiken Buches

⁵¹ Vgl. G. Schepens, Polemic and Methodology in Polybius' Book XII, in: H. Verdin, G. Schepens, E. de Keyser (Hgg.), Purposes of History. Studies in Greek Historiography from the 4th to the 2nd Centuries B.C.. Proceedings of the International Colloquium Leuven, 24-26 May 1988, Leuven 1990, S. 39-61.

⁵² K. Meister, Absurde Polemik bei Diodor, Helikon 13-14 (1973-74), S. 454-456.

⁵³ In seiner Erzählung der Schlacht bei Eknomos: Diod. XIX 108, 1.

⁵⁴ Jacoby hat also, nach unserer Meinung, zu Unrecht die Stelle in diesen Zusammenhang eingefügt.

⁵⁵ FGrHist 566 F 9 behandelte die Zeit um 570 v. Chr.

schwierig, mehr als eine Buchrolle zugleich als Vorlage beim Schreiben geöffnet zu halten⁵⁶.

Zusammenfassend kann man also sagen, daß die Edition des Fragmentes in *FGrHist* nicht nur nicht klarmacht, was als Fragment zu gelten hat, sondern auch betreffs der ursprünglichen Stelle des Fragmentes in Timaios in die Irre führt⁵⁷.

Auch wo eine verhältnismäßig viel größere Überlieferungstreue bei den Sekundäraporen die kritische Arbeit erleichtert, ist eine Fragment-Edition nicht denkbar ohne die kreative Leistung, die vom Herausgeber sowohl bei der quellen- und sachkritischen Überprüfung als bei der vergleichenden und kombinierenden Auswertung des einschlägigen Materials erbracht werden muß. Am Beispiel einer Textprobe aus dem „Leben des Hypereides“ des Hermipp von Smyrna, das ich jetzt kurz besprechen möchte, läßt sich treffend zeigen, wie wenig bei einem rein mechanischen Exzerpierungsverfahren als Fragment herauskommt und wie viel substantieller und reicher die Ernte einer etwas tiefer und breiter ausgreifenden Untersuchung sein kann. Das betreffende Fragment wurde neuerdings mit ausführlichem Kommentar von J. Bollansée erneut herausgegeben (*FGrHist* 1026 F 46 = F 67-68 Wehrli)⁵⁸.

Der Cover-Text, von dem hier auszugehen ist, stammt aus Athenaios', „Deipnosophistai“⁵⁹. Die gelehrten Tischgenossen sind im dreizehnten Buch beim Thema

⁵⁶ Vgl. K. Brodersen, Appian und sein Werk, in: ANRW II 34.1, Berlin-New York 1993, S. 358.

⁵⁷ Wie das Fragment neu ediert werden kann, wird in meinem Aufsatz Timaeus *FGrHist* 566 F 28 Revisited: Fragmenta or Testimonia, in: Simblos. Scritti di Storia Antica 2 (1997), S. 71-83, besonders S. 82-83 gezeigt.

⁵⁸ Siehe *FGrHist* IVA3, Leiden-Boston-Köln 1999. Die nachfolgende Besprechung folgt, im wesentlichen, Bollansées Kommentierung (S. 383-390).

⁵⁹ Als Fundgrube für Fragmente ist Athenaios generell als ein sehr interessanter Autor zu betrachten: Seine *Deipnosophistai*, ein im Laufe des 3. Jh.n.Chr. veröffentlichtes poikilographisches Werk, sind nicht zu Unrecht als ein „Lexikon in Form von Tischgesprächen“ bezeichnet worden; es ist eines der zitatenreichsten Werke der Antike, in dem der ‚Zettelkasten‘ oft über die kompositorischen Bemühungen siegt. Die vielen Zitate weisen in der Regel keine polemische Absicht auf; wohl muß aufgrund der thematischen Anordnung des Werkes mit Weglassungen gerechnet werden, die die ursprüngliche Bedeutung des Textes des zitierten Autors doch mehr oder weniger beeinträchtigen können. Die relative hohe Verlässlichkeit der Zitate wird u.a. durch die Untersuchung von D. Ambaglio, I *Deipnosophisti* di Ateneo e la tradizione storica frammentaria, in: *Athenaeum* 68 (1990), S. 51-64 bestätigt. Wie Athenaios die von ihm zitierte historische Literatur (im breiten Sinne des Wortes) zur Kenntnis genommen hat, ist im Einzelnen von G. Zecchini, *La cultura storica di Ateneo*, Milano 1989 erneut untersucht worden. Das Ergebnis dieser Studie lautet, daß

der ἐρωτικοὶ λόγοι (cf. 555 a-b) angelandet, und zwar beim Punkt, daß auch Philosophen und Politiker, sogar welche die für ihre Weisheit bekannt sind, sich der Anziehungskraft der Liebe nicht entziehen können. Die Macht des Eros konkretisiert sich bekanntlich bei Athenaios vor allem im Reiz des Umganges mit Hetairai. Unter den Politikern kommt nun auch Hypereides an die Reihe: Ὑπερείδης δ' ὁ ῥήτωρ ἐκ τῆς πατρῶας οἰκίας τὸν υἱὸν ἀποβαλὼν Γλαύκιππον Μυρρίνην τὴν πολυτελεστάτην ἐταίραν ἀνέλαβε, καὶ ταύτην μὲν ἐν ἄστει εἶχεν, ἐν Πειραιεὶ δὲ Ἀρισταγόραν, Φίλαν δ' ἐν Ἐλευσίνι, ἣν πολλῶν ὠνησάμενος χρημάτων εἶχεν ἐλευθερώσας, ὕστερον δὲ καὶ οἰκουρὸν αὐτὴν ἐποιήσατο, ὥς Ἰδομενεὺς ἱστορεῖ (338 F 14). Ἐν δὲ τῷ ὑπὲρ Φρύνης λόγῳ Ὑπερείδης ὁμολογῶν ἐρᾶν τῆς γυναικὸς (JENSEN F 171) καὶ οὐδέπω τοῦ ἔρωτος ἀπηλλαγμένος τὴν προειρημένην Μυρρίνην εἰς τὴν οἰκίαν εἰσῆγαγεν. Ἦν δ' ἡ Φρὺνη ἐκ Θεσπιῶν. Κρινομένη δὲ ὑπὸ Εὐθύου τὴν ἐπὶ θανάτῳ ἀπέφυγεν· διόπερ ὀργισθεὶς ὁ Εὐθύας οὐκ ἔτι εἶπεν ἄλλην δίκην, ὥς φησιν Ἑρμιππος. Ὁ δὲ Ὑπερείδης (JENSEN F 178) συναγορεύων τῇ Φρύνῃ, ὥς οὐδὲν ἦνυε λέγων ἐπίδοξοί τε ἦσαν οἱ δικάσται καταψηφιούμενοι, παραγαγὼν αὐτὴν εἰς τοῦμφανὲς καὶ περιρρήξας τοὺς χιτωνίσκους γυμνά τε τὰ στέρνα ποιήσας τοὺς ἐπιλογικούς οἴκτους ἐκ τῆς ὤψεως αὐτῆς ἐπερρητόρευσεν δεισιδαιμονῆσαι τε ἐποίησεν τοὺς δικάστας τὴν ὑποφῆτιν καὶ ζάκορον Ἀφροδίτης ἐλέω χαρισαμένους μὴ ἀποκτείνειν. Καὶ ἀφεθείσης ἐγράφη μετὰ ταῦτα ψήφισμα, μηδένα οἰκτιζεσθαι τῶν λεγόντων ὑπὲρ τινος μηδὲ βλεπόμενον τὸν κατηγορούμενον ἢ τὴν κατηγορουμένην κρίνεσθαι (Athen. XIII 590c-e).

Müller hat den Text so exzerpiert, daß sich für Hermipps „Leben des Hypereides“ gar nichts ergibt, wohl aber ein Fragment (Nr. 66), das er für eine angeblich eigene, von Hermipp verfaßte „Euthiasbiographie“, in Anspruch nimmt. Mit Müller könnte man aufgrund von Fragment 67, worin Hermipp als Quelle für die Angabe zitiert wird, daß Anaximenes die Anklagerede des Euthias geschrieben habe, für die Existenz einer Euthiasbiographie innerhalb der den Isokratesschülern gewidmeten Reihe plädieren. Eine solche Annahme bleibt aber sehr problematisch, weil wir von Euthias kaum etwas wissen⁶⁰, und weil seine von Hermipp erwähnte Zusammenarbeit mit Anaximenes ihn gerade nicht als Isokrateer ausweist: Als rhetorische und pädagogische Leitfigur erscheint Anaximenes neben Isokrates und in Konkurrenz zu ihm⁶¹. Die Möglichkeit, daß Hermipp sich nur

Athenaios wohl mit mehr Werken direkt vertraut gewesen sein muß, als man früher geneigt war anzunehmen.

⁶⁰ Cf. J. Engels, Studien zur politischen Biographie des Hypereides, S. 65-66 und Anm. 105.

⁶¹ Cf. B. Meißner, Historiker zwischen Polis und Königshof, Göttingen 1992, S. 159.

über Euthias in seiner Hypereidesbiographie im Zusammenhang mit dem Prozeß der Phryne geäußert hat, muß also offen bleiben. Anlässlich der ausdrücklichen Erwähnung des Hermipp als Autorität für die Besonderheit, daß Euthias, nachdem er den Phryneprozeß verloren hatte, seine Aktivität als Gerichtsredner einstellte, soll man sich übrigens nicht in die Irre führen lassen: Es läßt sich nämlich oft feststellen, daß Quellennachweise bei antiken Autoren oft nur nebensächliche Einzelheiten betreffen, fast nie das Hauptsächliche und Ganze⁶².

Nach dem Befund von Müller wäre aus dem ganzen Athenaios für die Hypereides-Vita des Hermipp nur ein einziges und ganz kurzes Fragment zu gewinnen; es ist die als Fragment 64 gedruckte Stelle aus dem achten Buch, aus der wir erfahren, daß Hypereides jeden Morgen in aller Frühe den Fischmarkt besuchte: Καὶ Ἑρμιππος δὲ φησιν ἐν τρίτῳ Περὶ τῶν Ἰσοκράτους μαθητῶν ἑωθινὸν τὸν Ὑπερίδην ποιεῖσθαι αἰεὶ τοῦς περιπάτους ἐν τοῖς ἰχθύσι (Athen. VIII 342c).

Nun wirft eine Passage aus Pseudo-Plutarchs Schrift „Über die zehn Redner“ ein neues Licht auf den möglichen Anteil, den Athenaios im XIII. Buch aus Hermipps Leben des Hypereides übernommen hat. In der Hypereides gewidmeten Abteilung der Schrift beruft sich Pseudo-Plutarch auf Hermipp als Autorität für seine Angaben über den Tod des Redners (849C): Müller hat die betreffende Stelle als Fragment 65 ausgeschrieben. Es lohnt sich aber, die Lektüre des Traktats nicht gleich hier einzustellen, sondern weiter zu lesen, wie der Autor, nach Erwähnung von Tod und Grabmal des Rhetors, anschließend seine Persönlichkeit charakterisiert: Πάντων δὲ κατὰ τὴν δημηγορίαν διενεγκεῖν λέγεται· τέτακται δὲ ὑπ' ἐνίων πρὸ Δημοσθένους. Φέρονται δ' αὐτοῦ λόγοι ἑβδομήκοντα ἑπτὰ, ὧν γνήσιοι εἰσι πεντήκοντα δύο. Ἐγένετο δὲ καὶ πρὸς τὰ ἀφροδίσια καταφερής, ὥς ἐκβαλεῖν μὲν τὸν υἱὸν εἰσαγαγεῖν δὲ Μυρρίνην τὴν πολυτελεστάτην ἑταίραν, ἐν Πειραιεῖ δ' ἔχειν Ἀρισταγόραν, ἐν Ἐλευσίνι δ' ἐν τοῖς ἰδίοις κτήμασι Φίλαν τὴν Θηβαίαν, εἵκοσι μνῶν λυτρωσάμενος. (e) Ἐποιεῖτό τε τὸν περίπατον ἐν τῇ ἰχθυοπώλιδι ὁσημέραι. Ὡμιλῆκώς δέ, ὥς εἰκὸς δὴ, καὶ [δίκη] Φρύνη τῇ ἑταίρα ἀσεβεῖν κρινομένη συνεξητάσθη· αὐτὸς γὰρ τοῦτο ἐν ἀρχῇ τοῦ λόγου δηλοῖ· μελλούσης δ' αὐτῆς ἀλίσκεσθαι, παραγαγὼν εἰς μέσον καὶ περιρρήξας τὴν ἐσθῆτα ἐπέδειξε τὰ στέρνα τῆς γυναικός· καὶ τῶν δικαστῶν εἰς τὸ κάλλος ἀπιδόντων ἀφείθη (849D-E). Vergleicht man die betreffende Stelle mit den Angaben in Athenaios, dann fällt sofort eine große Ähnlichkeit im Aufbau der beiden Erzählungen auf. Erst werden die drei Kurtisanen – Myrrhine, Aristagora und Phila – in der gleichen Anordnung aufgelistet, mitsamt der Bemerkung, daß Hypereides wegen der Myrrhine, die in beiden Texten identisch als τὴν πολυτελεστάτην ἑταίραν

⁶² Cf. H. Strasburger, Umblick im Trümmerfeld (wie Anm. 1), S. 22-23.

geschätzt wird, seinen Sohn Glaukippos aus dem elterlichen Haus setzte. Beide Texte gehen dann zu Phryne, der berühmtesten dieser Damen, über; und das Zugeständnis, das Hypereides in seiner Verteidigungsrede machte, nämlich, daß er mit seiner Mandantin noch immer ein Liebesverhältnis hatte, funktioniert in beiden Texten offensichtlich als Verbindungselement, um im Rahmen des Berichtes über die amourösen Eskapaden des Redners auch Näheres über den berühmten Prozeß der Phryne zu erzählen. Wie im Kontext zu erwarten, konzentrieren die beiden Erzählungen sich auf den dramatischen Höhepunkt des Prozesses: Als Hypereides gegen Ende seiner Rede bemerkte, daß er mit seiner rhetorischen Kunst den Freispruch nicht erreichen würde, entblöste er den Busen der wunderschönen Phryne. Und die Richter, die ihre Schönheit sahen, trauten sich aus religiöser Furcht nicht mehr, die Priesterin und Dienerin der Aphrodite zum Tode zu verurteilen. Auf diese Weise, so könnte man hinzufügen, bekommen auch die Richter die unüberwindliche Kraft der Liebe zu spüren.

Bei dieser hier vorgeführten Besprechung der parallelen Struktur der beiden Erzählungen habe ich aus der Erzählung bei Pseudo-Plutarch bewußt ein Element ausgelassen, das mitten in der einheitlichen Erzählung von Hypereides' Umgang mit einer Zahl von berühmten Hetairen, auf den ersten Blick fast wie ein ‚Fremdkörper‘ erscheint: die kurze Mitteilung nämlich, daß er jeden Tag den Fischmarkt besuchte. Die Athenaios-Erzählung im 13. Buch hat diese Einzelheit nicht. Obwohl Pseudo-Plutarch sich im allgemeinen kürzer faßt als Athenaios und bestimmte Einzelheiten bei ihm fehlen, vermittelt er in einigen anderen Punkten dann wiederum präzisere Angaben als Athenaios. Wo dieser sagt, daß Hypereides sich Phila für eine große Summe Geld kaufte, teilt Pseudo-Plutarch den genauen Preis von 20 Minen mit. Bei ihm ist auch die Einzelheit überliefert, daß Hypereides ἐν ἀρχῇ τοῦ λόγου aus seiner Liebe zu Phryne kein Hehl machte. Diese Zusätze machen nun die Annahme unmöglich, die Version bei Pseudo-Plutarch, trotz der vergleichbaren Struktur und der auffälligen, auch wörtlichen Übereinstimmung in vielen Punkten, einfach als ein von Athenaios abhängiges Resümee zu betrachten. Im Hinblick auf die Gemeinsamkeiten, die beide Berichte zeigen, bleibt also nur die Lösung, daß die beiden Autoren direkt oder indirekt eine gemeinsame Quelle, kürzend und mit anderen Varianten, ausgeschrieben haben. Für die Identifikation dieser Quelle gibt uns nun die Stelle aus dem 8. Buch des Athenaios, die Müller als Fragment 64 aufgenommen hat, einen äußerst interessanten Schlüssel in die Hand. Für die Nachricht, daß Hypereides täglich den Fischmarkt besuchte, die wir bei Pseudo-Plutarch mitten in der Hetairenstelle, ohne Quellenverweis, angetroffen haben, zitiert Athenaios dort den Hermipp. So drängt sich dann die Schlußfolgerung auf, daß Pseudo-Plutarch, der zuvor schon Hermipp als seine Quelle für den Tod des Hypereides erwähnt hatte, auch

für den Abschnitt über die Hetairen, worin sich bei ihm die Nachricht über den Fischmarkt integriert, den Biographen weiter benutzt hat.

Wenn das so ist, scheint auch die weitere Schlußfolgerung gerechtfertigt, daß Pseudo-Plutarch uns, im Gegensatz zu Athenaios, noch einen hochinteressanten Zug aus der ursprünglichen Darstellung des Hermipp vermittelt. In einer jüngst erschienenen Monographie unter dem Titel „Courtesans and Fishcakes: The Consuming Passions of Classical Athens“⁶³ hat James Davidson aufgrund des einschlägigen sowohl literarischen als ikonographischen Materials einen strukturellen Zusammenhang herausgearbeitet, den es im klassischen Athen zwischen Bürgern gab, die regelmäßig Hetairen und den Fischmarkt besuchten. Wie mehrere Belegstellen bei antiken Autoren zeigen, die beide Elemente im gleichen Atemzug erwähnen, galt die Kombination von „Courtesans and Fishcakes“ als Indiz für den frivolen und hedonistischen, auf kulinarische Spezialitäten und mondäne Frauen Wert legenden ‚Lifestyle‘ der beau monde. Hermipp stand also in einer bestimmten Tradition, wenn er bei seiner Charakterisierung der Persönlichkeit des Hypereides offensichtlich beide Elemente miteinander verband. Athenaios exzerpierte bekanntlich seine Vorlagen nach Themen und so erklärt es sich, daß in den Quellen Zusammengehöriges sich in seiner Darstellung an unterschiedlichen Orten, je nach Rubriken verstreut, auffinden läßt. Athenaios hat, seiner eigenen Logik folgend, die Nachricht über Hypereides’ Besuch auf dem Fischmarkt in sein 8. Buch eingefügt, wo alle mögliche Fische und Rezepte für Fischgerichte im Mittelpunkt des kulinarischen Gesprächsstoffes der gelehrten Tischgenossen stehen.

Unserer Meinung nach gibt die enge Parallelität der Erzählungen bei Pseudo-Plutarch und Athenaios auch einen Hinweis darauf, daß der bei Athenaios unter Idomeneus [von Lampsakos; cf. *FGrHist* 338 F 14] verzeichneten Hetairenkatalog auf diese Weise, und mit Namensnennung dieses Autors, schon bei Hermipp stand. Ein Exzerptor wie Athenaios hat die Quellenverweise, die er in seinen Vorlagen fand, meist nicht persönlich studiert, sondern sie zusammen mit dem von ihm exzerpierten Text in seine eigene Darstellung übernommen. Für die neue Textgestaltung des Fragmentes sei auf die Edition *FGrHist* IVA 3 (1026 F 46) verwiesen.

Die besprochenen Beispiele zeigen nicht zuletzt, daß es bei der kritischen Editionsarbeit an den Fragmenten genau so anregend sein kann, die Argumentationszusammenhänge, in denen sie überliefert wurden, zu verfolgen, als ‚gereinigte‘ Texte unbefleckter Authentizität zu gewinnen und abzulegen.

⁶³ New York 1998.

Das Projekt Corpus Inscriptionum Latinarum

Ergänzungsband zu Band XIII, 2 an der Universität Osnabrück*

Wolfgang Spickermann

Die Edition der römischen Inschriften Germaniens

Inschriften sind äußerst wichtige Quellen unseres Wissens über die Geschichte des Altertums. Sie ergänzen und bestätigen oder korrigieren nicht nur vielfach Nachrichten und Kenntnisse, die aus den Schriften der antiken Autoren mehr oder weniger bekannt sind, sondern enthalten auch größtenteils als Zeugnisse des täglichen staatlichen und privaten Lebens eine Fülle von Angaben und Nachrichten, die aus den literarischen Quellen nicht zu entnehmen sind. Hinzu kommt, daß sie als schriftliche Zeugnisse unmittelbar und in der Regel unverändert aus dem Altertum erhalten geblieben sind – Jahrhunderte älter als die ältesten Handschriften literarischer Texte – und daher, wie die archäologischen Denkmäler und Funde, die Münzen und Papyri, originale Zeugnisse ihrer Zeit darstellen. Für die Kenntnis der politischen und sozialen Verhältnisse in den beiden germanischen Provinzen in der römischen Kaiserzeit sind die lateinischen Inschriften in vielen Bereichen sogar die einzigen schriftlichen Zeugnisse, da die Zustände in den Randzonen des römischen Reiches außerhalb des Interesses der meisten antiken Autoren lagen.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Inschriften, die Epigraphik, setzte in der Renaissance ein. Vor allem deutsche Humanisten sammelten römische Denkmäler und veröffentlichten Inschriften und Bildwerke.

Zahlreiche Fürsten legten Privatsammlungen von griechischen und römischen Denkmälern an, die aber oft unsystematisch aus der gesamten römischen und griechischen Welt zusammengetragen wurden.

Die erste systematische und immer noch maßgebliche Sammlung und Edition lateinischer Inschriften ist das Corpus Inscriptionum Latinarum. Sie verdankt ihre Entstehung dem großen Berliner Gelehrten und Nobelpreisträger Theodor

* Ein Teil dieses Textes ist mit zahlreichen Illustrationen in der Homepage „Römische Inschriften in Germanien“ im Internet veröffentlicht worden (<http://www.geschichte.uni-osnabrueck.de/austell/austell.html>). Ich danke den Mitautoren dieser Seite, Karsten Bunz, Edward Menking, Stefan Oelschig und Heinz Hermann Steenken für die freundliche Erlaubnis, ihre Gedanken hier verwerten zu dürfen.

Mommsen (1817-1903), der 1863 den ersten Band mit den damals bekannten Inschriften der römischen Republik vorlegte und ferner auch die methodischen Grundsätze für die Publikation und die Konzeption des Werkes formulierte. In seiner 1858 an der Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Antrittsrede formulierte Mommsen sein Programm: Er wollte die Archive der Vergangenheit ordnen¹.

Dieses war um so notwendiger geworden, weil viele der aus älteren Sammlungen bekannten Inschriften bereits verschollen oder durch Kriegseinwirkungen zerstört, andere bekannt, aber nicht veröffentlicht waren, und die nunmehr überall aufblühende Archäologie laufend neue Funde zutage brachte. So sollte jedes Zeugnis nach Möglichkeit im Original verglichen (Autopsie) und unter Einbeziehung älterer Literatur kritisch geprüft werden. Die Edition sollte dem Ergebnis der Kritik entsprechen, Ergänzungen des Herausgebers und die Auflösung von Abkürzungen waren zu kennzeichnen, komplizierte Sachverhalte gegebenenfalls im Kommentar zu erläutern. Diese Vorgehensweise erforderte, daß die Inschriften regional zusammengestellt wurden, und man entschied sich dabei für eine nach römischen Provinzen geordnete Edition, ohne Berücksichtigung der modernen Grenzen. Dabei wurden häufig mehrere Provinzen – abhängig von der Zahl der Inschriftenfunde – in einem Band zusammengefaßt.

So enthält der Band XIII des CIL die Inschriften der drei gallischen und der beiden germanischen Provinzen. Dieser Band ist in insgesamt fünf Teilbände unterteilt: Die Steininschriften aus den germanischen Provinzen sind im Band XIII 2, 1 (*Germania Superior*), erschienen 1905, und 2, 2 (*Germania Inferior*), erschienen 1907, publiziert. Kleininschriften, Meilensteine und Militärdiplome finden sich in besonderen Bänden².

Da sich nach Abschluß dieser Bände noch zahlreiche neue Inschriften fanden, wurde schon 1916 ein Ergänzungsband (*Supplement*) zum Band XIII veröffentlicht. Heute umfaßt das CIL 17 Bände mit zahlreichen Teilbänden und Supplementen, zuletzt erschien 1998 ein Supplement zu CIL II (*Hispanien*)³. Die Herausgabe obliegt seit 1863 unverändert der Berliner Akademie der Wissenschaft-

¹ Th. Mommsen, *Die Archive der Vergangenheit ordnen*, in: W. Nippel (Hg.), *Über das Studium der Alten Geschichte*, München 1993, S. 161-165.

² CIL XIII, 3, 1 u. 2 *Inscriptiones Trium Galliarum et Germaniarum Latinae, Instrumentum Domesticum*, Ed. O. Hirschfeld et C. Zangemeister, Berlin 1901 u. 1906; CIL XVII, 2 *Miliaria Provinciarum Narbonensis Galliarum Germaniarum*, Ed. G. Walser Berlin-New York 1986; CIL XVI *Diplomata Militaria ex constitutionibus Imperatorum de civitate et conubio militum veteranorumque expressa*, Ed. H. Nesselhauf, Berlin 1936 + Suppl. 1955.

³ CIL II²/5 *Inscriptiones Hispaniae Latinae. Conventus Astigitanus*, ed. A.U. Stylow et al., Berlin-New York 1998.

ten, die sich nach ihrer wechselhaften Geschichte als preußische Institution, später Akademie der Wissenschaften der DDR, heute Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften nennt.

Das bis 1995 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Osnabrücker Projekt zur Erstellung eines Supplementbandes zum *Corpus Inscriptionum Latinarum* für den Bereich Germanien unter der Leitung von Prof. Dr. Rainer Wiegels ist durchaus noch der ursprünglichen Methodik und Konzeption des CIL verpflichtet. Vergleichbare Projekte gibt es in Deutschland derzeit nur an der Universität Heidelberg in Verbindung mit der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik in München (CIL II (Hispania)) und der Universität zu Köln (CIL XI (Italia)). Seit 1916 ist kein neuer Supplementband zu den germanischen Provinzen mehr erschienen. In den Jahren 1929, 1939, 1959 und zuletzt 1978 sind in der Zeitschrift „Berichte der Römisch-Germanischen Kommission“ zwar vier sogenannte „Nachträge“ veröffentlicht worden, doch berücksichtigen diese in der Regel nur diejenigen innerhalb der jeweils aktuellen Grenzen Deutschlands gefundenen römischen Inschriften⁴. Die Herausgeber dieser Nachträge haben in vielen Fällen auf eine Autopsie der Inschriften vor Ort verzichtet. Dies machte erforderlich, daß seit Beginn des Projektes in Osnabrück im Jahre 1982 in den Museen, Ausgrabungsstätten und anderen Aufbewahrungsorten in Deutschland, der Schweiz und Frankreich über 5000 lateinische Inschriften vor Ort wissenschaftlich überprüft wurden. Hierzu gehörte sowohl die Autopsie der bis 1916 im CIL publizierten ‚Altfunde‘ als auch die wissenschaftliche Aufnahme der seitdem neu gefundenen Inschriften.

Mittlerweile sind alle Inschriftenbestände aus dem Bereich Obergermanien wissenschaftlich aufgenommen worden, ebenso der gesamte große Bestand des Rheinischen Landesmuseums Bonn. Derzeit beschäftigt sich das Projekt mit der Edition der obergermanischen Inschriften nach den Richtlinien der Berliner Akademie und deren Umsetzung mittels Computer. Da ein großer Teil der Inschriftentexte nicht vollständig erhalten ist, muß der vorhandene Text unter Auswertung der Literatur so weit wie möglich philologisch-kritisch gesichert und gegebenenfalls ergänzt werden. Einzelne Teilbereiche der beiden Provinzen wie

⁴ H. Finke, *Neue Inschriften*, Ber. RGK 17, 1927 (1929), S. 1-107 u. S. 198-236; H. Nesselhauf, *Neue Inschriften aus dem römischen Germanien und den angrenzenden Gebieten*, Ber. RGK 27, 1938, S. 51-134; H. Nesselhauf, H. Lieb, *Dritter Nachtrag zu CIL XIII. Inschriften aus den germanischen Provinzen und dem Treverergebiet*, Ber. RGK 40, 1959 (1960), S. 120-229; U. Schillinger-Häfele, *Vierter Nachtrag zu CIL XIII und zweiter Nachtrag zu Fr. Vollmer, Inscriptiones Bavariae Romanae. Inschriften aus dem deutschen Anteil der germanischen Provinzen und des Treverergebietes sowie Rätien und Noricum*, Ber. RGK 58, 2, 1977 (1978), S. 447-603.

Gebiete der heutigen Niederlande und der Schweiz werden zusätzlich in Kooperation mit dem Osnabrücker Projekt von Wissenschaftlern vor Ort bearbeitet. Die Herausgabe von philologisch-kritisch gesicherten Inschriftentexten in Quellensammlungen wie dem CIL macht ihre inhaltliche Auswertung in bezug auf ihre historischen Aussagen auf breiter Grundlage erst möglich. Angesichts der Fülle und der Streuung des Materials ist es aber für den einzelnen Altertumswissenschaftler kaum noch realisierbar, im Rahmen von umfangreicheren Untersuchungen alle Publikationsorgane einzusehen oder gar die Inschriften vor Ort in Augenschein zu nehmen. Die jährlich erscheinende *L'Année Épigraphique* befindet sich drei Jahre im Rückstand und ediert die in einschlägigen Publikationen zugänglichen Neufunde oder Neulesungen lateinischer Inschriften des Römischen Reiches. Dabei können aus Gründen der Praktikabilität an abgelegeneren Orten publizierte Tituli nicht berücksichtigt werden; und auf eine Überprüfung der Lesung vor Ort wird naheliegenderweise verzichtet. Aus diesem Grunde wird der neue Supplementband des CIL XIII für die beiden Germanien jahrzehntelang eines der wichtigsten Instrumente für Forschungen zu ihrer Geschichte sein.

Aufnahme der Inschriften vor Ort

Um die wissenschaftlichen Vorgaben des CIL-Projektes überhaupt realisieren zu können, war es notwendig, sich einen Überblick über alle bislang bekannten römischen Inschriften aus den beiden germanischen Provinzen zu verschaffen.

Zu diesem Zweck wurden auf der Grundlage vorliegender Editionen in langjährigen Recherchen sämtliche Hinweise auf Inschriften gesammelt, das heißt auf Karteikarten in Form einer Literaturkartei systematisch ‚verzettelt‘ und mit Hilfe des Computers erfaßt.

Mit Hilfe dieses ersten Überblickes konnte ein vornehmliches Ziel des Projektes in Angriff genommen werden: Die Autopsie, das heißt eine fachwissenschaftliche Untersuchung sowie eine Dokumentation der Inschriftenbestände vor Ort. Um die Inschriften an ihrem Aufbewahrungsort erfassen zu können, bereisten Projektmitarbeiter einzelne Museen, archäologische Fundplätze und historische Baudenkmäler in mehrtägigen bzw. mehrwöchigen Kampagnen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz.

Allerdings waren an einigen Aufbewahrungsorten die gesteckten Ziele aufgrund unvorhersehbarer Umstände nicht im geplanten Zeitraum zu bewältigen. So konnte beispielsweise der Inschriftenbestand von Aventicum/Avenches von einem Projektmitarbeiter nur im Verlauf eines halbjährigen, separaten Aufenthaltes sowie mehrerer kürzerer Kampagnen erfaßt werden. Die Überprüfung des Inschriftenbestandes im Rheinischen Landesmuseum Bonn, wo sich 1351 Inschrif-

ten aus den beiden germanischen Provinzen befinden, erstreckte sich über mehrere Kampagnen mit insgesamt 12 Wochen Arbeitszeit.

Für die detaillierte Aufarbeitung der zu erfassenden Daten vor Ort haben sich nachfolgende Arbeitsschritte im CIL-Projekt etabliert. Immer wiederkehrende Prozesse wie das Lesen und Skizzieren der Inschrift, das Vermessen des Inschriftenträgers, das Ausmessen der Buchstabengrößen und nicht zuletzt das Ausleuchten und Photographieren des Inschriftenträgers gehören zum Alltag der Arbeit am Objekt.

Nicht unerwähnt bleiben sollte, daß die oft tonnenschweren Exponate nicht immer gesäubert, geordnet und frei zugänglich in einem Museum präsentiert werden, sondern vielmehr häufig in den Magazinen vergessen, verräumt, verstaubt und damit verstummt sind, obwohl es doch von allen steinernen, epigraphischen Zeugnissen heißen sollte: HIC SAXA LOQVVNTVR („Hier reden die Steine“).

Folgende Arbeitsschritte bestimmen vor Ort den Ablauf einer Kampagne:

1. Identifizierung des vorgefundenen Inschriftenbestandes.
2. Dokumentation des identifizierten Inschriftenbestandes in Form von Anlage einer Karteikarte mit Erfassung aller Archivdaten und metrischen Daten zum Inschriftenträger und der Inschrift sowie ihrer Skizzierung.
3. Dokumentation der Inschrift durch Photographie und gegebenenfalls durch „Durchrieb“ bzw. „Abklatsch“.

Arten der Dokumentation

Die Frage, die sich dem Laien stellt, ist, warum Inschriften – aber auch Skulpturen – dokumentiert werden müssen. Dieses läßt sich relativ einfach beantworten, denn ein einmal vor Ort dokumentiertes Objekt kann überall und jederzeit bearbeitet werden, d.h. es kann eine abschließende, wissenschaftlich exakte Interpretation vorgenommen werden. Weitere Gründe sind, daß trotz fortschreitender Sachkenntnis durch Umwelteinflüsse, Zerstörung oder unsachgemäße Lagerung immer noch irreparable Schäden an antiken Objekten entstehen. Zudem sind aber auch Fälle bekannt, daß einzelne Objekte verschwinden und als verschollen gelten, weil sie z.B. verräumt werden. Mit einer Kopie, d.h. der originalgetreuen Wiedergabe, ist sichergestellt, daß in solch extremen Fällen wichtige Daten auch nachfolgenden Generationen zur Verfügung stehen.

Im Rahmen der langjährigen Arbeiten im CIL-Projekt bestätigte sich häufig der Vorteil der dokumentierenden Bearbeitung: So zum Beispiel im französischen Saverne (Tres Tabernae), wo mehrere Grabsteine, nachdem sie durch Mitarbeiter wissenschaftlich erfaßt worden waren, bei Bauarbeiten durch schnellbindenden Zement beschädigt wurden, so daß eine nochmalige Autopsie unmöglich wurde.

Da die Arten der Dokumentation äußerst vielfältig sind, können sie hier nur exemplarisch vorgestellt werden. Außerdem sind einige Methoden sehr zeitaufwendig und setzen eine restauratorische Ausbildung voraus, so daß sie nicht im CIL-Projekt angewendet werden können.

Im Projekt erwiesen sich die Photographie, die (Hand-)skizze, der Durchrieb und seltener der Abklatsch als praktikable Arten der Dokumentation.

Die Photographie hat den Vorteil, daß sie jederzeit und überall anwendbar ist. Die Inschriftenbestände sind auf diese Weise schnell erfassbar und immer wieder bildlich reproduzierbar. Als Nachteil wirkt sich die relativ geringe Beständigkeit des Fotomaterials gegenüber modernen Umwelteinflüssen aus, so daß seine materialsichernde Archivierung mit hohen Folgekosten verbunden ist. Das CIL-Projekt verfügt momentan über eine Fotodatei mit mehr als 15000 Fotos. Derzeit werden diese Fotos mittels eines Scanners sukzessive und nach Bedarf digitalisiert. Versuche mit einer digitalen Kamera brachten in diesem Stadium des Projektes vor allem in bezug auf die damit verbundenen Kosten und den zeitlichen Aufwand im Verhältnis zum tatsächlichen Nutzen nicht die gewünschten Ergebnisse.

Die älteste Form der Dokumentation ist die (Hand-)Skizze. Generationen von Forschern haben Inschriften in dieser Form überliefert. Auch heute noch überzeugt die einfache Art der Ausführbarkeit, da sie problemlos von jedermann anwendbar ist. Der größte Nachteil besteht in der subjektiven Wahrnehmung des Zeichners, die durchaus mit Fehlern behaftet sein kann.

Nur für kleinere Objekte wie z.B. Münzen, Stempelinschriften oder Punz- bzw. Ritzinschriften ist der sogenannte ‚Durchrieb‘ geeignet. Zu diesem Zweck wird ein Stück Papier auf das entsprechende Objekt gelegt und dessen Relief mit einem Stück Kohle oder einem harten Bleistift durchgerieben, so daß sich die erhabenen Konturen abzeichnen. Anschließend sollte der Abdruck unbedingt mit Haarspray oder farblosem Lack überzogen werden, um die Graphitpartikel dauerhaft auf der Unterlage zu fixieren. Ein Vorteil dieser Methode ist, daß die Oberfläche des Originals kaum in Mitleidenschaft gezogen wird.

Für eine Anwendung im CIL-Projekt schieden die nachfolgenden Techniken, vor allen Dingen aufgrund des erforderlichen Zeitaufwandes, aus oder wurden nur in Problemfällen angewendet:

Mit Hilfe der gerasterten Umzeichnung – etwa auf Millimeterpapier – ist es möglich, Konturen vergrößert oder verkleinert zu kopieren. Bei der Anwendung dieser Technik sollte allerdings eine geeignete Maßstabsgröße schon vor Beginn der Arbeit festgelegt werden. Die erkennbaren Linien des Steines und der Buchstaben werden mit Hilfe eines Gitternetzes auf dem Objekt gerastert und dann maßstabsgetreu auf eine größere oder kleinere Rastervorlage übertragen. Es entsteht

die gewünschte Vergrößerung oder Verkleinerung. Diese Art der graphischen Reproduktion eignet sich vor allem für ebene Oberflächen. Die Nachteile bestehen darin, daß die Anfertigung der Rasterumzeichnung äußerst zeitintensiv ist und entsprechende Erfahrungen voraussetzt. Diese Form der Inschriftenaufnahme wurde im Rahmen des Projektes nur bei der separaten Aufnahme der Inschriftfragmente von Avenches eingesetzt, um zusammengehörende Teile bestimmen und so möglichst viele Inschriften rekonstruieren zu können⁵.

Eine andere Zeichentechnik ist das Durchzeichnen auf eine transparente Folie. Diese wird um das Objekt gespannt und anschließend werden erkennbare Umrisse und Formen mit einem Lackstift auf die Folie übertragen. Diese Technik wird vorzugsweise bei der Dokumentation von Meilensteinen oder Mosaiken verwendet. Ihre Anwendung verlangt eine stete Konzentration und große Genauigkeit.

Mit Hilfe der sogenannten ‚Abklatschtechnik‘ entsteht ein ‚negatives‘ Original. Hierbei wird der Stein mit gewässertem Papier (Fließpapier, Seidenpapier oder auch Toilettenpapier) bedeckt, das in mehreren Schichten aufgetragen wird. Jede Schicht wird mit einer Bürste vorsichtig in die Konturen des Steines gerieben, so daß nach dem Trocknen ein spiegelverkehrter Abdruck in Originalgröße entsteht. Die Vorteile der Technik bestehen in der originalgetreuen Wiedergabe des Objektes. Nicht zu verkennende Nachteile dieser Dokumentationsart sind die lange Trocknungszeit des Papiers verbunden mit einer möglichen Gefährdung bzw. Beschädigung des Objektes.

Mittlerweile spielen moderne Kunststoffe eine wichtige Rolle bei der Dokumentation und vor allem Reproduktion der antiken Quellen. So lassen sich Steine mit einer Silikonkautschukmasse vom Typ Köraform oder mit Revultex, einem in Ammoniak gelösten Naturkautschuk, kopieren. Der Vorteil dieser Methoden ist, daß eine nahezu hundertprozentige dreidimensionale Kopie des Objektes erzeugt wird. Der Nachteil besteht in dem enorm hohen Aufwand sowohl an Materialien als auch an Personal, so daß sich eigentlich nur große Museumswerkstätten diese Technik leisten können.

Zerstörte Inschriften: Fragmentbearbeitung

Der Epigraphiker muß mit einem schlechten und zumeist bruchstückhaften Zustand antiker Schriftquellen rechnen. Die Rekonstruktion inschriftlicher Texte gehört daher zum Alltag der epigraphischen Arbeit. Aber je diffuser ein schriftli-

⁵ Vgl. S. Oelschig, Wege zur Rekonstruktion fragmentarischer Steininschriften – aufgezeigt am epigraphischen Material von Avenches, Bull. Assoc. Prov. Aventico 39, 1997, S. 141-185.

cher Überrest ist, um so komplexer und zeitaufwendiger gestaltet sich seine Bearbeitung und um so mehr steht der erhoffte Zugewinn an historischer Erkenntnis in Frage. Wie allen Forschungsvorhaben sind dem wissenschaftlichen Handwerk darüber hinaus methodische und vor allem ökonomische Grenzen gesetzt. Diese Verlegenheit führt häufig dazu, daß besonders kleinste Schriftfragmente vernachlässigt und allenfalls am Rande erforscht werden. Eine solche Unternehmung an der Peripherie epigraphischer und universitärer Wissenschaft stellt das Inschriftenprojekt „Katalog Avenches“ im Rahmen des CIL-Projekts dar.

Avenches liegt in der Westschweiz im Kanton Waadt. Ihr Name verweist auf die römische Kolonie Aventicum (Colonia Pia Flavia Constans Emerita Helvetiorum Foederata), auf deren Grund und Boden sich die heute 3000 Einwohner zählende Stadt gründet. Die etwa 74 n.Chr. gegründete Kolonie beherbergte ehemals mehrere zehntausend Menschen. Als Verkehrsknotenpunkt und blühendes Handelszentrum war Aventicum im 3. Jahrhundert ein lohnendes Ziel marodierender germanischer Stämme. Trotz eines schützenden, fast 6 km langen Mauerringes wurde die antike Stadt etwa um 260 n.Chr. von den nach Westen strebenden Alamannen eingenommen und zerstört.

Als Zeugnisse der Vernichtung von Aventicum gelten u.a. hunderte Fragmente unterschiedlicher Platteninschriften aus Stein – zumeist Ehreninschriften –, die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Museum der Stadt angesammelt haben.

Das Projekt „Katalog Avenches“

Das Ziel des Projektes „Katalog Avenches“ ist es, das im Einzelfall inhaltlich dürftige fragmentarische Material derart aufzubereiten, daß gegebenenfalls vorhandene Rekonstruktionsmöglichkeiten tatsächlich genutzt werden können. Allerdings vermochte bislang niemand genau zu sagen, welche und wieviele Inschriftenfragmente überhaupt in den Archiven und Magazinen von Avenches lagen. Deshalb bestand das primäre Vorhaben im vollständigen Erfassen des epigraphischen Steinmaterials. Dafür mußten die im Rahmen des CIL-Projekts üblichen Arbeitsverfahren den speziellen Erfordernissen vor Ort angepaßt werden.

Methodische Modifikation zur Vorbereitung der Inventur

- Archivdurchsicht vor Ort zwecks Aufschlüsselung der archäologischen Tätigkeit sowie der Forschungsgeschichte
- Suche nach verschollenen Stücken

- komplette Inventarisierung des Materials unter Berücksichtigung älterer Bezifferungen
- systematische Registrierung der Aufbewahrungsstellen
- Beschreibung materialimmanenter Details
- Aufstellen eines ortstypischen Schriftenalphabetes
- millimetergenaue Erhebung metrischer Daten
- Berücksichtigung des Zeilenzwischenraumes
- zusätzliche Dokumentation mittels maßstabsgetreuer Umzeichnung

Resultate nach Abschluß der Inventur (Stand April 1999)

- Aufbau eines geordneten Magazins vor Ort
- vervollständigte Inventarisierung
- 99 %ige Erfassung der bekannten Steininschriften
- ca. 1000 Photographien
- ca. 900 Rasterumzeichnungen
- ca. 1500 Inschriften(-fragmente) registriert (= „Katalog Avenches“)
- ca. 50 % davon unpubliziert, d.h. der Wissenschaft unbekannt
- mindestens 100 unmittelbare Textkorrekturen

Rekonstruktionsversuche

Erstmals bieten die Daten des „Kataloges Avenches“ dem Forschenden die Chance, die fragmentarisch erhaltenen Inschriften von Aventicum in vergleichenden Analysen zu sortieren und Ergänzungen zu ermitteln, so daß Schriftbruchstücke soweit wie möglich materiell rekonstruiert werden können. Am Beispiel der sogenannten ‚Königin der Inschriften‘ von Avenches (CIL XIII 11840), der größten Inschrift der Schweiz, konnte aufgezeigt werden, daß eine Inventur, d.h. ein Überblick in der Art des „Kataloges Avenches“, im Sinne einer stets gebotenen wissenschaftlichen Genauigkeit für die Forschung unverzichtbar ist.

Ursprünglich bestand diese Ehreninschrift aus 12 Steinplatten und war insgesamt ca. 6 Meter breit und 3 Meter hoch. Archäologen brachten in den Jahren 1899-1901 etwa 200 Fragmente von der völlig zerstörten Inschrift an das Tageslicht. Seitdem haben mehrere Gelehrte den Versuch unternommen, den Textbruchstücken einen Sinn zu geben.

1993 gelang S. Oelschig der Nachweis, daß die früheren Rekonstruktionsversuche (1902, 1952 und 1969) nicht alle bekannten Fragmente berücksichtigen bzw. diese falsch zuordnen. Danach ist die Ehreninschrift dem römischen Bürger Quintus Otacilius Pollinus gesetzt worden. In durchaus typischer Weise gibt sie

Auskunft über seine Auszeichnungen. Wir erfahren, daß er munizipale und provinzielle Ämter ausübte, daß ihm Kaiser Hadrian steuerliche Vergünstigungen gewährte und daß er mehreren bedeutenden Handelsgesellschaften vorstand. Als Dedikanten sind die in Aventicum lebenden Helvetier genannt.

Diese Inhalte waren bereits 1969 mehr oder weniger auf materieller Basis rekonstruiert. Seit 1993 kann nun angenommen werden, daß die einheimischen Helvetier den Römer Quintus Otacilius Pollinus als ihren Gönner und Schutzherrn ansahen und sie ihn deshalb u.a. mit der Inschrift ehrten. Das ermittelte Klientelverhältnis gibt insofern also Auskunft über die sozial untergeordnete Stellung der ansässigen einheimischen Bevölkerung.

Ob sich die Rekonstruktion von 1993 letztendlich als korrekt erweist, muß die weitere Beschäftigung mit der Monumentalinschrift zeigen, denn es kann keineswegs davon gesprochen werden, daß diese schriftliche Quelle wiederhergestellt ist. Mit dem „Katalog Avenches“ sind lediglich neue Wege zu ihrer vollständigen Rekonstruktion aufgezeigt⁶.

Das Projekt „Katalog Avenches“ hat aus der sinnvollen Zuordnung von verschiedenen Fragmenten aufgrund neuer Methoden zur Rekonstruktion zahlreicher Inschriften geführt. Dies bildet aber einen Sonderfall. Vielfach werden Fragmente von Inschriften mit einzelnen Buchstaben gefunden, ohne daß ein Bezug zu einer Inschrift oder eine sinnvolle Ergänzung möglich ist. Aus diesem Grunde werden einzelne Fragmente im CIL nur dann aufgenommen, wenn mindestens zwei Buchstaben erhalten sind.

Kleininschriften

War Stein neben Tafeln aus Bronze, in die vor allem Gesetze und amtliche Verfügungen oder Weihinschriften eingraviert wurden, das Hauptmaterial als Träger für größere lateinische Inschriften diverser Typen, so wurden sogenannte Kleininschriften mit unterschiedlichstem Inhalt, Zweck und Umfang in die verschiedensten Materialien eingeritzt, eingepunzt, eingestempelt, eingelegt, daraus ausgestanzt bzw. darauf aufgemalt.

Während die Nachträge zum CIL XIII Kleininschriften weitgehend aufgenommen haben, ist dies für die Corpora der CIL-Bände nicht der Fall. Kleininschriften wurden in einem eigenen Corpus, dem CIL XIII, 3, 1 und 2 eigens für die gesamten gallischen und germanischen Provinzen publiziert⁷. Die kaum zu über-

⁶ S. Oelschig, Methode und Geschichte. Variationen zur Inschrift CIL XIII 11480, in: Fr. E. Koenig, S. Rebetez (Hg.), *Arculiana. Festschrift zum 65. Geburtstag für Hans Bögli*, Avenches 1995, S. 47-60 (= AE 1995, 1141); vgl. ders. (wie Anm. 5).

⁷ Vgl. oben (wie Anm. 2).

schauende Menge der Neufunde auf diesem Gebiet sprengt mittlerweile jeden Rahmen, so daß eine Publikation im Rahmen eines Supplementes zum CIL XIII ein fast aussichtsloses Unterfangen ist. Das neue Supplementum wird daher in erster Linie Steininschriften enthalten. Ich sage, in erster Linie, da auch die bisherigen Editionen nicht immer ganz konsequent waren und z.B. vollständige Weihinschriften auf anderen Materialien aufgenommen haben. Die Diskussion ist hier noch nicht ganz abgeschlossen.

Die Edition

In den letzten Jahrzehnten hat es zahlreiche nationale Unternehmen zur Herausgabe von neugefundenen Inschriften gegeben, u.a. auch die erwähnten Nachträge zum CIL XIII sowie Willeumier⁸, die ILB⁹ und das RIG¹⁰, die aber alle auf der Grundlage der modernen Staatsgrenzen und teilweise unter systematischen Aspekten publizieren, so daß durch große Differenzen in der Publikation von Neufunden einige Gebiete völlig vernachlässigt werden. Außerdem ist die Art der Edition sehr unterschiedlich. Der neue Supplementband des CIL XIII will diese Lücke schließen und gleichzeitig Standard für eine Inschriftenedition sein, die modernen Kriterien entspricht.

Die alten CIL-Editionen enthalten keine Fotos und selten die Maße der Steine und Buchstabengrößen, Umzeichnungen erscheinen in der Regel in der Originalausgabe der Erstpublikation verschollener und nur literarisch überlieferter Stücke. Publiziert wird in Majuskeltext, wobei der Zeilenduktus und auch verschiedene große Buchstaben bzw. Sonderzeichen und Ligaturen graphisch wiedergegeben werden. Textergänzungen werden im Apparat nach dem Leidener Klammersystem aufgelöst. Die Angaben zum Stein bestehen aus einer kurzen Beschreibung, dem Fundort und -jahr und dem Aufbewahrungsort. Bei Tituli, die nur literarisch überliefert sind, werden die Fundumstände in der Originalsprache der Erstedition zitiert. Im Apparat finden sich ebenfalls die einschlägigen Veröffentlichungen des Titulus und ggf. abweichende Lesungen. Datierungen nach

⁸ P. Willeumier, *Inscriptions Latines des Trois Gaules* (France). *Gallia Supplément* 17, Paris 1963.

⁹ A. Deman, M.-Th. Raepsaet-Charlier, *Les Inscriptions Latines de Belgique* (ILB). Université Libre de Bruxelles. Faculté de Philosophie et Lettres. *Sources et Instruments* VII, Bruxelles 1985.

¹⁰ Vgl. *Recueil des Inscriptions Gauloises*, sous la direction de P.-M. Duval. Vol. I: M. Lejeune, *Textes gallo-grecs*. *Gallia Supplément* 45, Paris 1985; ders., *Textes gallo-étrusques; textes gallo-latins* Vol. II (1986) u. P.-M. Duval, G. Pinault (Hg.), *Les calendriers* (Coligny, Villards d'Heria) Vol. III (1986).

Konsuln etc. werden aufgelöst. Den Städten, Civitates und Regionen ist ein einführer Text bezüglich ihrer Geschichte, antiken Rechtsform, der Forschungsgeschichte und Edition der antiken Zeugnisse vorangestellt. Diese Texte sowie alle Lemmata sind in Latein verfaßt.

Anders handelt es sich z.B. bei den 1892-1916 von H. Dessau herausgegebenen *Inscriptiones Latinae Selectae* um eine reine Minuskelumschrift. Während noch H. Finke in seinem 1927 erschienenen 1. Nachtrag zum CIL XIII in Anlehnung an den ebenfalls von ihm 1916 herausgegebenen Supplementband die Editionsweise des CIL weitgehend übernahm, änderte sich dies mit dem 2. Nachtrag von H. Nesselhauf 1937. Die Inschriften sind ohne Zeilenfall kursiv gesetzt und im Leidener Klammersystem aufgelöst, ebenfalls erscheinen im Lemma die Maße des Steins. Die Lemmata sind in Deutsch verfaßt, man findet zusätzlich einen kurzen Kommentar und, wenn möglich, eine grobe Datierung der Inschrift. In den folgenden Nachträgen wird dann immer mehr Wert auf die Kommentare gelegt, die teilweise einen beträchtlichen Umfang einnehmen können¹¹. Diese Form der Edition hat jedoch den Nachteil, daß die Verteilung der Buchstaben auf dem Stein, sowie bestimmte Sonderzeichen (z.B. *Hederae*) nicht mehr sichtbar sind. Aus diesem Grunde fügte P. Willeumier in seinen 1963 erschienenen „*Inscriptions Latines de Trois Gaules*“ dem aufgelösten Text eine Wiedergabe des Textes in Majuskeln und Zeilenfall wie im CIL bei¹².

Moderne Editionen versuchen beiden Ansprüchen gerecht zu werden. Die Bände des *Corpus Signorum Imperii Romani*, die ihrem Anliegen entsprechend nicht nur Inschriftensteine enthalten und nur ausgewählte Stücke edieren, publizieren den aufgelösten Text in Minuskeln und kursiv, wobei der Zeilenfall beibehalten wird¹³. Die Verteilung der Buchstaben auf dem Stein wird nicht berücksichtigt, diese kann einem beigefügten Foto entnommen werden. Die Inschrift wird klassifiziert, eine Beschreibung und die genauen Maße des Steines und der Buchstaben sind angefügt. Auch wird im Lemma die *gesamte* Literatur zum Fundstück erwähnt, wobei jede noch so nebensächliche Erwähnung des Steines aufgeführt ist. Eine solche Bibliographie ist allein durch ihre Länge und die fehlende Differenzierung der Literatur etwa nach vollständigen Lesungen bzw. Beschreibungen

¹¹ Vgl. z.B. Nesselhauf, Lieb (wie Anm. 4) Nr. 129 u. Schillinger-Häfele (wie Anm. 4) Nr. 104.

¹² Willeumier (wie Anm. 8).

¹³ Für den Bereich der germanischen Provinzen zuletzt: M. Mattern (Hg.), *Corpus Signorum Imperii Romani. Corpus der Skulpturen der römischen Welt. Deutschland 2, 1. Germania Superior. Die römischen Steindenkmäler des Stadtgebiets von Wiesbaden und der Limesstrecke zwischen Marienfels und Zugmantel*, Mainz 1999.

und bloßen Erwähnungen des Exponats fast unbenutzbar. Die Steine sind nach archäologischen Gesichtspunkten ausgewählt worden und werden entsprechend ausführlich kommentiert und nach Möglichkeit datiert. Die Sprache der Lemmata ist Deutsch. Anders kommentiert etwa das *Recueil des Inscriptions Gauloises* (RIG) die edierten Tituli mit philologisch-historischem Schwerpunkt. Eine Übersetzung der Inschriftentexte wird aber nur in den *Inscriptions Latines de Belgique* (ILB) geliefert.

Bei der Ansprache der Objekte verfahren neue CIL-Bände in ähnlicher Weise. Zu den Grundangaben im Lemma gehören nunmehr eine Klassifikation des Steines, seine Beschreibung unter Angabe des Materials, seine Maße inklusive der Buchstabenhöhe nach Zeilen, Fundjahr und -ort, ggf. die Fundumstände sowie der Aufbewahrungsort. Der Inschriftentext ist in aufgelöster Minuskelschrift im Zeilenfall wiedergegeben, ein Foto ist beigelegt. Der Apparat enthält sinnvollerweise nur die wichtigsten Literaturangaben mit ggf. abweichenden Lesungen und eine Datierung¹⁴. Eine absolute Vollständigkeit der Literaturangaben wie im *Corpus Signorum Imperii Romani* (CSIR) wird nicht angestrebt, angeführt werden die Erstpublikation und weitere ggf. abweichende Textpublikationen, bloße Erwähnungen werden nicht aufgenommen. Dem internationalen Charakter und vor allem der Tradition des CIL entsprechend, sind alle Angaben in Latein gehalten, Übersetzungen der Tituli werden nicht geliefert. Verschollene Stücke werden nach wie vor, wenn möglich, mit den Umzeichnungen alter Erstausgaben ediert¹⁵. Längere Textkommentare archäologischen, philologischen oder historischen Inhalts werden nicht aufgenommen. Dies entspricht der Zielsetzung des CIL als reinem Quellenwerk, das philologisch-kritisch gesicherte Texte ediert, um damit erst die Grundlage für weitergehende Forschungen zu schaffen. Auch der in Osnabrück entstehende Supplementband zum CIL XIII wird nach Maßgabe der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in dieser Form und mit dieser Zielsetzung publiziert.

Das Fortschreiten der Technik macht aber auch neue Formen der Edition möglich. Das Beispiel aus dem 1996 erschienenen CIL VI, 8, 2 zeigt eine an das Originalfoto anschließende Majuskelergänzung. Dies ermöglicht einen Eindruck von den ursprünglichen Ausmaßen der nur zum Teil erhaltenen Inschriftenplatte. Im Falle von Eradierungen oder Zweitverwendungen hat sich die schon oben beschriebene maßstabsgerechte Umzeichnung bewährt. Ein Beispiel aus Rom zeigt die ursprünglich in vergoldeten Bronz Buchstaben angebrachte Bauinschrift des flavischen Amphitheaters – besser bekannt als Kolosseum –, die nach Aus-

¹⁴ Vgl. z.B. CIL II²/5, 5, 25 passim.

¹⁵ Vgl. z.B. CIL VI, 8/2, 40373.

besserung des Gebäudes unter Theodosius und Valentinian durch eine zweite eingemeißelte Inschrift ersetzt wurde. Die ursprüngliche Inschrift konnte über die Verteilung der Bohrlöcher, die ebenfalls wiedergegeben sind, rekonstruiert werden¹⁶.

Alle angeführten Arten der Inschriftenedition haben – mit Ausnahme der *Inscriptions Latines de Belgique* (ILB) – gemeinsam, daß die Tituli in keine moderne Sprache übersetzt werden. Das CIL führt zudem auch die Lemmata in Latein an¹⁷.

Lassen Sie mich zum Schluß noch einige Worte über die Problematik beim Erstellen von Indizes sagen. Die durch den Computer eröffneten Möglichkeiten führten schon in den 70er Jahren zur Anlage von Volltextdatenbanken, welche sogenannte Keyword in Context-Indices erzeugten. Dies wurde zunächst für den umfangreichsten aller CIL-Bände, den CIL VI (Rom) umgesetzt¹⁸. Statt eines nach Sachgruppen geordneten systematischen Index, ist es hier nur möglich, nach Schlüsselworten (Keywords) in ihrer verschiedenen Schreibweise zu suchen. Mit der fortschreitenden Technisierung ist diese Methode der Indexerstellung, vor allem in Bezug auf die Edition der Inschriften verbessert worden, wie etwa die ILLPRON-Indizes zu Noricum zeigen¹⁹. Die im Internet angebotenen

¹⁶ Vgl. CIL VI, 8. 2 40454a.

¹⁷ Ich schließe mich ausdrücklich der einstimmigen Kritik im Rahmen der an den Vortrag anschließenden Diskussion an, daß die bloße Präsentation der Texte im Original nicht mehr zeitgemäß ist. Eine Übersetzung in eine moderne Fremdsprache ermöglicht z.B., die Tituli in Anbetracht der zurückgehenden Lateinkenntnisse einem größeren Interessentenkreis (z.B. Studierenden der Geschichte!) zweisprachig zu präsentieren und damit auch und vor allem mit dem Originaltext zu arbeiten, der sonst gar nicht herangezogen würde. Ferner zwingt eine bekanntlich immer auch interpretative Übersetzung die Editoren dazu, etwa bei zweifelhaften Textpassagen, Stellung zu beziehen. Auch ein Traditionsunternehmen wie das *Corpus Inscriptionum Latinarum* muß sich gerade angesichts seiner immensen Kosten bei der Edition und wegen des hohen Preises der einzelnen Bände fragen lassen, für einen wie großen Abnehmerkreis es eigentlich noch produziert wird.

¹⁸ So u.a. CIL VI, 7: *Indices vocabulorum nominibus propriis inclusis*, comp. E.J. Jory et D.W. Moore *machina computatoria* usi. Fasc. I: A-C, Berliñ 1974. Vgl. dazu P. Baldacci, O. Ianovitta, E. Maretti, *Note su un sistema di riduzione automatica degli indici epigrafici*, in: *Akte d. VI. Int. Kongr. f. griech. u. lat. Epigraphik*, *Vestigia* 17, München 1973. S. 463-465.

¹⁹ Hierzu ausführlich M. Hainzmann, *Computer und Epigraphik. Zum Forschungsprojekt ILLPRON: Inscriptiones Lapidariae Latinae Provinciae Norici*, in: M. Thaller, A. Müller (Hg.) *Computer in den Geisteswissenschaften: Konzepte und Berichte. (=Studien zur historischen Sozialwissenschaft 7)*, Frankfurt/Main-New York 1989, S. 301-313; vgl. ders., *Inscriptiones Latinae Provinciae Norici (ILLPRON)*, in: M. Fell, Chr. Schäfer, L.

Datenbanken, die auf eine große Materialbasis zurückgreifen können, wie die Projekte aus Frankfurt²⁰, Heidelberg²¹ und Eichstätt²², sowie Datenbanken auf CD-Rom mit ganzen CIL-Corpora, wie z.B. die des CIL VI aus Australien (Epigraph), haben diese Art der Indexerstellung im Printformat überflüssig gemacht. Gleichwohl hatte der Einsatz der EDV auch Auswirkungen auf das verwendete Zeichensystem. Man hat daher schon Ende der 70er Jahre den diakritischen Zeichensatz des Leidener Klammersystems an den des Computers angepaßt²³. War man bei der Erstellung der Indizes zu CIL VI noch auf den 7 Bit ASCII-Code von 128 bzw. 255 darstellbaren Zeichen angewiesen, so hat sich die Lage angesichts der Darstellbarkeit der Zeichen zwar gebessert, nicht aber in Bezug auf deren Digitalisierung. Der eigentlich schon fertiggestellte 16-Bit Uni-Code ist immer noch nicht auf dem Markt. Somit gibt es auch noch keine universell und international anwendbare Lösung in Bezug auf epigraphische Zeichensätze. Zur Zeit sind der in den USA entwickelte Beta-Code und das epigraphische System PETRAE aus Frankreich die am häufigsten eingesetzten Software-Systeme. PETRAE ist aber immer noch lediglich auf Apple-Macintosh-Systemen lauffähig, beinhaltet aber u.a. Indexerstellung und Editionshilfen²⁴. Die Redaktion des CIL in der Berlin-Brandenburgischen Akademie arbeitet übrigens wiederum mit einem eigenen, selbstgemachten Zeichensatz für den Macintosh. Hier muß in aller nächster Zeit international eine Lösung gefunden werden, die bestehende Datenbanken kompatibel macht, bzw. technische Normen entwickelt. Der größte inter-

Wierschowski (Hg.), *Datenbanken in der Alten Geschichte*. Computer und Antike 2, St. Katharinen 1994, S. 12-13.

²⁰ Epigraphische Datenbank (<http://www.rz.uni-frankfurt.de/~clauss/>). Grundlage sind die Bände der *L'Année Épigraphique* sowie zahlreiche CIL-Bände; Ziel ist die schnelle Erfassung aller lateinischen Inschriften des Römischen Reiches.

²¹ Epigraphische Datenbank Heidelberg (<http://www.uni-heidelberg.de/institute/sonst/adw/edh/>). Grundlage sind vor allem die geprüften (!) Inschriften der *L'Année Épigraphique*.

²² Latin Inscriptions – The Internet Release (<http://www.gnomon.ku-eichstätt.de/Gnomon/ILS.html>). Grundlage sind die in den *Inscriptiones Latinae Selectae* edierten Tituli.

²³ Vgl. H. Krummrey, S. Panciera, *Criteri di edizione e segni diacritici*, Tituli 2, 1980, S. 205-215; vgl. H. Krummrey, *Das diakritische System in CIL XVII/2*, in: *Römische Geschichte, Altertumskunde und Epigraphik*. Festschr. Artur Betz, hg. v. E. Weber u. G. Dobesch, Wien 1985, S. 365-379.

²⁴ Zu dieser Problematik W. Spickermann, *Alte Geschichte und EDV – inhaltliche und methodische Probleme*. Diskussionspunkte des Kolloquiums „Alte Geschichte und EDV“ im November 1995, in: M. Fell, W. Spickermann, L. Wierschowski, *Machina computatoria. Zur Anwendung von EDV in den Altertumswissenschaften*, Computer und Antike 4, St. Katharinen 1997, S. 1-13.

nationale Epigraphikerverband, die A.I.E.G.L. hat aus diesem Grund auf dem letzten Epigraphikerkongreß 1997 in Rom endlich eine Kommission für EDV-Fragen etabliert.

Sinnvoll erscheint nach wie vor der nach Sachgruppen geordnete systematische Index, zu dem zusätzlich eine Text- und Bilddatenbank angeboten wird. Dies kann etwa durch ein spezielles Formatierungsprogramm erreicht werden, daß die einzelnen Teile der Inschrift einer Systematik zuweist, die der Editor bei der Eingabe der Inschrift festlegt. Wir haben dies vor Jahren schon mit dem Formatierungsprogramm StanFep versucht, ähnliches ist aber auch mit anderer Datenbanksoftware möglich²⁵.

Wir sind beim Index und damit am Ende. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

²⁵ W. Spickermann, Ein neuer computergestützter Index zu CIL XIII/2 an der Universität Osnabrück, in: M. Fell, Chr. Schäfer, L. Wierschowski (Hg.), Datenbanken in der Alten Geschichte. Computer und Antike 2, St. Katharinen 1994, S. 41-49.

Im Jenseits des Texts

Der Klassische Philologe und seine Editionen

Ulrich Eigler

Otto Herding teilte in einem in den Freiburger Universitätsblättern publizierten Beitrag „Zur Methode des Edierens am Beispiel humanistischer Texte“ eine mündliche Bemerkung Karl Büchners, seines damaligen latinistischen Kollegen an der Universität Freiburg, mit: „Der Historiker will immer vom Text weg, er benützt ihn als Ausgangspunkt; der Philolog strebt zum Text hin und bleibt bei ihm.“¹

Herding, der Historiker, wies in diesem Zusammenhang dem Editor, „am Schnittpunkt beider Wissenschaften stehend“,² eine Geschichtswissenschaft wie Philologie verbindende Position zu. Damit ist ein grundsätzliches Problem mit erheblichen methodologischen Konsequenzen benannt. Welcher ist denn nun der Text, der im Mittelpunkt textorientierter Altertumswissenschaft steht?

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Beobachtung, daß man eigentlich in beiden Disziplinen, der Alten Geschichte wie der Klassischen Philologie, zumindest in *einer* Hinsicht vom Text wegstrebt, und das durch die Schuld des gerade als Vermittler von Herding benannten *Editors*.

Dieser bietet den Text in einem modernen, den optischen Erfordernissen zeitgenössischer Lesegewohnheiten angepaßten Erscheinungsbild, entfremdet ihn in einem doppelten Sinne seiner historischen Entstehungszeit. Man möge sich eine Oxford- oder Teubner-Edition vor Augen halten, um sich die Frage der Doppeldeutigkeit des Entfremdungsbegriffs zu verdeutlichen. Einerseits wird der Text unserer Zeit zugänglich und vertraut gemacht, andererseits geht dem Leser eine Dimension des Textes verloren, nämlich seine historisch bedingte Fremdheit. Der auf ein zumindest theoretisch angenommenes Autorenexemplar als größtmögliche Annäherung verweisende Text einer kritischen Edition muß notwendigerweise jeglichen optischen Aspekt einer solchen Annäherung übergehen. Während die inhaltlich-textliche Variation durch die Jahrhunderte im textkritischen Apparat noch komprimiert auftaucht, bleibt die optische Erscheinung der zugrunde-

¹ O. Herding, Zur Methode des Edierens am Beispiel humanistischer Texte, Freiburger Universitätsblätter 78 (1982), S. 29-43, hier: S. 29f.

² Ebd. 30.

liegenden Texte verschwunden. Die Materialität der angenommenen Vorlage wird nicht berücksichtigt.

Gerade diese Form von Entfremdung wird besonders deutlich, wenn man in modernen Editionen Texte liest, in denen eigentlich die Fortexistenz der ursprünglichen Materialität zum Verständnis vorausgesetzt wird. So spricht Ovid zu Beginn des ersten Tristienbuchs sein Büchlein in seiner zeitgenössischen Erscheinungsform an, als Sammlung von Papyrusrollen.³

Parve (nec invideo) sine me, liber, ibis in urbem:

ei mihi, quod domino non licet ire tuo!

vade, sed incultus, qualem decet exulis esse:

infelix habitum temporis huius habe.

nec te purpureo velent vaccinia fuco:

non est conveniens luctibus ille color:

nec titulus minio, nec cedro charta notetur,

candida nec nigra cornua fronte geras.

felices ornent haec instrumenta libellos:

fortunae memorem te decet esse meae.

nec fragili geminae poliantur pumice frontes,

hirsutus sparsis ut videare comis.

neve lituram pudeat. qui viderit illas,

de lacrimis factas sentiat esse meis.

ade, liber, verbisque meis loca grata saluta:

contingam certe quo licet illa pede (trist. 1, 1, 1-16).

In der entwickelten Schriftkultur der augusteischen Zeit besitzen Texte eine bereits Autor und Rezipienten bewußte Materialität, vermitteln auf dieser Ebene eine elaborierte Botschaft.

Nun ist die Frage müßig, wie denn Ovids Werke zur Zeit ihrer Entstehung aussahen, denn Autographe haben wir nicht. Dennoch wird durch Ovids Spiel mit materiellen Aspekten seines Büchleins der Abstand deutlich, in dem sich unser, von modernen Editoren und Verlagen produzierter Text zum von Ovid als materieller Erscheinungsform intendierten befindet. Die Überlieferung hat den Text seines ursprünglichen optischen Eigenwerts beraubt, der allerdings für die Sinnstiftung vom Autor vorausgesetzt wurde.

³ G. Wissig-Baving, Die Anrede an das Buch in der römischen Dichtung, Frankfurt-Bern-New York-Paris 1991, S. 47-57, untersucht den topischen Charakter der Buchanrede, die buchgeschichtlich-kodikologische Seite bezieht dagegen G.D. Williams, Representations of the book-roll in Latin poetry: Ovid *trist.* 1, 1, 3-14, *Mnemosyne* 45 (1992), S. 178-189 ein.

Spätere Editoren haben dem Text ein anderes Aussehen gegeben, das am deutlichsten in der Varianz der gewählten Schrift manifest wird.

Der Eingriff des Editors geht viel weiter, als daß er etwaige Benutzerspuren ausblendet, Zeugnisse, die uns insbesondere in der mittelalterlichen Rezeption erkennbar sind.⁴ Herding behandelt diese Frage im Rahmen der „Teilnahme des ungefähr zeitgenössischen Publikums am Text“.⁵ Er berührt damit eine für die ‚Philologie nouvelle‘ typische Frage, die sich um eine Aufwertung der Texttradition als Zeugnis der Rezeption bemüht.⁶ Dazu gehört auch der optische Aspekt der jeweiligen Überlieferungszeugen als äußerlicher Ausdruck eines jeweils zeitgenössischen Sinnstrebens. Diesem gilt unsere Aufmerksamkeit.⁷ Das optische Erscheinungsbild des Textes wird jeweils zeitbedingt verändert. Dies gilt auch für die kritischen Editionen, die Überlieferung in einer jeweils modernen Weise inszenieren.

Es sind also nicht nur Randglossen, die die Teilnahme eines zeitgenössischen Publikums zum Ausdruck bringen, sondern auch das Text-Bild. Während man nun etwaige Randglossen separat betrachten und dann wieder auf den Text rückbeziehen kann, verweigert der Text selbst die Aufspaltung in eine visuelle und eine kognitive Komponente.⁸ Jede Neugestaltung führt zu neuer Sinnstiftung und zur Verdunkelung früherer Textgestalten.

⁴ Dazu z.B. für die Antike: N. Lewis, *Notationes legentis*, *The Bulletin of the American Society of Papyrologists* 30 (1993), S. 115-125; für das Mittelalter: P.G. Schmidt, *Vom Epos zur Prosa. Prosaversionen lateinischer Dichtung*, in: W. Erzgräber (Hg.), *Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter*, Sigmaringen 1989, S. 337-379, hier: S. 373ff.

⁵ Herding (s.o. A.1), S. 35.

⁶ B. Cerquiglini, *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*, Paris 1982. H.J. Westra, *Die Philologie nouvelle und die Herausgabe von lateinischen Texten des Mittelalters*, *Mlat.Jb.* 30, 1 (1995), S. 81-91. Zur Nutzung der Überlieferungsgeschichte im Interesse der Rezeptionsforschung s. bes.: P.L. Schmidt, *Rezeptionsgeschichte und Überlieferungsgeschichte der Klassischen Lateinischen Literatur*, in: Cl. Leonardi, B. Munk Olsen (Hg.), *The Classical Tradition in the Middle Ages and the Renaissance*, Spoleto-Firenze 1995, S. 3-21.

⁷ Auch hier sind die Ergebnisse mediävistischer Forschung wegweisend. Vgl. J.P. Gumbert, ‚Modern‘ Layout in Classical Manuscripts, in: Cl. Leonardi, B. Munk Olsen (Hg.), *The Classical Tradition in the Middle Ages and the Renaissance*, Spoleto-Firenze 1995, S. 23-38. Zur optischen Aussagekraft von Urkunden vgl. P. Rück, *Urkunden als Plakate des Mittelalters. Medien der Herrschaftsrepräsentation*, *Forschung. Mitteilungen der DFG* 4, 1990, S. 26-27. S. auch H.-J. Martin, J. Vezin (Hg.), *Mise en page et mise en texte du livre manuscrit*, Paris 1990.

⁸ S. Gross, *Lesezeichen. Kognition, Medium und Materialität im Leseprozeß*, Darmstadt 1994, S. 1.

Wenn wir uns mit der Antike beschäftigen, dann sollte man sich also nicht mit den modernen Lesetexten begnügen, sondern zumindest fragen, wie diese Texte in der Antike ausgesehen haben. Wir sollten uns in das oft befremdliche Jenseits des gedruckten Textes begeben. Die moderne Edition übergeht die optische Sinnstiftung durch die früheren Versionen des Textes. Sie bleibt auf die Fiktion eines idealen Originalexemplars orientiert und postuliert damit gar eine einheitliche Antike. Dabei wird die synchron wie diachron bestehende Vielfalt der Textwelten oder besser Schreib-Welten,⁹ in denen ein jeweiliges Zeugnis seinen Ort hat, ignoriert.¹⁰

Im folgenden sollen zunächst die wissenschaftsgeschichtlichen Ursachen für diesen Sachverhalt angedeutet werden (1), gefolgt von einem flüchtigen Überblick über den Charakter diachron wie synchron betrachteter Schreib-Welten in der Antike (2). Ich möchte damit veranschaulichen, welche Variationsbreite antiker Schriftlichkeit durch Editionen verdeckt wird. Ein weiterer Abschnitt thematisiert die Konsequenzen für die textorientierte Altertumswissenschaft in Deutschland (3). Den Abschluß bildet eine Betrachtung genereller Art (4).

1. Wir sagten, die moderne Edition führt (zumindest in einem Sinn) vom Text weg. Sie simplifiziert, indem sie – selbst eine moderne Inszenierung des Texts – andere Formen der Textpräsentation überdeckt. Wir beschränkten uns auf die Antike und stellten fest, daß der optische Aussagewert früherer Texte verloren geht, wenn man nur in die neuen Textausgaben schaut.

So entsteht das irreführende Bild einer vertrauten Antike. Ebenso wird die Illusion erzeugt, es handle sich um eine homogene Epoche.¹¹ Ferner erfolgt eine Überbetonung des virtuellen „Autorenexemplars“ und damit des Autors selbst zuungunsten einer Betrachtungsweise, die vielen, auch der unmittelbaren Kontrolle des Autors entwachsenden Erscheinungsformen des Texts, Rechnung trägt. Die Wurzeln liegen im Beginn des Buchdrucks. So weist A. Assmann darauf hin, daß durch den Druck die „Individualisierung“ des Autors, die „Namhaftigkeit“

⁹ Angeregt wurde diese Formulierung durch Titel wie: R. Chartier, *Lesewelten*. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit, Frankfurt 1990.

¹⁰ Es handelt sich freilich um einen bis vor einigen Jahren allen Philologien gemeinsamen Literaturbegriff, „dessen Inhalt die Gesamtheit der gedruckten und veröffentlichten Werke waren“ (C. Violet, *Art. Schriftlichkeit und Literatur*, in: H. Günther, O. Ludwig (Hg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use*, Berlin-New York 1994, 658-672, S. 665).

¹¹ Ähnlich kritisiert W. V. Harris, *Literacy and Epigraphy*, 1, ZPE 52 (1983), S. 87-111, bes. S. 93 die homogenisierende und die Antike unseren Verhältnissen annähernde Illusion der Massenalphabetisierung durch viele Klassische Philologen.

Der vereinheitlichende Druck wird hier als die ersehnte Alternative zur vervielfältigenden Technik des Abschreibens präsentiert, ja als Möglichkeit zum direkten Zugang zum Original, gleich als wäre man dessen durch die neue Technik bereits teilhaftig.¹⁷ August Buck begreift daher als Hauptmerkmal des Humanismus die „Begegnung mit der Persönlichkeit des antiken Autors in dessen Werk“.¹⁸ Der gedruckte Text wird zum Ausgangspunkt dieses Vorgangs, eine gleichberechtigte Behandlung der Tradition trat in den Hintergrund.

Gerade hinsichtlich der antiken Literatur war man nämlich nicht glücklich über die Tatsache, daß Texte in der *Antike geschrieben* wurden. Als Beispiel sei das Urteil des Johannes Clericus (1657-1736)¹⁹ in seiner 1697 erstmals erschienenen „Ars critica“ zitiert. Dieser *bedauert*, daß die Druckkunst nicht schon in der Antike erfunden worden sei und faßt damit noch einmal die humanistische Tradition zusammen:

„Wenn es Gott dem Allmächtigen gefallen hätte, den Geist der antiken Menschen so zu inspirieren, daß unter ihren nützlichen und lebensnotwendigen Erfindungen auch die Krone aller mechanischen Künste, die Druckkunst, gewesen wäre, dann würden nicht nur zahllose Werke der Alten, die wegen der Existenz nur weniger Exemplare verloren gingen, von unseren Händen (ab-)genutzt werden, sondern auch jene, die der Gewalt des alles vernichtenden Alters entronnen sind, wären in weit besserem Zustand auf uns gekommen. Denn einst, als die Bücher noch mit der Hand abgeschrieben wurden, konnten die einzelnen Kopien nicht anders

¹⁷ E.J. Kenney, *The Classical Text. Aspects of Editing in the Age of the Printed Book*, Berkeley 1974, S. 23f. zu den Humanisten: „In their minds reigned a polarity in which two things were starkly contrasted: the state of the text as the editor saw it actually before him, and the perfect state in which it had (putatively) left the author's hands and to which he aspired to restore it, represented by metaphorical terms as *pristinus nitor*, *splendor* and the like.“

¹⁸ A. Buck, *Die studia humanitatis und ihre Methode*, Bibliothèque d'humanisme 21 (1959), S. 273-290, hier: S. 273.

¹⁹ So auch ca. 200 Jahre zuvor Demetrius Ducas (nach D.J. Geanakoplos, *Greek Scholars in Venice*, Cambridge/Mass. 1962, S. 226). Zu Johannes Clericus: Kenney 1974, S. 40 ff. Ganz ähnlich bemerkt Sebastian Franck, *Chronica*, Straßburg 1531, f. 206V - 207R: „Wäre die Kunst der Truckerey“ früher erfunden worden, „so weren on Zweyfel etwa vil Bücher, und die besten Plinii, Titi Livii ... nicht also verdruckt und verloren worden.“

Erasmus vertritt (*Adagia* II 1,1) die Gegenposition, wenn er im Druck die größere Gefahr der zahlenmäßig uneingeschränkten Verbreitung der Fehler eines inkompetenten Druckers sieht: *At quantum est mali, quod adfert scriba negligens aut indoctus, si conferas typographum?* (zit. nach: *Ausgewählte Schriften* 7, Darmstadt 1990², S. 493. Vgl. dazu: P.G. Schmidt, *Probleme der Schreiber – der Schreiber als Problem*, Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main XXXI 5, Stuttgart 1994, S. 178ff.).

korrigiert werden, als wenn sie von einem gelehrten Mann sorgfältig und genau durchgelesen wurden, was Zeit erforderte und schwierig war. Jetzt kann der eine oder andere nach wiederholter (Korrektur-)Lektüre eines Exemplars leicht damit einige tausend Exemplare verbessern.²⁰

Wir erkennen hier die typisch humanistische Überschätzung der Antike als der Epoche homogener Kompetenz und damit die geistigen Grundlagen der auch noch heute zu registrierenden Simplifikation. Zugleich Hilfsmittel und Ausdruck dieses, die Zwischenstufen – gerade des Mittelalters – ignorierenden Denkens ist der Buchdruck. Auch Erasmus teilt diese Auffassung.²¹

Für die zum Druck herangezogenen Handschriften bedeutete dies oft nichts Gutes. Hatte man einmal ein Exemplar gedruckt und „korrigiert“, konnte man die Vorlage wegwerfen.²²

²⁰ *Si Deo Optimo Maximo visum fuisset antiquissimorum mortalium ita efflare animas, ut inter ea quae invenerunt vitae utilia ac necessaria, fuisset pulcherrima artium mechanicarum Typographia; non modum innumera veterum monumenta, quae ob paucitatem exemplarium interciderunt, manibus nostris nunc tererentur; sed illa etiam, quae vim vetustatis omnia perdentis effugerunt, ad nos multo emendatiora pervenissent. Cum enim olim, dum libri manu describerentur, singula exemplaria non aliter possent emendari, quam si a viro docto et diligente accurate legerentur, quod longum erat et difficile; nunc unus atque alter, iterata unius exemplaris lectione, millena aliquot exemplaria emendare facile possunt. Sed quoniam ut ille ait, „nullum habemus in praeterita ius praeterquam oblivionis“ [Plin. nat. 2,27] iis missis quibus remedium nullum afferre possumus, videndum nobis superest, num sit ars aliqua, qua possimus loca veterum in mendo cubantia dignoscere ab iis quae sana sunt, et veterem in ea lectionem revocare. Hoc certe profitentur CRITICI a se fieri posse, atque hac in re potissimum artem suam sitam esse dicunt, nec dubium est, quin saepissime id praestiterint quod polliciti erant, et sanitatem innumeris locis aegris restituerint (Joannis Clerici Ars critica, si qua ad studia linguarum latinae, graecae et hebraicae munitur; veterumque emendandorum et spuriorum scriptorum a genuino dignoscendorum ratio traditur (2. verb. Aufl.) London 1698 sectio I, caput I p. S. 1f.).*

²¹ So bemerkt er in der dritten Apologia im Rahmen seiner in *Novum Testamentum praefationes* (Erasmus von Rotterdam, *Ausgewählte Schriften III*, Darmstadt 1967, S. 869): *Tantum restituimus, quae temporum ac librariorum vitio fuerant depravata...*

²² Es sei nur der Velleius Paterculus des Beatus Rhenanus genannt. Als der von dem elsässischen Humanisten betreute Druck erschienen war, scheint die Murbacher Handschrift, der neben den diversen Redaktionen der Amorbachabschrift und den eigenen adnotationes des Beatus stehende Hauptzeuge für den kaiserzeitlichen Historiker, als überflüssig empfunden worden zu sein und verschwand, so daß der Druck zum entscheidenden Zeugen der Velleius-Tradition wurde. Beatus Rhenanus scheint nicht ganz unschuldig an diesem Schicksal zu sein. So betont er im Vorwort zum Druck, wobei er den mittelalterlichen Codex gründlich abwertet:

Nun, ganz so brutal verfuhr man nicht grundsätzlich, und moderne Handschriftenbibliotheken wüßten solche Anwendungen von Editoren zu verhindern. Dennoch vollziehen wir diesen Akt des Wegwerfens zumindest in unserem – humanistischen – Geiste noch nach. Vielfach begnügt sich die Beschäftigung mit der antiken Literatur mit den gedruckten Texten, und die Studierenden und Absolventen eines alttumswissenschaftlichen Studiums meiden die Handschriftenbibliotheken, die nun teilweise als moderne Gräber der antiken Überlieferung anmuten.²³

Ein Effekt war in der Geschichte der Altertumswissenschaft die Verlagerung der paläographischen Kenntnis auf die Gruppe der editorisch tätigen Kollegen, ja in andere mittlerweile entstandene Fächer wie z.B. des Mittellatein.²⁴ Schriftlichkeit in dem von mir gerade dargestellten Sinn erfuhr eine weitgehende Vernachlässigung in der Lehre.

Entsprechend dem humanistischen Textbegriff stand der sprachliche und inhaltliche Aspekt des Textes im Vordergrund. Der „richtige Text“ war durch diese beiden Koordinaten bestimmt.

Viel hat also die moderne Althilologie mit der humanistischen gemeinsam, auch wenn sich im 19. Jahrhundert mit der Entwicklung der historisch-kritischen Methode bedeutende Veränderungen vollzogen haben.

Es blieb – gerade durch die Bravourleistungen eines Lachmann befestigt – der Unwille, sich mit den historischen Erscheinungsformen des Textes anders als über den Variantenapparat auseinanderzusetzen.

ausim iurare eum qui illum (sc. codicem) descripserat ne verbum quidem intellexisse: adeo omnia erant confusa absque ullis punctis aut distinctionibus... nihil erat non depravatum. (Editio princeps p.69).

²³ Auf den Punkt bringt die Präformierung unseres Textverständnisses durch die allgegenwärtige Erfahrung des Drucks Giorgio Pasquali in seiner berühmten Bemerkung zur alexandrinschen ἔκδοσις (Storia della tradizione e critica del testo, Firenze 1952², S. 216: „Conviene badare a una distinzione tra edizione moderna ed edizione alessandrina... Sentendo parlare di ἔκδοσις, il lettore pensa a un' impresa libraria, a un editore industriale, il quale acquista da uno studioso il diritto di riprodurre indefinitamente un esemplare da lui curato, della cui correttezza questo si rende garante; quasi certamente le ἐκδόσεις alessandrine non furono edizioni in questo senso: ἔκδοσις significa nei grammatici un esemplare unico.... L'edizione alessandrina è un esemplare unico, scritto o corretto da un dotto e corredato da segni critici o diacritici che accennano brevemente, si direbbe quasi simboleggiano l'interpretazione dell'editore, ma che per essere inteso appieno ha bisogno di un commento orale o scritto“.

²⁴ J. Autenrieth, Ein Beitrag zur paläographischen Forschung in Deutschland seit dem Ende des letzten Jahrhunderts, in: A. Petrucci, A. Pratesi (Hg.), Un secolo di paleografia e diplomatica (1887-1986), Roma o.J., S. 101-130.

Doch steht der auf diese Weise gewonnenen Zugänglichkeit der Antike der – freilich in dieser Phase der Altertumswissenschaft vernachlässigbare – Verlust von Nähe gegenüber. Der moderne Text erscheint in dem den wissenschaftlichen Erzeugnissen der jeweiligen Zeit adäquaten Druckbild.

Es mag an der besonderen Bedeutung des Drucks in Deutschland liegen, daß sich dieses Land zu einer Hochburg der Textkritik und -edition zu entwickeln vermochte. Die alte humanistische Fixierung auf den Druck aber hat sich hier in deutlich stärkerem Maße als etwa in Italien oder Frankreich behauptet, nicht zuletzt vielleicht wegen des besonderen Stolzes der deutschen Humanisten auf die nationale Großtat der Erfindung des Buchdrucks. Mit Sicherheit war es aber die glanzvolle editorische Tradition, die in der Vollendung höchster Wissenschaftlichkeit den Blick von den historischen Inszenierungen des Textes auf seine aktuelle Erscheinungsform lenkte.²⁵

Die moderne wissenschaftliche Edition schließt wie der Humanistendruck frühere Formen der Textinszenierung mit einer durch ihre weitgehende Überprüfbarkeit und Seriosität bedingten Eindringlichkeit und Suggestionskraft aus. Die handschriftlichen Formen der Textinszenierung taten dies nicht. Der humanistische Anspruch, mit dem Druck *den* Text zu präsentieren, wurde auf diese Weise in moderner Zeit noch übertroffen.

Somit wurde im Bereich der deutschen Altertumswissenschaft eine der Materialität der Schriftlichkeit, den konkreten Aspekten des Schreibens in der Antike gewidmete, über die Spezialtätigkeit eines Papyrologen oder Epigraphikers hinausgehende Forschungstätigkeit nicht als notwendig empfunden und auch in der Lehre nicht vorgestellt.

2. Werfen wir nun einen Blick auf die diachrone Varianz der Schreib-Welten in der Antike anhand einiger zufällig herausgegriffener Zeugnisse (Abb.1-5b). Schrift variiert von Epoche zu Epoche, wie der Wandel von der jüngeren Kursive des aus dem 1. Jh.n.Chr. stammenden Gießener Cicero (Abb.1) zu der elaborierten Capitalis Rustica als Buchschrift der Spätantike z.B. im wohl dem 5. Jh. zuzuordnenden Vergilius Mediceus (Abb.2) zeigt. Es herrscht diachron keinesfalls eine Eindeutigkeit in der Präsentation literarischer Texte, wie das Fragment von Cato „Origines“²⁶ aus dem 2. Jh. (Abb.3) zeigt, das in einem frühen Typus der Urkundenschrift geschrieben ist. Diese entspricht als Gebrauchsschrift hinsicht-

²⁵ L. Hay, Über die Entstehung von Texten und Theorien. Deutsch-französische Randglossen zu einem Forschungsgebiet, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 68 (1987), S. 9-20, hier: S. 10.

²⁶ Seider X Abb. 12.

lich ihrer Dignität einer Form der Kursive, die zur gleichen Zeit für ein Kunstwerkverzeichnis (Abb.4)²⁷ aus dem 2. Jh. Verwendung fand. Immer wieder werden andere Schriftformen erkennbar und eine Einheitlichkeit z.B. durch die Verwendung der Capitalis Rustica wie im Falle der „Historiae“ (Abb.5)²⁸ des Sallust aus dem 3. Jh. ist für literarische Texte nicht die unbestrittene Regel.

Freilich werden dann mit der Durchsetzung des Codex Vereinheitlichungen in der Spätantike wie im Falle des Vergilius Mediceus faßbar, doch auch bei den Klassikern zeigt sich eine gewisse Varianz wie u.a. das aus dem 4. Jh. stammende Beispiel der Livius-Epitome²⁹ in Halbunziale zeigt (Abb.6).

Mühe los läßt sich aber auch eine synchrone Vielfalt belegen. So bietet ein Blick in das 5./6. Jh. eine deutliche Varianz der Schriftformen und Schriftwelten (Abb.7-11):

Neben einem Fragment des Codex Theodosianus in Unziale³⁰ (Abb.7) stehen Sallusts „Catilina“ im Typus einer frühen Halbunziale³¹ (Abb.8), die Capitalis Rustica³² einer Juvenalhandschrift (Abb.9) neben den Actus Apostolorum in b-Unziale (Abb.10).³³ Auch konnte eine Handschrift von Sallusts „Catilina“ in kursiver Halbunziale³⁴ verfaßt sein (Abb.11a,b). Einen deutlichen, den professionellen Distinktionsdrang der betreffenden Kanzlei dokumentierenden Akzent setzt das Kaiserreskript aus demselben Zeitraum.³⁵

Wenn wir auch das ‚Original‘ nicht kennen, so sollten wir uns zumindest antike Formen der Textinszenierung anschauen und z.B. einen vielfältigen Vergil oder Sallust auf uns wirken lassen, um die Dynamik und Varietät der Antike begreifen zu können.³⁶

Geradezu unentbehrlich ist die Kenntnis der antiken Überlieferung zur kompetenten Beurteilung der Literarizität eines Textes anhand der Form und des Grades seiner Leserorientierung.³⁷

²⁷ Seider XII Abb. 18.

²⁸ Seider XIII Abb. 23.

²⁹ Seider XIX Abb. 34.

³⁰ CLA 2, 211.

³¹ CLA 2, 224.

³² CLA 1, 30.

³³ CLA 2, 251.

³⁴ CLA 3, 288.

³⁵ F. Steffens, Lateinische Paläographie, Berlin 1929², Tafel 16.

³⁶ Dies gilt natürlich auch für die handschriftenorientierte Rezeptionsgeschichte antiker Autoren in späteren Epochen.

³⁷ Gross (s.o. A.8), S. 28f. Die Entscheidung über die Literarizität eines Textes fällt im Akt des Lesens im Rahmen eines Vertrags zwischen Text und Leser.

Auf unterschiedliche Weise wird der Dialog mit dem Leser gesucht. So gibt es Texte, in denen der *Schreiber* zurücktritt, der *Leser* und seine ästhetischen Bedürfnisse aber im Vordergrund stehen. Dies möge der Vergleich eines literarischen mit einem nichtliterarischen Text wie z.B. einer Verkaufsurkunde³⁸ zeigen. Als Text primär für den Schreiber fungiert die Urkunde, die ganz auf eine bestimmte Gruppe von Spezialisten (Juristen) bezogen ist. Das Bemühen um professionelle Abgrenzung ist deutlich. Ähnliches gilt für das bereits erwähnte Kaiserreskript. Es zielt auf einen engen Adressatenkreis ab und gibt dieses Bemühen um professionelle Distinktion bereits durch die hochstilisierte, Autorität heischende Schrift zu erkennen.

Interessante Aufschlüsse lassen sich auch gewinnen bei der Betrachtung von Transfer-Prozessen, in denen ein Text in eine Materialität vollständig anderen Charakters überführt wird und damit grundsätzlich neuen Sinn stiftet.

So weist z.B. in der Gattung des Briefs die Verwendung einer Buchschrift auf eine wiederholte und von beliebigen Lesern durchgeführte Rezeption.³⁹

Des Plinius Briefe an Trajan waren nur für *einen* Leser, *idealiter* den Kaiser bzw. seine Kanzlei, bestimmt, sie sind uns aber innerhalb des Corpus der Privatbriefe überliefert und partizipieren an dem durch diese begründeten literarischen Ruhm des Plinius.⁴⁰

Die Kenntnis der Materialität des antiken Textes erlaubt uns ferner Rückschlüsse hinsichtlich des Spielraums der Textentstehung, auch des sogenannten Originals. So gestattet das Wissen um die Länge einer Papyrusrolle bei mehrbändigen Werken Rückschlüsse auf die Voraussetzungen antiker Bucheinteilung.⁴¹

Die Rekonstruktion der Schreibwelten ermöglicht es, literarische und soziologische Kontexte wie Gattungsbildung oder Rezeptionsbedingungen zu erkennen, kurz: die Bedeutung der einzelnen Texte *in* der Antike zu begreifen. Beschreibung oder Schrift sind dabei in gleicher Weise aussagekräftig.⁴² Dies gilt auch für

³⁸ Als Vergleich mag man z.B. an Steffens (s.o. A. 35) denken.

³⁹ Assmann (s.o. A. 12) 1995, S. 7 unterscheidet den nichtliterarischen vom literarischen Brief. Erst in der zeitlich zerdehnten und damit wiederholbaren Kommunikation konstituiert sich die literarische Rezipierbarkeit, nicht in der einmaligen Informationsübermittlung.

⁴⁰ Vgl. z.B. CLA 12, 1660.

⁴¹ Vgl. Th. Birt, *Das antike Buchwesen* (1881), Aalen 1974 zu den kodikologischen Bedingungen der Bucheinteilung antiker Werke. Ogilvie betont „...that Livy began by composing and publishing in units of five books, the length of which was determined by the size of the ancient papyrus roll.“ (R.M. Ogilvie, *Livy*, in: *The Cambridge History of Ancient Literature II*, Cambridge 1982, S. 458-466, hier: S. 458).

⁴² Als Beispiel mag die berühmte Beobachtung von C.H. Roberts (*The Codex*, *Proceedings of the British Academy* 40 (1954), S. 169-204) dienen, daß christliche Schriften vorzugsweise in

die zuvor präsentierten Vergilzeugnisse, Beispiele hochentwickelter Buchkunst, wie auch für den einfachen Schultext (Abb.12). Es existiert nicht nur *ein* Vergil, sondern er tritt uns in verschiedener Gestalt entgegen. Seine Bedeutung beruht auch in der Antike auf der Wirkung verschiedener jeweils als Text sich präsentierender Inszenierungen.⁴³ Die nivellierende Wirkung des äußeren Eindrucks moderner Editionen führt also zur Simplifikation, doch kann noch weiter gegangen werden:

Im Bemühen um höchste Wissenschaftlichkeit wurde offenbar ein Maximum an Nüchternheit angestrebt und damit ein Seriosität und Leidenschaftslosigkeit signalisierendes Äußeres bevorzugt. Aber gerade in diesem Schritt liegt eine weitere Verarmung. Antike Buchproduzenten boten Vergil ihren Lesern bisweilen in einer höchste Affekte provozierenden Weise, wie z.B. die Darstellung des Todes der Dido zum entsprechenden Geschehen innerhalb der „Aeneis“ im spätantiken Vergilius Vaticanus zeigt (Abb.13).⁴⁴

Moderne Editionen verzichten auf Bilder und entemotionalisieren hier, gründen wiederum auf Wort und Sprache allein, während antiken Lesern durch das äußere Erscheinungsbild des Textes oft eine Vielfalt von Eindrücken vermittelt wurde, die Ansätze zur Sinnstiftung bildeten. Ein wesentliches Element antiker Textinszenierung, das naturgemäß eine besondere Dramatik fördert, geht uns verloren. Diese Nüchternheit geht so weit, daß die aus antiker Überlieferung in mittelalterliche Handschriften gelangten Schemata, Skizzen und Illustrationen z.B. zu Schriften des Aristoteles aus der Edition verbannt blieben und erst jetzt für die Forschung wiedergewonnen – in humanistischer Terminologie: ausgegraben – werden.⁴⁵

Dabei wäre es ein Gebot der Wissenschaftlichkeit, gerade die Fremdheit der antiken Formen der Umsetzung von Text ins Leben nachzuvollziehen.

einem Pergamentcodex begegnen statt in der traditionellen Form einer Papyrusrolle. Zu beachten sind freilich die Präzisierungen gerade bezüglich dieser These in der Neubearbeitung: C.H. Roberts, T.C. Skeat, *The Birth of the Codex*, London 1983. Ferner ist die Prävalenz der Unziale in diesen Zeugnissen statt der Capitalis (Rustica) zu registrieren.

⁴³ Allgemein zu dieser Frage der Vervielfältigung s. D.F. McKenzie, *Bibliography and the Sociology of Texts*, London 1986 (=The Panizzi Lectures 1985), bes. S. 19, wo sich McKenzie auf Foucaults Wort von der „insurrection of subjugated knowledges“ beruft.

⁴⁴ Die Handschrift stammt aus dem 5. Jh. Als vergleichbare Beispiele seien die Darstellung der Eroberung Trojas in demselben Codex oder die Schlachtdarstellungen in der ebenfalls aus der Spätantike stammenden „Ilias Ambrosiana“ genannt.

⁴⁵ A. Stückelberger, *Bild und Wort. Das illustrierte Fachbuch in der antiken Naturwissenschaft, Medizin und Technik*, Mainz 1994.

3. Kehren wir noch einmal zum Anfang unserer Ausführungen zurück. Karl Büchner geht von *einem* Text aus, dem Original, auf das das editorische wie interpretierende Bemühen des Philologen gerichtet ist. Eine Philologie, die allerdings von keinem ihrer Autoren ein Autograph oder keinen der in der Lebenszeit des jeweiligen Autors entstandenen Texte besitzt,⁴⁶ sondern nur über spätere Abschriften verfügt, mußte damit zum Verwalter einer virtuellen, nur annäherungsweise rekonstruierten Bibliothek werden und damit den jeweils *einen* Text hinter seinen vielen späteren Erscheinungsformen absolut setzen.

Trotz aller Betonung des hypothetischen Charakters wird aber die Virtualität durch die traditionelle Edition insofern verschleiert, als sie den Eindruck vordergründiger Eindeutigkeit vermittelt, dem man sich gern trotz besseren Wissens hingibt. Die Varianten, die auf eine Vielzahl von Textversionen verweisen, landen im Limbus der Lektüre, im textkritischen Apparat. Fördernd wirkte für diese Illusion bis vor kurzem die einzigartige Verbundenheit, die moderne Betrachter mit der Antike zu besitzen glaubten. Die Edition wurde zum Garanten eines unmittelbaren Zugriffs auf die Antike, der Editor zu ihrem vornehmsten Vermittler. Wie in kaum einem anderen Bereich der Klassischen Altertumswissenschaft wurde und wird allerdings in der Methodologie und Praxis der Editionen kritische Methodenreflexion betrieben, ein diffiziles – gerade der deutschen Philologie zu höchstem Ruhm reichendes – Instrumentarium zur Sichtung und Auswertung der Überlieferung entwickelt. Dennoch wird gerade hier deutlich, daß das Gegenteil davon eintritt, was Mommsen in seinem Nachruf auf Otto Jahn als vorzügliche Eigenschaft nannte, wenn er die „philologische Methode“ preist als „... keine Lücke der Überlieferung übertüschende ... Wahrheitsforschung.“⁴⁷ In der Edition wird die nur bedingte Erfüllbarkeit dieses Anspruchs deutlich: Das äußere Erscheinungsbild des antiken Textes wird ‚übertüsch‘, der Text ist eine moderne Inszenierung. Noch die redlichste und professionellste Form des Texterhalts führt zu Sinnverlust. Sinnpflege, die sich gerade bei schwer verständlichen, verstümmelt überlieferten Passagen, in Konjekturen, Interpunktion, Worttrennung u.ä. äußert, bedingt gerade trotz äußerster Vorsicht⁴⁸ in gleichem Maße

⁴⁶ Ein Versuch, in diesen Bereich vorzustoßen, unternimmt T. Dorandi, Den Autoren über die Schulter geschaut. Arbeitsweise und Autographie bei den antiken Schriftstellern, in: ZPE 87 (1991), S. 11-33. S. auch: W. Suerbaum, Cato Censorius und der Codex oder Kladde und Kommentar, in: F. Maier (Hg.), Anstöße zum altsprachlichen Unterricht (FS H. Schober), München 1983, S. 18-29.

⁴⁷ A. Gercke-E. Norden, Einführung in die Altertumswissenschaft, Berlin 1912² unter den Sinnsprüchen.

⁴⁸ Ph. Gaskell, From Writer to Reader, Oxford, 1978, S. 8: „... the deliberate modernization of the spelling, punctuation, etc. of an early text is undesirable because it suggests that the mod-

Verlust, entrückt entgegen dem Anspruch den Text der Epoche, der er eigentlich zugehört.⁴⁹

Zweifellos wäre es pedantisch, ja lächerlich, die großen Editionsleistungen mit diesem Argument kritisieren zu wollen, und fortan die Lektüre antiker Texte im Faksimile zu verlangen. Auch liegt es mir fern, eine ‚Philologie nouvelle‘ für die Antike zu fordern. Es soll aber auf die suggestive Kraft der Editionen hingewiesen werden, sie seien *der* antike Text, eine Suggestion, der man nur zu gerne erliegt, und der auch zunehmend Vorschub geleistet wird. Klassische Philologen und Althistoriker entfernen sich hier in gleicher Weise vom Text, indem sie ihn inhaltlich und sprachlich als in den gedruckten Editionen ausreichend repräsentiert annehmen, seiner Materialität gerade in der Antike aber wenig Rechnung tragen.⁵⁰ In der Lehre steht dieser Bereich, etwa im Gegensatz zu mediävistischen Fächern, hier vorbildlich die Lateinische Philologie des Mittelalters, im Hintergrund und bleibt in der Regel den editorisch Tätigen als Spezialgebiet überlassen. Diese widmen sich in Deutschland allerdings auch nur selten dem Phänomen der Materialität der Schrift als eigenem Forschungsgegenstand.⁵¹ Besonders erstaunlich ist in diesem Zusammenhang die materielle Dekontextualisierung, wenn z.B. das Monumentum Ancyranum, eine öffentliche Inschrift, als literarische Biographie interpretiert wird. Gerade in der Klassischen Philologie werden nur noch

ern meaning of the words of the text is what the author meant by them; because it conceals puns and rhymes; because it causes the editor to choose where the author was ambiguous; and because it deprives the work of the quality of belonging to its own period.“

⁴⁹ Der moderne Editor befindet sich hierbei in der Tradition des antiken Grammatikers, der Worttrennung und Satzzeichen als Lesehilfe lehrte und verwendete. Vgl. zur Interpunktion: St.F. Bonner, *Education in Ancient Rome*, Berkeley-Los Angeles 1977, S. 220-223; zur Worttrennung: M.L. West, *Textual Criticism and Editorial Technique*, Stuttgart 1973, S. 54f., 57, 69. R.W. Müller, *Rhetorische und syntaktische Interpunktion. Untersuchungen zur Pausenbezeichnung im antiken Latein*, Diss. Tübingen 1994.

⁵⁰ Bezeichnenderweise erwähnt F.G. Maier in seinem programmatischen Artikel „Der Historiker und die Texte“ (HZ 238 (1984), 83-94) nicht die Gebundenheit des Sinns an Bedingungen und Formen der Schriftlichkeit. Einen Weg weist am Beispiel der mittelalterlichen Überlieferung der klassischen Literatur P.L. Schmidt, *Rezeptionsgeschichte und Überlieferungsgeschichte der Klassischen Lateinischen Literatur*, in: Cl. Leonardi, B. Munk Olsen (Hg.), *The Classical Tradition in the Middle Ages and the Renaissance*, Spoleto-Firenze 1995, S. 3-21.

⁵¹ Wichtige Voraussetzungen liefern freilich im Rahmen von Literaturgeschichten die Einführungen in das antike Buchwesen z.B.: M. Fuhrmann, *Geschichte der römischen Literatur*, Stuttgart 1999, S. 61-65; M. v. Albrecht, *Geschichte der römischen Literatur II*, München 1992, S. 1381-1387; C. Salles, *Lire à Rome: Appendice (paléographique, papyrologique et codicologique)* par René Martin, Paris 1992.

gelegentlich Faksimilia einer kritischen Edition beigelegt, eine Tendenz, die in den neueren Philologien paradoxerweise anders verläuft.⁵²

Die historische und klassisch-philologische Altertumswissenschaft dominierte lange mit ihrer fortschrittlichen Editionstechnik den wissenschaftlichen Bereich der Schriftlichkeit, auch für mittelalterliche und neue Texte.⁵³ Jetzt haben gerade Mediävistik und die neueren Literaturwissenschaften eigene Formen des Umgangs mit der schriftlichen Tradition als Forschungsgegenstand gefunden, während die deutsche Altertumswissenschaft an der bewährten Form festhält, der bloßen Edition, aber nicht einer grundsätzlichen Erforschung der Schriftkultur ihr Augenmerk zu widmen. All diese Editionen haben ein Jenseits, das der Materialität der Texte.

Erwin Rohde betont zu stark die Mündlichkeit, wenn er feststellt, daß „alle irgendwie künstlerisch anzulegenden Schriftwerke weniger für ein nachdenkliches Lesen im einsamen Zimmer als für ein augenblickliches Hören und Genießen am Licht der Sonne oder doch im Kreise der Freunde bestimmt waren.“⁵⁴

Dies mag schon richtig sein, aber wir haben auch genügend Hinweise auf ein lesendes, nicht nur hörendes Rezipieren von Texten,⁵⁵ freilich stammen sie oft von Autoren, die selber literarisch tätig waren,⁵⁶ der Durchschnittsleser äußert sich nicht.⁵⁷ Doch lassen sich durch die Analyse von Handschriftenzeugnissen Rückschlüsse ziehen auf die optischen Erwartungen der uns unbekannt gebliebe-

⁵² C. Violet (Art. Schriftlichkeit und Literatur, in: H. Günther, O. Ludwig (Hg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use*, Berlin-New York 1994, S. 658-672, hier: S. 661) hebt das gewandelte Verhalten der Neuphilologen zur Schriftlichkeit ihrer Texte hervor: „Die immer häufigere Veröffentlichung von Faksimiles in kritischen Editionen legt besonderen Nachdruck auf die Bedeutung der graphischen Dimension, die durchaus eine semiotische Analyse wert ist.“

⁵³ Man vergleiche nur Karl Lachmanns *Lessing-Ausgabe* (1838-1840) oder seine Editionen mittelalterlicher Texte, besonders aber seine Arbeit am *Lukreztext*. Vgl.: H. Weigel, *Nur was du nie gesehn wird ewig dauern. Carl Lachmann und die Entstehung der wissenschaftlichen Edition*, Freiburg 1989.

⁵⁴ E. Rohde, *Der griechische Roman und seine Vorläufer*, Leipzig 1914³, S. 326f.

⁵⁵ H. Krasser, *Entwicklungen der römischen Lesekultur in trajanischer Zeit*, in: B. Kühnert, V. Riedel, R. Gordesiani (Hg.), *Prinzipat und Kultur im 1. und 2. Jahrhundert*, Bonn 1995, S. 79-89.

⁵⁶ Für das 1. Jh.: M. Citroni, *I destinatari contemporanei*, in: *Lo spazio letterario III (La ricezione del testo)*, S. 54.

⁵⁷ Vgl. die Darstellung der Gegenbewegung zu einer übermäßigen Betonung des Aspekts der Mündlichkeit und dagegen den Hinweis auf die enge Verbindung von Rhetorik und Schriftlichkeit in der Antike von I. Hiudabiniung, *Didaktik für Redner/innen*, *Bulletin. Zeitschrift für angewandte Linguistik* 25 (1995), S. 77-95, hier: S. 91-95.

nen Leser,⁵⁸ allerdings auch hinsichtlich der Anforderungen, die an den Leser gestellt wurden.⁵⁹ Er mußte z.B. über eine Technik verfügen, die *scriptura continua* zu bewältigen. Man lernte dies wohl hauptsächlich beim Grammatiker, der in der *praelectio*⁶⁰ den vor den Schülern liegenden literarischen Text – auch auf der rein optischen Ebene – erst les- und verstehbar machte. Der *Grammatiker* fungiert damit als der Lehrer der Technik verstehenden Lesens, der syntaktisch-grammatische Fähigkeiten vermittelt und zudem auch eine visuelle Kompetenz. Nur ein in dieser *doppelten* Weise gebildeter Leser konnte den Hexameter zu Beginn der „Annales“ des Tacitus lesen, da er das bewußte *vitium* des Hexameterschlusses in einem Prosatext erkannte, die *scriptura continua* bewältigte und dies alles zum Textverständnis umzusetzen vermochte.

Die Grammatiker hatten großen Zulauf, besonders von Mitgliedern in den höchsten Kreisen. In der Spätantike wurde ihr Unterricht fast Privileg der senatorischen Elite. Selber lesen war mit Sicherheit als soziales Distinktionsmittel von großer Bedeutung.⁶¹

Ferner sollte man im Gegensatz zu Rohde nicht nur „irgendwie künstlerisch anzulegende Schriftwerke“ betrachten, sondern von einem weiteren Literaturbegriff ausgehen, der auch Alltagstexte mit einbezieht, und die sind definitiv schriftlich.

Der Aspekt der Mündlichkeit genießt zu recht seit einigen Jahren in der Klassischen Philologie – wie auch in anderen Fächern – große Aufmerksamkeit und hat auch hinsichtlich der betrachteten Textsorten zu einer Erweiterung der Interessen geführt. Im Gegensatz aber zu den Nachbarwissenschaften wurde in Deutschland im Rahmen einer allgemeinen altertumswissenschaftlichen Forschung dieses Interesse nicht gleichermaßen auf die Schriftlichkeit ausgedehnt, sofern sie die konkrete Schreibpraxis, die Materialität der Schriftkultur betrifft.

Dieser Befund ist umso erstaunlicher, da wir ja über unmittelbare Zeugnisse konkreter Schriftlichkeit verfügen, nicht aber – naturgemäß – der Mündlichkeit.

⁵⁸ Trotz Citroni, I destinatari contemporanei, in: Lo spazio letterario III (La ricezione del testo), S. 54, wir kennen nicht den Durchschnittsleser.

⁵⁹ M. Corbier, L'écriture en quête de lecteurs, in: Literacy in the Roman World, Ann Arbor 1991, S. 99-118.

⁶⁰ S.F. Bonner, Education in Ancient Rome. From the Elder Cato to the Younger Pliny, London 1977, S. 224.

⁶¹ Man muß fragen, ob die Gestaltung der Vulgata in einer sowohl sprachlich nicht unbedingt der hohen Rhetorik verpflichteten Form als auch äußerlich *per cola et commata* einem nicht über eine derartige Elitebildung verfügenden Publikum Rechnung trägt.

4. Vorstehende Überlegungen wurden bewußt allgemein gehalten. Zudem wurden sie auf die Klassische Philologie und die Alte Geschichte hin zugespitzt formuliert.

Man sollte sich – trotz der schlechten Überlieferungslage – stärker dem Jenseits der Texte zuwenden, d.h. den historischen Formen der Inszenierung von Texten, die uns nur als das Diesseits der Edition vertraut sind. Es geht nicht oder nur bedingt um die „dritte Dimension der Literatur“ im Sinne einer „critique génétique“.⁶²

Im Mittelpunkt standen vielmehr die verschiedenen Existenzen, die ein antiker Text haben konnte und kann.

Wir wollen nicht Kritik an den Editionen üben, sondern an deren Benutzern, die oft ohne die notwendige Kompetenz im Bereich der Materialität antiker Schriftkultur sich der Textausgaben bedienen. Zu einem wesentlichen Teil ist dies durch das Lehrangebot an den Universitäten bedingt, in dem dieser Bereich eine zu geringe oder gar keine Berücksichtigung erfährt. Texte durchlaufen auch als Bild von symbolischer Bedeutung einen historisch bedingten Wandlungsprozeß und werden damit nutzbar als Objekt semiotischer Interpretation.⁶³ Sie sind Ausdruck wie Ausgangspunkt von bestimmten Verträgen, die zwischen Leser und Schreiber/Editor geschlossen werden. Die vielfältigen Implikationen dieses Vorgangs bleiben allerdings verborgen, läßt man sich nur auf das Vertragsangebot eines modernen Editors mit Exklusivitätsklausel ein.⁶⁴

⁶² L. Hay, Die dritte Dimension der Literatur. Notizen zu einer 'critique génétique', in: *Poetica* 16 (1984), S. 307-323.

⁶³ McKenzie (s.o. A. 43), S. 1-21 („The book as an expressive form“).

⁶⁴ Zum Vertragsbegriff vgl. Gross (s.o. Anm. 8), S. 28f. Ich teile jedoch nicht die von Gross zugrundegelegte Rolle des Texts als Vertragspartner, sondern setze an seine Stelle den Schreiber.

The Need for a New Text of Catullus*

Stephen Harrison

It might seem surprising that I should wish to argue that there is a need for a new text of Catullus. He is, after all, not an obscure author who has been unjustly ignored or infrequently edited. Currently there are (amongst others) two Teubner editions of Catullus, one by Bardon from 1973 and one by Eisenhut from 1983, though only the first is still in print, an Oxford Classical Text of 1958 by Mynors, a brief but important edition by Goold from 1983, and in 1997 the second edition of Thomson's major text (the first appeared in 1978)¹. But there is, I think, a need for a new critical edition. To explain why, I shall divide this paper into three sections. First, I shall summarise what is now known about the transmission of the text, which shows what kind of textual tradition we are dealing with and suggests in general terms how it might be approached by an editor. Second, I shall look at some of the most important modern editions of Catullus, and explain where they are open to improvement. And third, I shall give some examples of the kind of progress that can still be made in trying to reconstitute the text of Catullus through emendation and conjecture, despite the five centuries and more of continuous scholarly attention which have been paid to it.

The Transmission of the Text of Catullus: from antiquity to Scaliger

The common ancestor of O, G and R, the three extant MSS which contain the whole of Catullus, whether it was V, probably Carolingian in date, or A, probably copied when V emerged in Verona, was evidently full of corruption. The MS G preserves a complaint which may go back to the scribe of A, but is in any case from the fourteenth century, which holds good today and is worth repeating²:

Tu lector quicumque ad cuius manus hic libellus obvenerit Scriptori da veniam si tibi cor[r]uptus videtur. Quoniam a corruptissimo exemplari transcripsit. Non

* I am most grateful to Christiane Reitz for her kind invitation to speak at the Mannheim conference and for her editorial indulgence, and to my Oxford colleague Dr. Stephen Heyworth, both for commenting on this paper and for our long collaboration on Catullus [cf. Harrison and Heyworth (1998)]. Thanks are also due to Prof. R.G.M. Nisbet for much discussion of problems in the text of Catullus.

¹ Bardon (1973), Eisenhut (1983), Mynors (1958), Goold (1983), Thomson (1978) and (1997).

² On this *subscriptio* see MacKie (1977) and Thomson (1997) p. 31-3.

enim quodpiam aliud extabat, unde posset libelli huius habere copiam exemplandi. Et ut ex ipso salebroso aliquid tamen sugge[re]ret decrevit potius tamen cor[r]uptum habere quam omnino carere. Sperans adhuc ab aliquo alio fortuito emergente hunc posse cor[r]igere. Valebis si ei imprecatus non fueris.

'You, reader, whoever you are to whose hands this book may find its way, grant pardon to the scribe if you think it corrupt. For he transcribed it from an exemplar which was itself very corrupt. Indeed, there was nothing else available, from which he could have the opportunity of copying this book; and in order to assemble something from this rough and ready source, he decided that it was better to have it in a corrupt state than not to have it at all, while hoping still to be able to correct it from another copy which might happen to emerge. Fare you well, if you do not curse him'.

Here is the fundamental problem of the textual tradition of Catullus. The whole of our manuscript tradition, outside the fortuitous Carolingian transmission of poem 62, is descended from a late and corrupt copy which was already the despair of its earliest scribes. This is radically different from the textual tradition of Catullus' contemporary Lucretius, preserved in two excellent ninth-century manuscripts, five hundred years earlier than the extant manuscripts of Catullus, or from that of Vergil, with its magnificent collection of manuscripts from the fifth and sixth centuries, eight hundred years earlier³. The key to recovering what Catullus wrote lies not in discovering more about his manuscripts, but in attempting to emend and elucidate the particularly corrupt manuscript tradition which has come down to us.

This was obvious very soon after the rediscovery of Catullus in the fourteenth century, an age of considerable scholarly activity on Latin texts in Italy. In about 1391 the lost MS X, already mentioned as the common ancestor of G and R, was copied for the great humanist Coluccio Salutati, the chancellor of Florence. This copy is the manuscript we know as R. Coluccio himself added a number of important marginal readings, known to modern editors as R²; some of these plainly derive from X, since they are also present in G, while others seem to be Coluccio's own conjectures, though it is difficult to be certain of this⁴. Emendation of Catullus became one of the sports of Europe once the text reached printed form in 1472, in Venice, at the hand of the printer Wendelin von Speyer, by which time there were clearly many manuscripts in circulation. In its first century after printing, the text of Catullus, now even more widely available, was worked on by

³ On these two traditions see most conveniently Reynolds (1983b) and (1983c).

⁴ For a list of these readings and their likely origins see Thomson (1997) p. 38-43.

humanists from Politianus to Scaliger and dramatically improved; the *apparatus criticus* of any modern edition bears eloquent witness to the activities of these fifteenth and sixteenth-century scholars.⁵ Perhaps most interesting is the grouping of items now thought to be separate poems in different blocks with collective titles: it is clear from modern investigations⁶ that in the editions of the fifteenth and sixteenth centuries the text gradually came closer and closer to observing the divisions of poems generally marked in modern editions, especially in the 1577 edition of Scaliger⁷. The issue of whether the modern divisions of poems are in every case correct, and the related issue of whether the collection of Catullus transmitted to us is a single ancient book, are not questions I will debate here; but they are of course issues on which any edition of Catullus needs to take a position⁸.

The Modern Text of Catullus: from Haupt to Thomson⁹

When Moritz Haupt, one of the best Latinists of his time, edited Catullus for the first time in 1853¹⁰, he produced a text which knew only one of the three MSS on which modern texts are based (G)¹¹. Its value today is for several important emendations, not for its account of the history of the text. Within fifty years, however, the true relationship of OGR emerged and the basis of the modern text of Catullus was born. G was used properly for the first time by Ludwig Schwabe in his text of 1866, while O was presented first by Robinson Ellis in his first edition of 1867¹². Both these texts still relied too heavily on other minor MSS. In 1876, Emil Baehrens brought out the first version of his edition, which basically constituted the text from G and O alone (and also contained a number of emenda-

⁵ For an excellent account see Haig Gaisser (1993).

⁶ See the useful analyses of divisions in early editions by Haig Gaisser (1993) [collected in the index, p. 440, s.v. *dispositio carminum*].

⁷ On this important edition see Grafton (1975), Haig Gaisser (1993) p. 178-92.

⁸ On the issue of dividing poems see recently Heyworth (1995); on the issue of whether the extant ordering of the Catullan collection is authorial (I think not) see the copious literature gathered by Harrauer (1979) p. 120-1 and Holoka (1985) p. 249-51, and the recent treatment by Scherf (1996).

⁹ In this section I am once again indebted to Thomson (1997) p. 57-60.

¹⁰ Haupt (1853). For an evaluation of Haupt by an important English scholar of the next generation, cf. Nettleship (1885) p. 1-22.

¹¹ G itself had been rediscovered only by Sillig in 1830 – cf. Thomson (1997) p. 57.

¹² Schwabe (1866), Ellis (1867).

tions by this brilliant and sometimes wayward critic)¹³. All that was needed now was R; this manuscript, lost through a cataloguing error, was dramatically rediscovered in a dusty corner of the Vatican Library by the American scholar W.G. Hale in 1896¹⁴ and utilised by Ellis in his Oxford Classical Text of 1904, the first edition in which O, G and R are deployed together for the constitution of the text¹⁵. It is interesting to note that R did not gain immediate authority, perhaps because Hale himself did not provide a full collation, which was first generally available in Thomson's facsimile, published in 1970¹⁶. Wilhelm Kroll, in the preface to his classic commentary on Catullus of 1923 which is still deservedly in print, mentions G and O as witnesses to the Veronese tradition of the text but not R¹⁷, and Kroll's edition is indeed not noted for its contribution to textual criticism.

After Ellis, we may leap half a century into the modern era of editions of the text. In 1958 Eisenhut produced his first Teubner text, a revision of that of Schuster of 1949; in the same year Mynors' Oxford Classical Text was published. Eisenhut's first edition was superseded by his second of 1983, which I will discuss below¹⁸. Mynors' edition, partly because of its wide availability, has become the standard text, at least in the English-speaking world. It is clear about the relationship of the main manuscripts O, G and R, as set out above, calling their agreement V, and gives clear information in the *apparatus criticus* about the secondary manuscript tradition; it is helpful in making a clear distinction between the four major manuscripts (O, G, R and T), cited by capital letters in the *apparatus criticus*, and the minor sources, which are grouped under minuscule Greek letters. This is a clear statement of the relative importance of the two groups. It has two main problems: its general conservatism and insufficient willingness to admit conjectural solutions to evident corruptions, and its consequent omission of many important conjectures from the text and *apparatus criticus*. Mynors was a brilliant palaeographer and a first-class dater and sorter of manuscripts, but, as we shall see in some of the textual examples I will discuss in the second half of my paper, he could be deficient in the diagnosis of textual problems, and was sometimes content to leave dubious readings in the text.

¹³ Baehrens (1876), with a commentary; for a modern account of Baehrens cf. Shackleton Bailey (1990).

¹⁴ For the details see Hale (1908).

¹⁵ Ellis (1904); Ellis does not use R as fully as he might owing to his desire not to steal Hale's thunder – cf. Ellis (1904) ix.

¹⁶ Thomson (1970).

¹⁷ Kroll (1922) III-IV.

¹⁸ For these texts see n.1 above, adding Eisenhut (1958).

Bardon's Stuttgart Teubner edition of 1973, which followed his edition of 1970 in the Collection Latomus series¹⁹, is in many ways an eccentric text. Its main suggestion on textual transmission is that some readings derive from a source other than the common source of O, G and R, generally called V. Bardon produces two types of argument for this proposition: the assertions of humanists that they had found a reading in an old manuscript, and the indirect tradition, where quotations of Catullus in later ancient authors diverge from the text generally transmitted in the manuscripts of Catullus. As E.J. Kenney pointed out in a forceful review of the 1970 version of this text²⁰, these are both very shaky arguments: humanists are notoriously unreliable in reporting supposedly old manuscript readings which are in fact recent conjectures²¹, while the indirect tradition is of course very unreliable and much more likely to make mistakes than a copyist, given that ancient quotation worked largely from memory. Bardon's key example here is a passage of Apuleius (*Apologia* 6) which cites a line (19) from the famous poem on Egnatius' dubious habits of dental hygiene, poem 39. This line contains the phrase *russam defricare gingivam*, 'rub clean your red gums'; Apuleius quotes the phrase as *russam pumicare gingivam*, substituting a different but metrically equivalent verb of very similar meaning, 'scrub your red gums with pumice'. This is surely a memory error, or even a deliberate change by Apuleius, as Vincent Hunink, the most recent commentator on the Apuleius passage, suggests²². A memory error is made more likely by the fact that Catullus uses the verb *defricare* in the other poem he devotes to Egnatius, 37 (37.20 *dens Hibera defricatus urina*), suggesting that the same verb should be read in 39 too. Bardon, however, thinks that Apuleius preserves the genuine text of Catullus and puts *pumicare* in his text. This seems to me perverse and to overprivilege the indirect tradition; Bardon's evidence for an ancient tradition fundamentally different from V amounts to nothing. His text does provide more conjectures in the text and apparatus than that of Mynors, and is generally less conservative, though many of the new readings he admits are dubious (I refer to Kenney's review for examples).

In 1978 Thomson published his important first edition of Catullus; this is now superseded by his 1997 edition, which I will discuss below²³. Perhaps the single most important contribution to the textual criticism of Catullus in the 1970's other than Thomson's edition was R.G.M. Nisbet's article 'Notes on the text and

¹⁹ Bardon (1970) and (1973).

²⁰ Kenney (1972).

²¹ Cf. e.g. Pasquali (1952) p. 68-71 and p. 86-7.

²² Hunink (1997) II.31.

²³ cf. n.1 above.

interpretation of Catullus²⁴. In this article Nisbet, beginning from Mynors' text, suggested his own conjectural solutions to more than twenty problematic passages of Catullus and also revived a number of older conjectures which editors had ignored. Many of his suggestions were indeed taken up by later editors, but what is important is his approach: he gives proper weight to the highly corrupt nature of the transmitted text of Catullus, and is not afraid to try conjectural solutions, both his own and those of other scholars. This in my view is the right approach; where a text is poorly transmitted, extensive conjecture is legitimate. Similar in approach, and perhaps the best text of Catullus to date, is that of George Goold, published in 1983²⁵. Goold is well known as a searching and often radical critic of Latin texts, and his talent is well exercised on Catullus. His text incorporates a number of important conjectures of his own, and also picks up on the conjectures of other recent scholars, especially those made in Nisbet's article, to produce a text which is perhaps closer than any other modern edition to what Catullus actually wrote. The only (mild) complaint I have about Goold's text is his practice of putting his own Latin verses in the text whenever the manuscripts have a lacuna: this is of course useful in that it shows what the editor thought might have stood in the lacuna, but it is a little distracting for the reader. It should also be said that his text does not provide a full *apparatus criticus*, only a section of critical notes indicating departure from the usual text. What we need is a text like Goold's with a full and effective apparatus.

This need is not met by either of the other two main modern editions. Eisenhut's Teubner edition of 1983 has a number of virtues: it has a sound grasp of the textual tradition's essential dependence on O, G and R, though it does not know McKie's dissertation, and cites a reasonably wide range of modern conjectures, though it does not know the work of Nisbet. It does know the useful text-critical work of the Finnish scholar Oksala²⁶, not known to Goold. My main criticisms of Eisenhut are two: first, his *apparatus criticus*, unlike that of Mynors, does not differentiate sufficiently between the major and the minor manuscripts, so that D and M, the Datanus and Marcianus, which derive from G and R respectively, are given apparent equivalence with O, G and R by being cited quite often and in capital letters. The system of Mynors, in which only the major manuscripts are capitalised in the apparatus and the agreement of their descendants is usually not noted, is much better. Secondly, Eisenhut's text shares the major problem of most

²⁴ Nisbet (1978).

²⁵ cf. n.1 above.

²⁶ Oksala (1965), more useful for its diagnosis of problems and revival of older conjectures than for the author's own conjectural solutions.

texts apart from that of Goold: it is too conservative, content to leave clearly unsatisfactory readings in the text, often without much indication in the apparatus criticus.

The most recent and the most extensive modern edition, the second edition by D.F.S. Thomson, containing a Latin text with accompanying commentary, is Thomson (1997). There is no doubt that Thomson has studied the manuscript tradition in greater detail than any previous editor, and his long catalogue of manuscripts and his elaborate stemma is certainly the fullest available. His interest in the more intricate details of the manuscripts perhaps leads to some of the problems in his edition. One of these problems is the excessive detail of his *apparatus criticus*: he often provides too much information about minor orthographical variants in the major manuscripts when the reading is perfectly clear and universally agreed²⁷. Conversely, like most modern editors of Catullus, he is often content to leave severe difficulties in the text without attempting to emend them, in contrast to Nisbet and Goold, and though he lists a fair number of conjectures in the apparatus, the number could be increased. When he does venture a conjecture of his own, it is generally unpersuasive: for example, at 12.8-9 *est enim leporum/ differtus puer ac facetiarum*, *differtus* is a universally-accepted conjecture²⁸ for the transmitted *dis(s)ertus* of OGR: the error is a simple one. Thomson, wishing to retain something closer to the reading of OGR, conjectures *est enim leporum/ diserte pater ac facetiarum*, 'for he is explicitly the father of charm and wit': in this *pater* is fine, given that another friend of Catullus is called *pater esuritionum*, 'father of famines', at 21.1, but the use of the adverb *diserte* with *pater* seems dubious in both sense and construction. Thomson's objection to the universally accepted *differtus* is that one would expect an ablative rather than a genitive after this participle; this is true, but as Fordyce argues in his commentary, *differtus* is here simply taking on the construction of *plenus* by a natural analogy²⁹, and *differtus* with the genitive seems better Latin than the adverb *diserte* as Thomson wants to use it.

In summary, then, none of the current editions of Catullus is entirely satisfactory in either text or *apparatus criticus*. How would an ideal text of Catullus then look in my view? First, it would have an *apparatus criticus* which was free of minor orthographical variants; I would also probably cite the three main manuscripts OGR singly rather than using the sigla V or A for the Veronese tradition com-

²⁷ See for example his *apparatus criticus* on 13.6-13 or 64.77-92.

²⁸ Previously ascribed to Passerat, but now traced back to Giovanni di Pastrengo (Pastrengius), friend of Petrarch (on whom see Thomson (1997) p. 25).

²⁹ Fordyce (1961) p. 131.

mon to them all, or the siglum X for the agreement of G and R; the manuscripts vary sufficiently at crucial points to make this worthwhile throughout. Second, both text and apparatus would contain more conjectural solutions to textual problems than in other editions; in my view, the textual tradition of Catullus is so poor that even after five centuries in print there are still many unsolved problems, and many good conjectures to be made.

Corruption and Conjectural Solution

The final section of my paper will discuss a few problematic passages of Catullus by way of methodological example, suggesting some new conjectural approaches to solving long-recognised difficulties, reviving conjectures which have been neglected, and pointing out some hitherto unnoticed problems³⁰. In Catullus, as in other 'canonical' ancient authors whose works have been studied for centuries, we are often too hesitant to posit corruption rather than accepting anomalies which would not be tolerated in a less familiar text; indeed, as already argued, there is especially little reason to do this in the case of Catullus, since his text is so poorly preserved in comparison with those of many other classical writers. For the same reason, we should also be much more ready to consider and revive earlier conjectures which have been too lightly rejected by previous editors.

37.11-14

*puella nam mi, quae meo sinu fugit,
amata tantum quantum amabitur nulla,
pro qua mihi sunt magna bella pugnata,
consedit istic.*

In line 11 *puella nam me* (OGR) makes no sense; *me* is clearly wrong, having no grammatical function in the sentence. *mea* is printed in some early editions, but Catullus never in his choliambics allows a resolution for a syllable which is properly short; Schwabe's *mei* would require an unparalleled synizesis of this genitive pronoun, which in any case hardly seems natural here. *mi* (Heinsius, anticipated by an anonymous Renaissance critic³¹) at least scans, but is highly unsatisfactory, though it is printed by most modern editors, even Goold; Mynors,

³⁰ The material that follows is selected from my own contributions to Harrison and Heyworth (1998); there the material was presented in a brief format, and here I take the opportunity of more space to provide fuller linguistic and stylistic argumentation and methodological justification.

³¹ The reading is found in the second hand of Parisinus lat.7989, written in 1423, as first noted by Thomson (1978); on Heinsius see n.35, below.

who also prints it, rightly comments *uix latine* in his apparatus (a peculiar remark on a conjecture which the editor has chosen to put into his text).

Modern scholars tend to defend the conjecture *mi* as a dative of agent with the participle *amata*³², but this seems difficult. Though such datives of agent can be separated from their passive participles in Catullus, as in 77.1 *Rufe mihi frustra ac nequiquam credite amice*, such separation by an intervening relative clause which leaves *mi* so markedly hanging is unparalleled and stylistically undesirable, as Mynors' comment owns. Thomson in his recent edition interprets *mi* as equivalent to possessive *meus*, comparing 21.11; but there the MSS read the evidently corrupt *me me puer et sitire discet*, and Thomson's own reading *a te mi puer et sitire discet* incorporates parts of two previous conjectures, *a te* from Munro's *a te mei*, and *mi* from Venator's *meus mi*, a fragile base for a linguistic parallel³³. The main problem with Thomson's interpretation is that *puella ... mi* simply cannot mean 'my girl' as a self-contained phrase, as he requires; *mihi/mi* as an ethic dative or dative of advantage can indeed be used quasi-possessively in colloquial contexts, but it is always closely juxtaposed with the action of a main verb as well as with the noun to which it relates: compare e.g. Plautus *Bacch.* 148 *iam excessit mi aetas ex magisterio tuo*, *Cas.* 615 *nunc tu mi amicus es in germanum modum*, *Pseud.* 1052 *nunc demum mi animus in tuto locost*. The case in Catullus is plainly different.

Here, I would argue, is an instance where a relatively early conjecture attached to the name of a respected scholar³⁴, apparently solving the problem of the corrupt transmitted text, has been too easily accepted by modern editions. An even earlier conjecture, Avantius' *namque* for *nam me*, recorded by most editors, is for me more attractive: *-que* would be lost by haplography before *qu(a)e* and then the gap filled with a convenient monosyllable. The only objection would be the presence of *namque* two lines before, in line 9. If this is felt to prevent *namque* in 11, I suggest *nam illa* for *nam mi*, easily picked up by *quae* (for *illa ... quae* of the lost Lesbia cf. 58.2); for the elision of *nam* compare 13.11 and 21.7.

³² So Oksala (1965) 49 (Oksala himself suggests *enim mi*, no better).

³³ Furthermore, the case made in his commentary on 21.11 relies on reading *mi* at 37.11: 'the colloquial use of *mi* for *meus*, etc., may be supported by the now universally accepted Humanistic emendation *mi* at 37.11' (Thomson (1997) p. 258).

³⁴ This is of course Nicolaus Heinsius (1620-81), whose textual notes on Catullus were published posthumously in Heinsius (1744); for his high reputation as an emender of Latin texts cf. e.g. Sandys (1908) p. 324-6.

38.6-8

*irascor tibi. sic meos amores ?
paulum quid lubet allocutionis,
maestius lacrimis Simonideis.*

In line 6, I would follow Goold in reading Baehrens' *sic tuos amores*. Here, as often, editors have paid insufficient attention to Catullus' linguistic usage. In the diction of the colloquial poems of Catullus, the plural *amores* when used with a possessive pronoun always has its Plautine concrete sense of 'the object of love' (cf. 6.16, 10.1, 15.1, 21.4, 40.7, 45.1 and *TLL* 1.1970.9ff); the transmitted *sic meos amores* would naturally mean 'is that how you treat my darling', in a context where a reference to Catullus' beloved seems wholly out of place; the reference really ought to be to Catullus himself, who is complaining of being neglected by Cornificius, the poem's addressee. Fordyce suggests a possible exclamatory sense ('that you, my darling, should behave like this!'), but in such an ellipse the accusative is more naturally the object of the omitted verb than its subject. With *tuos* the phrase is more playful than indignant ('is that how you treat your darling?'), using the same witty and quasi-erotic tone to a male poetic friend as in poem 50 to Calvus.

Lines 7-8, a (comic) request to a fellow-poet for consolatory verse in the manner of Simonides, again contain no main verb. Fordyce holds that this is satisfactory, citing two parallels from Cicero's letters, which both understand imperatives: Cicero *Att.*10.16.6 *et litterarum aliquid interea* [sc. 'send'], *Fam.*16.24.32 *de publicis omnia mihi certa* [sc. 'write']. In favour of his view is the fact that the context in Catullus is similarly colloquial/epistolary, and that line 6 also omits a main verb, the two constructions supporting each other. However, there is a problem. In contrast with the Ciceronian passages, it is not entirely clear what we are to understand as the omitted main verb here: *paulum quid lubet* is clearly the object of a request from the poet, but that request might be expressed either in a first person verb with the poet as subject, or (as in Cicero) in an imperative aimed at his addressee. There is also the fact that the phrasing of *paulum quid lubet allocutionis* is unparalleled in classical Latin³⁵; Fordyce compares *paulum nescioquid* (Cicero *Rosc.Am.*115) and *paulum aliquid* (*De Or.*1.95), but these phrases are both used absolutely, not with a following defining genitive, and *quidlibet* never has an adjective attached to it elsewhere in classical Latin³⁶.

Both these factors suggest to me that the passage is corrupt, and that editors need to supply a verb of request or command here. For *lubet* Heinsius (again) sug-

³⁵ Information from PHI CD-ROM.

³⁶ I.e. in the 41 instances to be found on the PHI CD-ROM.

gested *iuvet*, 'would please (me)', which only Eisenhut mentions among modern editors. This is not unattractive in itself, but the resulting *paulum quid* is again without PHI parallel, and I feel the need for a stronger verb, replacing not *lubet* but *paulum* – e.g. *praebe*, 'give me', or *posco*, 'I demand'.

55.6-14

*in Magni simul ambulatione
femellas omnes, amice, prendi,
quas uultu uidi tamen sereno.
+ auelte+, sic ipse flagitabam,
Camerium mihi pessimae puellae.
quaedam inquit, nudum reduc...
'en hic in roseis latet papillis.'
sed te iam ferre Herculei labos est;
tanto te in fastu negas, amice.*

This poem contains some of the most acute textual problems in the whole of Catullus, which scholars have not yet solved; as often, textual difficulties are grouped together in particular parts of texts which have somehow been especially liable to corruption in the copying process. I will not here discuss its metrical difficulties or its relationship to poem 58b³⁷, but merely look at a few evident corruptions. The meaningless *auelte* (9) is clearly corrupt, perhaps influenced by *uultu* in the previous line. What should stand here? Most editors believe that this corrupt word should be the beginning of Catullus' speech to the *femellae*, rebuking them for hiding Camerius, and providing a verb to govern *Camerium*. I agree with this approach. Suggestions have been made as follows, not an exhaustive list³⁸ (some removing *sic* and *ipse* as well as *auelte*):

auertistis saepe A.Riese, *NJbb.* 91(1865) 298: 'you have stolen him away often'

auelli sinite Avantius: 'allow him to be torn from you'

reddatis J. Foster, *CQ* 21 (1971), 86-7: 'give him back'

a cette (from *cedo*) *huc* W.A. Camps, *AJP* 94 (1973), 131-2: 'hey! give him here'

audite en Thomson: 'hey, listen to me' (with ellipse of verb governing *Camerium*)

aufertis Goold: 'are you taking him away?'

³⁷ For discussion of these issues see Harrison and Heyworth (1998) 98-100, and for a unified version of 55 + 58B see the edition of Goold (1983).

³⁸ For further lists of conjectures see Giri (1894) I.193 and Oksala (1965) p. 60.

Goold's is the most attractive of these suggestions, but the present tense seems odd (one expects a perfect, given that the implied action has plainly happened already) and the question is perhaps too polite given the roughness of *prendi* (the same could be said for Foster's subjunctive *reddatis*). Though I would reject Thomson's assumption that the verb governing *Camerium* is omitted and hence his conjecture *en audite*, there are some attractions in *en*, often found with imperatives (cf. Ovid, *Met.* 13.264 *aspicite en*, Vergil, *Ecl.* 6.69 *en accipe*, Georg. 3.42 *en age*, Silius 4.281 *disce en nunc*, TLL 5.547.26ff.), and picked up with the *en* in the reply at 12. I suggest *efferte en*, 'hey, bring me out Camerius (from hiding)'.

Another obvious problem are the three syllables clearly lost at the end of line 11. For the missing last word, Ellis plausibly restores *pectus*, given *nudum* and the sense of line 12; but his *reducta*, the most obvious participle to complete the space, does not have the required sense (see Fordyce); Foster's interpretation of Ellis' *nudum reducta pectus* as 'with her bare breasts drawn apart' (*CQ* n.s. 21 (1971) 86-7) seems forced, and is offered without a parallel. *nudum sinum recludens* (Avantius) provides a verb easily corrupted to *reduc-* and assumes that *sinum* has dropped out before it; the difficulty then is *nudum*, which makes no sense with *sinum*, 'bosom of garment', and the sense of *recludere* is not quite appropriate (it means 'open up' in the literal sense – see Fordyce here). Goold's rewriting, '*en*' *inquit quaedam, sinum reducens*, avoids this and another difficulty, *inquit* occurring before speech (see above), but is too radical. Friedrich's *nudum reclude pectus*, beginning the girl's speech, is attractive except for *recluide* (see above). I suggest *nudum retecta pectus*, 'with her bare breast uncovered', i.e. already showing her charms for sale (or perhaps supposedly fresh from entertaining Camerius); if *nudum retecta* is thought too pleonastic, try *niueum retecta*, providing a neat colour contrast between *niueum* and *roseis*. For *retecta* cf. Ovid, *Met.* 13.458 (Polyxena) *iugulumque simul pectusque retexit*, for the type of phrase Catullus 64.64 *contacta leui uelatum pectus amictu* at 64.64, and for *niueum* cf. 17 *lacteolae*, again of the white skin of the girls.

In 13 the transmitted *iam ferre* has not been questioned, but perhaps editors should look harder. *Ferre* can be doubted: though the fact that Catullus cannot endure Camerius' behaviour might be a reasonable conclusion from the poem, Catullus' main problem is not enduring Camerius' self-concealment but finding him. The temporal *iam* also seems weak here (what does it signify?). I suggest *intercipere*, 'cut off', 'catch', an appropriately military metaphor for a Labour of Hercules (cf. TLL 7.1.2164.34ff).

- 57 *Pulchre conuenit improbis cinaedis,*
 Mamurrae pathicoque Caesarique.
 nec mirum: maculae pares utrisque,
 urbana altera et illa Formiana,
 impressae resident nec eluentur: 5
 morbosi pariter, gemelli utrique,
 uno in lecticulo erudituli ambo,
 non hic quam ille magis uorax adulter,
 riuales socii puellularum.
 pulchre conuenit improbis cinaedis. 10

This attack on Caesar and Mamurra consists in lines 3-9 of a list in the nominative case of insults applicable to the pair, nominatives apart from *maculae pares utrisque* in line 3. This phrase, though transmitted without comment by editors, seems strange in any case: what precisely are the *maculae* deriving from their *patriae* of Rome and Formiae (cf. line 4) which affect the pair? A provincial origin might be unfortunate, but not birth in the *Urbs* itself. Surely the two should themselves constitute irremovable stains on their respective *patriae*, rather than having mysterious stains from their places of birth. Both these considerations suggest the conjecture *utraeque* for *utrisque*³⁹: for *macula* used directly of persons in a similar and closely contemporary invective context cf. Cicero, *Prou.Cons.* 13 (describing Piso and Gabinius) *has duplicis pestes sociorum, militum cladis, publicanorum ruinas, provinciarum uastitates, imperi maculas*. The point is that the reputations of Rome and Formiae will never recover from these two blots on their respective landscapes: 'the two match each other as stains, one on the City, one on Formiae, remaining deep-stamped and never to be washed out'.

63.52-4

ad Idae tetuli nemora pedem,
ut aput niuem et ferarum gelida stabula forem,
et earum omnia adirem furibunda latibula ...

Poem 63 still has a number of problems, partly because it has not been as much studied by scholars as some other poems, owing perhaps to its colourful subject matter and difficult metre. Here *earum omnia* in line 64 is the main problem.

³⁹ The corruption to the easy possessive dative *utrisque* may also have been influenced by false assimilation to the neighbouring *paris*, transmitted in OGR for *pares*.

Nisbet points out that it constitutes a metrical oddity⁴⁰, since this is the only verse in the poem where the initial ionics do not undergo anacalasis. He further argues that *omnia* is pointless and that '*earum* is avoided in verse (except in Lucretius and Horace's satires), and here seems too emphatic'. He goes on to conjecture *harundinosa* (which Catullus uses also at 36.13), before expressing concern at the lack of a genitive to define *latibula*. If a genitive is felt to be needed, we might combine *aprorum* (Heyworth's suggestion⁴¹) with Lucian Müller's *opaca* for *omnia*⁴²; boars are appropriate to this landscape – cf. 72 *ubi aper nemorivagus*.

63.63-4 *ego mulier, ego adolescens, ego ephebus, ego puer,*
 ego gymnasi fui flos, ego eram decus olei.

63 *puber* Scaliger: *iuuenis* Schwabe

64 *gymnasi* χ: *gimnasti* OGR *fui* O: *sui* GR

Thomson has followed Goold in rejecting the transmitted *mulier*, which is an obvious interpolation by a reader who could not wait for the contrasting account of the present in 68: *ego nunc deum ministra etc.*; in lines 62-67 Attis is looking back at his male past before going on to consider his female present at 68. Thomson rightly says that 'it is better to emend, in the interests of consistency in Attis' list'⁴³. But Scaliger's suggestion *puber*, favoured with a place in the text by both Thomson and Goold, is morphologically and lexicographically dubious. This nominative form of the adjective whose genitive is *puberis* is not otherwise found in classical Latin, which uses the nominative *pubes* (Cicero *Rab. Perd.* 31, Nepos *Di.* 4.4), as invariably with its opposite *impubes*, *-beris*; *puber* is a post-classical form, with its earliest occurrence in Servius (on *Aeneid* 5.546), just as the parallel form *impuber* is known only from late glossaries (*TLL* 7.1.705.70). Furthermore, adjectival *pubes* is strongly prosaic and known to poetry first in Vergil, where it refers only to vegetation (*Aeneid* 12.413). For these reasons I would incline to Schwabe's *iuuenis*, unnoticed by editors of Catullus this century⁴⁴, giving four of the ages of man in reverse order. Once again the value of not neglecting older conjectures is clear.

⁴⁰ Nisbet (1978) p. 100.

⁴¹ Harrison and Heyworth (1998) p. 104.

⁴² In his edition, Müller (1870).

⁴³ Thomson (1997) p. 383.

⁴⁴ Schwabe (1866); the last to mention it was Palmer (1896) xl.

In 64 the perfect *fui* and the imperfect *eram* cannot stand together, as Nisbet rightly argues⁴⁵; Thomson thinks the two can coexist, but this combination of tenses referring to the same time is surely intolerable⁴⁶. Conjecture is needed. Of Nisbet's own two conjectures, *suus* (for *fui*) upsets the balance of the two halves by giving an adjective to *flos* but not to *decus*; I prefer *prius*, which would match *eram*, with verb and adverb shared out between the clauses, and look ahead to *nunc* in 69. An alternative would be to read Heyworth's *ego eram gyminasii flos*⁴⁷: the euphonic *i* is undesirably lost at least twice elsewhere in the transmission of this poem, once in this same word (cf. 60 and 71).

84.5-8

*credo, sic mater, sic liber auunculus eius,
sic maternus avus dixerat atque avia.
hoc misso in Syriam requierant omnibus aures:
audibant eadem haec leniter et leuiter.*

5 *eius* γ: *eius est* OGR

Nisbet argues forcefully in his article⁴⁸ that *liber* cannot stand in 5: the poem is not at all interested in the status or name (Liber) of Arrius' uncle, who is so insignificant as to be necessarily anonymous. Nisbet suggests the adverb *semper*. But we should note that there is another word in the line that deserves suspicion: *eius*. It is transmitted only here in Catullus' manuscripts; and the form is rare enough in poetry for doubt to arise⁴⁹. In this case, moreover, the pronoun is redundant. For the reasons Nisbet has given in his attack on *liber* an adverb is the most attractive substitute, and Heyworth has suggested *olim* ('in the past').

But if *olim* were right here, *semper* can hardly be the word we are looking for earlier. In its place, one might consider Wick's *libere*, revived by Oksala⁵⁰ and Eisenhut, an adverb having something of the force of *quantum poterat* (4). For *libere* of untrammelled speaking, cf. *TLL* 7.2.1289.22ff (Catullus uses the adverb in a different sense at 63.80); it indicates freedom from normal constraints, here

⁴⁵ Nisbet (1978) p. 100.

⁴⁶ Thomson's parallel, *Aeneid* 12.147 *qua visa est fortuna pati Parcaeque sinebant* (Thomson (1997) p. 383) is vulnerable to Nisbet's objection (100): 'it is no use quoting instances of tense-variation where the verb also changes'.

⁴⁷ Cf. Harrison and Heyworth (1998) p. 105.

⁴⁸ Nisbet (1978) p. 110.

⁴⁹ Cf. the statistics cited by Axelson (1945) p. 72.

⁵⁰ Oksala (1965) 94-5, not realising that Wick had anticipated him. I have been unable to find the original place of publication of Wick's conjecture, but it is clearly pre-1965 – cf. Zicari (1976) p. 264.

those of polite pronunciation (cf. *TLL* loc.cit. 'significatur fere oratio audacior'). Nisbet objects to the elision of *libere avunculus*, but such long final vowels of adverbs are similarly elided in Catullus by naturally short syllables at 45.3 *perdite amo* and 104.3 *perdite amarem*.

Conclusion

I hope that in what I have said I have made a case for a need for a new text of Catullus. His text remains extensively corrupt despite the attentions of generations of scholars, and needs to be questioned and scrutinised more intensely than that of better-preserved Latin poets; consequently, conjectural solutions to its perceived problems can still be newly made and revived from previous scholarship in the editions of the twenty-first century. The existing editions of Catullus, with the noble exception of that of Goold, which does not provide a full scholarly apparatus, are too conservative in the inclusion and citation of conjecture. A repertory of conjectures would itself be a very useful tool, but it would be better to have all the good conjectures in the *apparatus criticus* of a widely-available modern text. I hope that someone will soon produce such a work.

Bibliography

- Axelsson, B. (1945), *Unpoetische Wörter*. Lund.
 Baehrens, E. (1878), *Catulli Veronensis Liber* [2 vols.]. Leipzig.
 Bardon, H. (1970), *Catulli Carmina* [Collection Latomus 112]. Brussels.
 Bardon, H. (1973), *Catulli Carmina*. Stuttgart [BT]
 Eisenhut, W. (1958), *Catulli Carmina*. Leipzig [BT]
 Eisenhut, W. (1983), *Catulli Carmina*. Leipzig [BT]
 Ellis, R. (1867), *Catulli Veronensis Liber*. Oxford.
 Ellis, R. (1904), *Catulli Carmina*. Oxford [OCT]
 Fordyce, C.J. (1961), *Catullus*. Oxford.
 Giri, G. (1894), *De locis qui sunt aut habentur corrupti in Catulli carminibus* [2 vols.]. Turin.
 Goold, G.P. (1983), *Catullus*. London.
 Grafton, A.T. (1975), 'Joseph Scaliger's Edition of Catullus (1577) and the Traditions of Textual Criticism in the Renaissance', *JWCI* 38: p. 155-81.
 Haig Gaisser, J. (1993), *Catullus and his Renaissance Readers*. Oxford.
 Hale, W.G. (1908), 'The Manuscripts of Catullus', *CPh* 3 : p. 233-56.
 Harrauer, H. (1979), *A Bibliography to Catullus*. Hildesheim.
 Harrison, S.J., and Heyworth, S.J. (1998), 'Notes on the text and interpretation of Catullus' *PCPhS* 44 (1998) p. 85-109.

- Haupt, M (1853), *Catulli Tibulli Properti Carmina*. Leipzig.
- Heinsius, N. (1744), *Adversariorum Libri IV* [ed. P.Burmann]. Harlingen.
- Heyworth, S.J. (1995), 'Dividing Poems', in Pecere and Reeve, p. 117-48.
- Hofmann, H. (1990), ed., *Latin Studies in Groningen 1877-1977*. Groningen.
- Holoka, J.P. (1985), *Gaius Valerius Catullus : A Systematic Bibliography*. New York.
- Hunink, V. (1997), *Apuleius: Pro Se De Magia* [2 vols.]. Amsterdam.
- Kenney, E.J. (1972), Review of Bardon (1970), *CR* n.s. 22: p. 212-13.
- Kroll, W. (1923), *Catull*. Leipzig.
- McKie, D.S. (1977), *The Manuscripts of Catullus: Recension in a Closed Tradition*. Diss., Cambridge.
- Mynors, R.A.B. (1958), *Catulli Carmina*. Oxford [OCT]
- Müller, L. (1870), *Catulli Tibulli Propertii Carmina*. Leipzig.
- Nettleship, H. (1885), *Lectures and Essays*. Oxford.
- Nisbet, R.G.M. (1978), 'Notes on the text and interpretation of Catullus', *PCPhS* 24 : 92-115, reprinted in Nisbet (1995), p. 76-100.
- Nisbet, R.G.M. (1995), *Collected Papers on Latin Literature*. Oxford.
- Oksala, P. (1965), *Adnotationes Criticae ad Catulli Carmina*. Helsinki.
- Palmer, A. (1896), *Catulli Carmina*. London.
- Pasquali, G. (1952), *Storia della tradizione e critica del testo*. Florence.
- Pecere, O. and Reeve, M.D., (1995), eds., *Formative Stages of Classical Traditions*. Spoleto.
- Reynolds, L.D. (1983a), ed., *Texts and Transmission*. Oxford
- Reynolds, L.D. (1983b), 'Lucretius' in Reynolds (1983a) p. 218-22.
- Reynolds, L.D. (1983c), 'Virgil' in Reynolds (1983a) p. 433-6.
- Sandys, J.E. (1908), *A History of Classical Scholarship: Volume II*. Cambridge.
- Scaliger, J.J. (1577), *Catulli Properti Tibulli nova editio*. Paris.
- Scherf, J. (1996), *Untersuchungen zur antiken Veröffentlichung der Catullgedichte* [Spudasmata 61]. Hildesheim.
- Schwabe, L. (1866), *C. Valerii Catulli Liber*. Giessen.
- Schuster, M. (1949), *Catulli Carmina*. Leipzig [BT].
- Shackleton Bailey, D.S. (1990), 'Emil Bährens' in Hofmann (1990), p. 25-37.
- Tarrant, R.J. (1983), 'Catullus', in Reynolds (1983a), p. 43-5.
- Thomson, D.F.S. (1970), 'The Codex Romanus of Catullus: A Collation of the Text', *RhM* 113: p. 97-110.
- Thomson, D.F.S. (1978), *Catullus: A Critical Edition*. Toronto.
- Thomson, D.F.S. (1997), *Catullus: Edited with a Textual and Interpretative Commentary* [Phoenix Suppl.34]. Toronto.
- Zicàri, M. (1976), *Scritti Catulliani*. Urbino.

Vom Buch zum Text: Edition und Übersetzung

Kai Brodersen

Nach viereinhalb Stunden nun auch noch ich, nach vier wissenschaftlichen Vorträgen nun auch noch meiner¹ – oder, wie mir ein in einem Nachbarfach tätiger lieber Kollege sagte, als er das Programm sah: Du sollst also nach der Tragödien-trilogie das Satyrspiel geben. Sie sehen schon: Der Kollege war zwar gebildet, aber in der klassischen Tradition nicht ganz firm, weshalb sich zum Glück sein Vorurteil zumindest über die vier vorangehenden Vorträge als unberechtigt erwiesen hat.

Besser gefällt mir da das Bild, das Guido Schepens vorhin verwendet hat: Er hat seinen Vortrag über die Edition der Fragmente der griechischen Historiker als „hors d'oeuvres“ bezeichnet. Den Fischgang (denn ein Fisch war es doch, was Wolfgang Spickermann vorhin in Abformung gezeigt hat?) bildeten demnach die Editionsprobleme der Inschriften, den Fleischgang die (auf Tierhaut tradierten) Catulltexte, über die Stephen Harrison gesprochen hat, der Nachtschinken kam von Oliver Primavesi aus dem papyrusreichen Ägypten, und so ist es jetzt Zeit für ein Glas Grappa. Ich fürchte allerdings, daß es ein Magenbitter wird.

Vom Text zum Buch

Was soll ein Vortrag über „Edition und Übersetzung“ in einem Landeslehrpreis-Colloquium zur Textüberlieferung und -edition? Noch dazu der eines Menschen, der gar kein gestandener Philologe mehr ist, sondern bloß Althistoriker? Nun, auch wir in der Alten Geschichte haben uns gewundert, als wir heute in der Zeitung zu lesen bekamen, daß man ein Autograph des Empedokles gefunden habe; selbst wir Althistoriker ahnen, daß hier der Kollege von der Zeitung den Mund etwas zu voll genommen hat. Tatsächlich kommt es uns in unserer Lehre darauf an, auch unseren Studierenden schon am Anfang ihres Studiums, in den Einführungskursen und Proseminaren, die Wege „vom Text zum Buch“ zu erklären und sie in die Geheimnisse der Textüberlieferung, des Leidener Klammersystems und der Entschlüsselung eines kritischen Apparats einzuweißen.² Und wenn von den heute anwesenden Studierenden nicht alle das Glück hatten, ein althistorisches Proseminar besuchen zu können, so hatten sie zumindest in dem Vorbereitungs-

¹ Vortrag auf dem von Christiane Reitz veranstalteten Landeslehrpreis-Kolloquium „Vom Text zum Buch“ am 29.1.1999. Der Vortragscharakter ist bewußt beibehalten worden.

² Vgl. etwa meinen – auf lange bewährten Proseminarunterlagen beruhenden – Anhang zu: K. Brodersen, B. Zimmermann (Hg.), Metzler Lexikon Antike, Stuttgart-Weimar 2000.

seminar für die heutige Veranstaltung die Gelegenheit, sich mit diesen grundlegenden Themen vertraut zu machen: Den Weg vom Text zum Buch können unsere Studierenden nun mitgehen.

Große Ziele I

Wozu gehen wir vom Text zum Buch? Doch, um antike Texte unseren Zeitgenossen zugänglich zu machen. Gemeinsam ist all unserem Bemühen auf diesem Weg, daß wir schließlich ein Buch erstellen wollen, das den originalen – und damit natürlich auch originalsprachlichen – antiken Text möglichst genau rekonstruiert und möglichst gut präsentiert.

Die Methode dieser Präsentation ist wissenschaftlich wohl etabliert und international festgelegt. Ja, das Datum der Festlegung des Leidener Klammersystem hat für die Bedeutung, die man dieser Aufgabe international beimaß, schon fast symbolischen Charakter: Es war – nach einem ersten Entwurf von 1932 – im Jahr 1938, ein Jahr vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.³

Natürlich ist diese Arbeit an der Rekonstruktion und Präsentation antiker Originaltexte für alle Zweige der Altertumswissenschaft grundlegend und schon deshalb unbedingt notwendig, und gerne prahle ich damit, daß ich mich auch schon selbst auf diesem Gebiet versucht habe⁴ und noch versuchen werde. Nur dürfen wir, die wir in Forschung und Lehre tätig sind, nicht vergessen, nach dem *cui bono* zu fragen: Wem wollen wir mit dieser unserer Arbeit eigentlich nützen?

Für die *Forschung* ist die immer bessere Präsentation immer besser rekonstruierter Texte tatsächlich grundlegend. In diese Arbeit fließt – Guido Schepens und Wolfgang Spickermann haben das für ihre jeweiligen Gebiete vorhin mit konkreten Zahlen gezeigt – sehr viel Geld, und für Bücher, in denen die Ergebnisse dieser Arbeit präsentiert werden, geben wir dann auch sehr viel Geld aus: Sie erscheinen ja in einer Form, die sich fast ausschließlich an den Nutzerkreis „Forschung“ wendet, sind folglich meist einsprachige Präsentationen – und teuer.

³ Union Académique Internationale: *Emploi des signes critiques. Disposition de l'apparat*, Nach J. Bidez, A.B. Drachmann hg.v. A. Delatte, A. Severyns, Brüssel-Paris 1938; vgl. auch St. Dow, *Conventions in Editing. A Suggested Reformulation of the Leiden System*. *Greek Roman and Byzantine Scholarly Aids* 2, Durham NC 1969.

⁴ K. Brodersen, *Reiseführer zu den Sieben Weltwundern. Philon von Byzanz und andere antike Texte*. Frankfurt/Main-Leipzig 1992; *Historische griechische Inschriften in Übersetzung I-III* (=Texte zur Forschung 59, 68, 71) Darmstadt 1992, 1996, 1999 [mit W. Günther und H.H. Schmitt]; *Pomponius Mela: Kreuzfahrt durch die Alte Welt*, Darmstadt 1994; *Dionysios von Alexandria: Das Lied von der Welt*, Hildesheim-Zürich-New York 1994; *C. Plinius Secundus d.Ä.: Naturkunde, Lateinisch-deutsch, Buch VI: Geographie*.

Und wenn ich teuer sage, meine ich dies auch: Unser Mannheimer Seminar konnte sich den neuen Teilband (VI 8, 2) des *Corpus Inscriptionum Latinarum*⁵ schlicht deshalb nicht kaufen, weil der Band mit einem Preis von DM 890,- die (allen, die je eine Steuererklärung anfertigen mußten, bekannte) Grenze des ‚GWG‘, des ‚geringwertigen Wirtschaftsguts‘ überschreitet, mithin nur ein ‚Abschreibungsobjekt‘ ist (wann, fragt man sich, ist das CIL ‚abgeschrieben‘, nach drei, fünf oder zehn Jahren?). ‚Abschreibungsobjekte‘ jenseits dieser GWG-Grenze aber kann ein Universitätsseminar nicht so einfach anschaffen, weder für die Forschung noch gar für die Lehre.

Wie also steht es mit der *Lehre* – eine Frage, die auf einem aus Mitteln des Landeslehrpreises bezahlten Colloquium ganz besonders angebracht ist? Ein von mir sehr bewundener Kollege plant, wie er kürzlich berichtete, eine neue Sammlung römischer Inschriften für die Lehre – und er plant sie einsprachig lateinisch, mit lateinischem Kommentar. Ganz abgesehen von dem Preis, den mehrere Bände mit 10000 römischen Inschriften in dieser Form haben werden: Wer wird sie in der Lehre wirklich nutzen können? Natürlich weiß ich, daß ich mich mit dieser ‚down to earth‘-Frage heftiger Kritik aussetzen werde: Nicht nur besagter Kollege wird sie mir übelnehmen, und das völlig zu Recht, sondern auch viele, die heute hier anwesend sind, denn selbstverständlich freuen wir uns alle, die wir hier versammelt sind, auf die Benutzung (wenn vielleicht auch nicht auf den Kauf?) dieser Sammlung. Aber ist es nicht vielleicht symptomatisch, daß von den etwa 40 Anwesenden beim heutigen Landeslehrpreis-Colloquium, das zudem durch ein eigenes Vorbereitungsseminar mit den Studierenden vorbereitet worden ist, nicht einmal ein Fünftel zu der Gruppe gehört, denen unsere Bemühungen um die Lehre gelten: zu den Studierenden? Haben wir unsere ‚Zielgruppe‘ wirklich richtig im Blick mit diesem und mit anderen Projekten?

Ja mehr noch: Sind wir selbst, die wir Forschung *und* Lehre in unseren Personen vereinigen sollen, alle immer die Engel, die wir – so hoffen wir jedenfalls – in den Augen der Studierenden sind? Kennen nicht auch wir nicht nur Namen wie Teubner und Oxford Classical Texts, sondern auch Tusculum, Goldmann und Reclam? Warum werden in einem Institut für Klassische Philologie, an dem ich einige Zeitlang studiert habe, Produkte letztgenannter Verlage in einem ‚Glas-schrank‘ gehalten, an dessen Scheiben man sich die Nase plattdrücken kann, dessen Inhalt man aber als Studierender wie als Lehrender nur für den Preis zur Hand nehmen kann, daß man der Aufsicht seinen Bedarf nach einem Produkt dieser Verlage gesteht? Und warum befinden sich in einem jenem benachbarten

⁵ G. Alföldy, *Corpus Inscriptionum Latinarum* VI 8, 2: *Tituli imperatorum domusque eorum Thesauro schedarum imaginumque ampliatio*, Berlin-New York 1996.

Institut für Alte Geschichte die dort offen zugänglichen Produkte jener Verlage so häufig nicht am Standort? Jetzt mit dem Zeigefinger auf die Studierenden zu zeigen ist allzu billig: Ich war lange genug Bibliotheksassistent an jenem althistorischen Institut, daß ich weiß, warum der Mensch zwei Zeigefinger hat Natürlich verwenden auch wir – zumindest in der Alten Geschichte – Übersetzungen, jedenfalls zumindest in der Lehre (für die man dann eben doch rasch mal ein Reclam-Bändchen aus dem Regal nimmt ...). Woher ich dies weiß? Wir haben an meinem Mannheimer Seminar in den letzten beiden Jahren gut 25 Gastvorträge von Kolleginnen und Kollegen aus den unterschiedlichsten Universitäten erlebt; die meisten übernachteten dann noch bei uns daheim, und man trinkt am Abend halt noch ein Glas Wein oder zwei. Bei den meisten dauert es jedoch nur ein Glas, bei den vorhin von Wolfgang Spickermann als „Hardliner“ bezeichneten auch mal zwei Gläser, bis wir uns einig sind, daß wir in unserer Lehre ‚natürlich‘ mit Übersetzungen arbeiten müssen. Das ist so, und angesichts der Lage unserer Fächer denke ich auch – aber da ernte ich sicherlich Widerspruch – das ist gut so, oder zumindest besser, als wenn wir zum reinen Orchideenfach werden. Ich komme darauf zurück.

Anfangslektüre in Übersetzung

Wie sieht denn dieses ‚Arbeiten‘ mit Übersetzungen konkret aus? Als ein wahllos herausgegriffenes Beispiel will ich einen Text anführen, den ich in Mannheim gerade im althistorischen Proseminar behandle: Cornelius Nepos über Hannibal, ‚eigentlich‘ lateinische Anfangslektüre. Die Studierenden haben drei ‚konkurrierende‘ Übersetzungen zur Verfügung, nämlich von den drei schon genannten Verlagen Tusculum, Goldmann und Reclam.⁶

Der lateinische Text (Nepos, Hannibal 2) lautet:

*„Nam ut omittam Philippum, quem absens hostem reddidit Romanis, omnium iis temporibus potentissimus rex Antiochus fuit. Hunc tanta cupiditate incendit bel-
landi ut usque a rubro mari arma conatus sit inferre Italiae. Ad quem cum legati venissent Romani qui de eius voluntate explorarent darentque operam consiliis clandestinis ut Hannibalem in suspicionem regi adducerent, tamquam ab ipsis corruptus alia atque antea sentiret, neque id frustra fecissent idque Hannibal comperisset seque ab interioribus consiliis segregari vidisset, tempore dato adiit*

⁶ Tusculum: Hans Färber, Cornelius Nepos: Kurzbiographien und Fragmente, München: Heimeran 1952. – Goldmann: Gerhard Wirth, Cornelius Nepos: Berühmte Männer, München 1962 u.ö. – Reclam: Peter Krafft und Felicitas Olef-Krafft, Cornelius Nepos: De viris illustribus / Biographien berühmter Männer, Stuttgart 1993.

ad regem, eique cum multa de fide sua et odio in Romanos commemorasset, hoc adiunxit: „Pater meus,“ inquit, „Hamilcar puerulo me, utpote non amplius novem annos nato, in Hispaniam imperator proficiscens Karthagine Iovi optimo maximo hostias immolavit. Quae divina res dum conficiebatur, quaesivit a me vellemne secum in castra proficisci. Id cum libenter accepissem atque ab eo petere coepissem ne dubitaret ducere, tum ille, ‘Faciam,’ inquit, ‘si mihi fidem quam postulo dederis.’ Simul me ad aram adduxit apud quam sacrificare instituerat, eamque ceteris remotis tenentem iurare iussit numquam me in amicitia cum Romanis fore. Id ego ius iurandum patri datum usque ad hanc aetatem ita conservavi ut nemini dubium esse debeat quin reliquo tempore eadem mente sim futurus. Qua re, si quid amice de Romanis cogitabis, non imprudenter feceris si me celaris; cum quidem bellum parabis, te ipsum frustraberis si non me in eo principem posueris.“

Die drei Übersetzungen geben dies wie folgt wieder:

Tusculum:

„Um zu schweigen von Philipp, den er von Italien aus zum Feind der Römer machte, sogar in Antiochos, dem mächtigsten König jener Zeit, entzündete er derartige Kriegslust, daß er bis vom Roten Meer aus einen Waffengang mit Italien wagte. Römische Gesandte kamen zu ihm seine Absichten auszumachen und nach Möglichkeit Hannibal, mit heimlichen Ränken beim König zu verdächtigen: von ihnen bestochen, habe er seine Einstellung geändert. Ihr Vorgehen hatte Erfolg, aber Hannibal erfuhr davon und, als er sich vom Geheimen Staatsrat ausgeschlossen sah, suchte er bei erster Gelegenheit um eine Audienz nach. Nach längeren Ausführungen über seinen zuverlässigen Haß gegen Rom fuhr er fort: „Als ich noch ein kleiner Knabe war – knappe neun Jahre alt – brachte mein Vater, im Begriffe als Feldherr von Karthago nach Spanien abzugehen, Baal, dem Allmächtigen und Allgütigen, ein Opfer dar. Mitten unter der heiligen Handlung fragte er mich plötzlich, ob ich Lust hätte ihn ins Feldlager zu begleiten. Freudig stimmte ich zu und bestürmte ihn mich unbedenklich mitzunehmen. ‚Das tu ich‘, sagte er, ‚wenn Du mir den Eid leistest, den ich nun von Dir verlange‘; und er führte mich zum Altar, wo er sein Opfer begonnen hatte - alle anderen mußten zurücktreten - und hieß mich mit der Hand auf dem Heiligtum jegliche Freundschaft mit den Römern auf ewig abschwören. Dieses eidliche Versprechen an meinen Vater habe ich bis zum heutigen Tage gehalten, und ich verbitte mir allen Zweifel an der gleichen Einstellung auch in alle Zukunft. Hast Du also irgendwelche freundschaftliche Beziehungen mit Rom vor, so tust Du klug daran, mir gegenüber

dies zu verbergen. Denkst Du aber an Krieg, dann betrügst Du Dich selbst, falls Du mich von der Leitung ausschließen solltest.“

Goldmann:

„Um von Philipp ganz zu schweigen, den er zum Feind der Römer machte, obwohl er ihn persönlich gar nicht kannte, vermochte er sogar Antiochos, den mächtigsten König jener Zeit, zu solcher Kriegslust anzustacheln, daß er es unternahm, mit allen Völkern bis zum Persischen Golf hin Italien anzugreifen. Zu ihm kamen einmal römische Gesandte, welche seine Absichten auskundschaften und sich bemühen sollten, Hannibal in schiefes Licht zu bringen, als habe dieser, von ihnen bestochen, seine Meinung geändert. Weil er sich deshalb von den geheimen Besprechungen des Königs ausgeschlossen sah, begab er sich, sobald eine Zeit vereinbart werden konnte, zu Antiochos, sprach eindringlich zu ihm von seiner Zuverlässigkeit und seinem Haß gegen die Römer und fügte dann hinzu: „Als ich noch ein Kind war – ich zählte damals nicht mehr als neun Jahre –, hat mein Vater Hamilkar unserem Gott, dem erhabensten und gnädigsten aller Götter, ein Opfer gebracht, als er nach Spanien aufbrach. Während dieser heiligen Handlung fragte er mich, ob ich nicht mit ihm ins Feld ziehen wolle. Ich sagte gerne ja und bat ihn, er möge mich mitnehmen. Da sprach er: ‘Das werde ich tun, aber du mußt mir den Eid schwören, den ich von dir verlange.’ Und dabei führte er mich an den Altar, auf welchem er zu opfern begonnen hatte. Hier ließ er mich schwören, daß ich niemals ein Freund der Römer sein würde. Diesen Eid nun, den ich meinem Vater gab, habe ich bis zum heutigen Tag gehalten, und zwar so, daß niemand daran zu zweifeln braucht, ob ich nicht in Zukunft meine Haltung ändern werde. Wenn du daher im Sinn hast, mit den Römern Freundschaft zu schließen, dann tust du klug daran, mich aus dem Spiel zu lassen. Hast du aber vor, mit den Römern Krieg zu führen, dann betrügst du dich nur selbst, wenn du mich für diesen nicht zum Befehlshaber deiner Truppen machst.“

Reclam:

„Denn um Philipp von Makedonien einmal beiseite zu lassen, den er den Römern zum Feind machte, ohne ihn persönlich zu kontaktieren der allermächtigste König zu dieser Zeit war Antiochos. Hannibal versetzte ihn in solche Kriegshysterie, daß er vom fernen Roten Meer aus eine Invasion Italiens zu betreiben suchte. Zu diesem begaben sich römische Gesandte, um seine Absichten in Erfahrung zu bringen und um ihm durch Einflüsterungen Hannibal nach Kräften suspekt zu machen, als sei er von ihnen bestochen worden, seine Gesinnung zu wechseln. Ihre Intrige blieb nicht ohne Erfolg. Als Han-

nibal davon Kenntnis erhielt und seinen Ausschluß von vertraulichen Beratungen feststellen mußte, trat er bei günstiger Gelegenheit an den König heran, hielt ihm seine Zuverlässigkeit und seinen Romhaß eindringlich vor Augen und schloß mit den Worten: „Ich war noch ein kleiner Junge, nicht älter als neun, da brachte mein Vater Hamilkar dem Jupiter Optimus Maximus ein Tieropfer dar, denn er war dabei, als Feldherr von Karthago nach Spanien aufzubrechen. Während der Zeremonie fragte er mich, ob ich mit ihm ins Feldlager ziehen wolle. Das hörte ich gern und begann, ihn sogleich zu bestürmen, er solle mich ohne Säumen mitnehmen, worauf er erwiderte: ‚Das werde ich; aber vorher will ich dir ein Versprechen abnehmen.‘ Sogleich führte er mich an den Altar, wo er mit dem Opfer begonnen hatte, hieß die anderen sich entfernen und befahl mir, die Hand darauf zu legen und zu schwören, niemals Freundschaft mit den Römern einzugehen. Diesen Eid, den ich meinem Vater leistete, habe ich bis heute so strikt gehalten, daß keiner für die Zukunft an meiner Unbeirrbarkeit zweifeln darf. Wenn du also freundliche Absichten gegenüber den Römern hegst, dann tust du klug daran, sie mir zu verheimlichen; rüstest du aber zu einem Krieg, schneidest du dir ins eigene Fleisch, wenn du mich nicht zu dessen Befehlshaber machst.“

Versetzen wir uns nun in die Lage meiner Studierenden, die eben nur eine dieser Übersetzungen zur Hand nehmen. Welchen Text lernen sie kennen?

Wir sehen zum einen, daß die Namen für Orte und sogar Götter unterschiedlich wiedergegeben sind: *rubrum mare* wird als „Rotes Meer“ (Tusculum, Reclam) oder aber als „Persischer Golf“ (Goldmann) übersetzt, *Jupiter Optimus maximus* als „unser Gott, der erhabenste und gnädigste aller Götter“ oder als „Baal“ oder aber „Jupiter Optimus Maximus“. Für die Studierenden macht das einen großen Unterschied: Ist es das Rote Meer oder der Persische Golf, ist es Baal oder Jupiter?

Die *interiora consilia*, von denen Hannibal ausgeschlossen wird, erscheinen als „Geheimer Staatsrat“ (Tusculum; man beachte die Großschreibung), als „geheime Besprechungen“ (Goldmann) oder als „vertraulichere Beratungen“ (Reclam). Nutzer der Tusculum-Übersetzung müssen also glauben, daß es einen „Geheimen Staatsrat“ als Institution gegeben habe, die der anderen Übersetzungen glauben dies nicht.

iurare iussit numquam me in amicitia cum Romanis fore schließlich erscheint als „hieß mich ... jegliche Freundschaft mit den Römern auf ewig abschwören“ oder „niemals ein Freund der Römer zu sein“; *si quid amice de Romanis cogitabis* als „irgendwelche freundschaftlichen Beziehungen“ oder „mit den Römern Freundschaft zu schließen“ oder „freundliche Absichten gegenüber den Römern hegen“.

Geht es um „Freundschaft“, „Beziehungen“ oder nur „freundliche Absichten“? Unsere Übersetzungsbenutzer können dies nicht wissen!

Was also nützen die schönsten Editionen, wenn alle, die eine Übersetzung benutzen, in schon so einfachen Dingen wie Eigennamen oder Tatsachenangaben dem antiken Text ganz verschiedene Aussagen zuschreiben werden?

Nepos ist nur ein zufällig ausgewähltes Beispiel; andere ließen sich leicht nennen: Im deutschen Arrian – genauer: in der letzten Tusculum-Ausgabe – wird, worauf Jakob Seibert kürzlich⁷ hingewiesen hat, das griechische ‚Persis‘ gerne mit ‚Persepolis‘ wiedergegeben, wird also aus dem Namen einer Region der Name einer Stadt, die dann flugs als Hauptstadt erscheint (so wie man ‚London‘ sagt, wenn man Großbritannien meint) – mit fatalen historischen Folgen: Auf die Übersetzung gestützt wird dann Alexanders Eroberung der Persis zu einer Eroberung der persischen ‚Hauptstadt‘ Persepolis, obgleich das Perserreich eine solche ‚Hauptstadt‘ gar nicht kannte.

Die Wirkung von Übersetzungen

Mit Nepos und Arrian sind Autoren genannt, für die es insgesamt gute ‚gängige‘ Übersetzungen gibt; der Zugang zu anderen Autoren ist unseren Studierenden durch die jeweils ‚gängige‘ Übersetzung eher erschwert: Unser Thukydides-Bild, zumindest im Deutschland der letzten Jahrzehnte, ist geprägt durch die Übersetzung von Georg Peter Landmann, einem schweizerischen Gymnasiallehrer und Verehrer von Stefan George.⁸ Sie ist etwa so alt wie ich (Vorarbeiten kamen bereits in den 1930er Jahren heraus) und bis heute in mehreren Ausgaben, auch im Taschenbuch, lieferbar; ja, sie hat keine andere Übersetzung neben sich groß werden lassen. Diese Übersetzung ist nicht nur von der Überzeugung geprägt, daß die Bucheinteilung des Thukydides revidiert werden müsse (weshalb es nicht immer einfach ist, Belegstellen aufzufinden), sondern ist vor allem durch eine hochstilisierte Sprachform ausgezeichnet, von der bereits der Übersetzer in seiner – in den späteren Ausgaben nicht mehr mitabgedruckten Einleitung – meinte, sie wirke wohl auf manche „zu schwer, willkürlich, künstlich“.⁹ Nun, zumindest auf

⁷ J. Seibert, Der Brand von Persepolis, Vortrag in Mannheim am 23.11.1998, Publikation in Vorb..

⁸ Landmann, der George als 9jähriger begnete, war 1974-1989 Vorsitzender des Stefan George-Stiftungsrats. Vgl. den Nachruf von H.-P. Geh in: Gedenken an Georg Peter Landmann zum 90. Geburtstag. Verantwortet und herausgegeben von der Stefan George-Stiftung, Stuttgart 1995, S. 3-5.

⁹ G.P. Landmann, Thukydides: Geschichte des Peloponnesischen Krieges, Zürich (Artemis) 1960 u.ö., als Taschenbuch bei Rowohlt (Reinbek/Hamburg) seit 1962, beim Deut-

die Studierenden heute wird sie befremdlich wirken, und entsprechend fremd bleibt vielen Studierenden so Thukydides' Werk.

Oder betrachten wir Polybios: Wir benutzen ihn in einer Übersetzung, der von Hans Drexler,¹⁰ in der erst auf Seite 1295 (sic!) steht, daß ihr eine schon zur Entstehungszeit der Übersetzung veraltete Edition (mit einer wiederum ungebräuchlichen Bucheinteilung) zugrunde liegt; die Schwächen der Übersetzung sind schon bald nach ihrem Erscheinen von Hatto Schmitt offengelegt worden¹¹ – aber wiederum wurde die Übersetzung unverändert nachgedruckt und ist bis heute die einzige ‚gängige‘ Polybios-Version: Unser Polybios ist der Polybios Drexlers.

Von anderen Autoren – sofort muß man Strabon und Dionysios von Halikarnaß nennen – gibt es gar nur so alte Übersetzungen, daß diese Autoren letztlich kaum noch in der Lehre berücksichtigt werden: Wenn man sich einmal den Spaß macht, die Vorlesungsverzeichnisse deutschsprachiger Universitäten in den letzten zehn Jahren auf Lehrveranstaltungen zu diesen beiden Autoren durchzusehen, wird man dies bestätigt sehen...

Der Wert von Übersetzungen?

Bei allem unseren Bemühen um den Weg vom Text zum Buch müssen wir also immer bedenken, wem eigentlich unsere Mühe gilt: Der Wert guter Editionen ist unbestritten, den Wert guter Übersetzungen hingegen müssen wir wohl erst noch zu schätzen lernen. Denn – auch das müssen wir uns eingestehen – als ‚wissenschaftlich wertvoll‘ gelten Übersetzungen gemeinhin nicht. Wenn Sie mir jetzt widersprechen, freut mich das natürlich, aber es überzeugt mich nicht. Unsere Wissenschaft klärt das, was ihr ‚wertvoll‘ erscheint, vor allem, wenn es darum geht, Geld zu vergeben, sei es bei ‚Drittmittelprojekten‘, sei es bei Berufungen. Nennen Sie mir, bevor Sie protestieren, einmal Beispiele dafür, daß nicht Editionen, sondern Übersetzungen antiker Texte aus ‚Drittmitteln‘ finanziert wurden, und nennen Sie mir ein Berufungsverfahren, bei dem Bewerber, die manche Übersetzung vorgelegt haben, nicht damit abgewertet wurden, daß dies zwar alles gut, solid und nützlich sei, aber natürlich keine wissenschaftliche Arbeit?¹² Wenn's drauf ankommt, wenn's nämlich um Geld und Stellen geht, zählen unsere Sonntagsreden, gute Übersetzungen seien eben auch eine Aufgabe der Alter-

schen Taschenbuch Verlag (dtv, München) seit 1982, als zweisprachige Ausgabe bei Artemis (Tusculum) und bei der Wiss. Buchgesellschaft (Darmstadt) seit 1993.

¹⁰ H. Drexler, Polybios: Geschichte, 2 Bde., Zürich (Artemis) 1961-1963, 2. Aufl. 1978-1979.

¹¹ H.H. Schmitt, Gymnasium 71, 1964, S. 398-400.

¹² *Expertus dico.*

tumswissenschaft, offenbar nicht mehr. Natürlich gibt es Ausnahmen: Mein Mannheimer Kollege Stefan Rebenich etwa hat soeben Xenophons „Lakedaimonion Politeia“ zweisprachig vorgelegt, übrigens – wie er schreibt – dazu angeregt durch die Erfahrungen im althistorischen Proseminar.¹³ Sonst aber hört man oft, das Übersetzen antiker Texte sei vor allem etwas für „unausgelastete Lehrerinnen und Lehrer“ – was in der Unterstellung einer Unausgelastetheit besonders ungerecht ist. Tatsächlich verdanken wir viele Übersetzungen aktiv in der Lehre tätigen Kolleginnen und Kollegen an den Schulen: Georg Peter Landmann, der an einem Basler Gymnasium lehrte, ist schon genannt worden; Otto Voh, der Appian, Cassius Dio, Prokop und Zosimos ins Deutsche gebracht hat,¹⁴ war seinerzeit Oberstudiendirektor in Würzburg; Gerhard Wirth, dem wir nicht nur den schon genannten deutschen Cornelius Nepos verdanken, sondern auch den gültigen deutschen Arrian und – gemeinsam mit Otto Voh – den Ammian, war ebenfalls im Schuldienst tätig, als er mit dem Übersetzen begann;¹⁵ Christine Ley-Hutton, die Isokrates in einer neuen und erstmals vollständigen Übersetzung präsentiert hat, lehrt an einem Münchener Gymnasium.¹⁶ Haben die Menschen im Schuldienst vielleicht doch das Ohr näher am Puls der Zeit?

Große Ziele II

Mir scheint, wir sollten bei all unserem philologischen Bemühen um den Weg vom Text zum Buch im Blick auf die Lehre immer bedenken, wer eigentlich unsere Editionen benutzt. Zugleich glaube ich, müssen wir den Wert von guten Übersetzungen neu einschätzen.

Daraus ergibt sich aber auch, daß wir uns darüber einigen müssen, was eine ‚gute‘ Übersetzung leisten muß. Für die Rekonstruktion und Präsentation originalsprachlicher Texte haben wir wohletablierte und seit 1938 international vereinbarte Konventionen – für Übersetzungen jenseits der grammatikalisch korrekten Wiedergabe haben wir nichts, aber auch gar nichts dergleichen, ja wir sind uns

¹³ St. Rebenich, Xenophon: Die Verfassung der Spartaner, Darmstadt 1998.

¹⁴ O. Voh, Appian von Alexandria: Römische Geschichte, 2 Bde., Stuttgart (Hiersermann) 1991-1993; Cassius Dio: Römische Geschichte, 5 Bde., Zürich (Artemis) 1985-1986; Prokop: Werke, 5 Bde., München (Tusculum) 1961-1977; Zosimos: Neue Geschichte, Stuttgart (Hiersermann) 1990.

¹⁵ G. Wirth, Cornelius Nepos s. Anm. 6; Arrian: Der Alexanderzug, München (Tusculum) 1985; Ammianus Marcellinus: Das römische Weltreich vor dem Untergang, Zürich (Artemis) 1974.

¹⁶ Isokrates: Sämtliche Werke, Bd. I-II. (=Bibliothek der griechischen Literatur 36, 44), Stuttgart (Hiersermann) 1993-1997.

wohl nicht einmal über die Grundfragen im Klaren:

Geht es uns darum, ‚schöne Literatur‘ zu schaffen? Vor einer Generation war es ja wahrscheinlich so, daß antike Texte als ‚bildungsbürgerliche Lektüre‘ galten und die Übersetzer daher darum bemüht waren, schöne Literatur zu bieten: Das Zielpublikum von Reihen wie der schön, ja edel gestalteten „Bibliothek der Alten Welt“ war – wie es einmal eine Verlagskollegin formuliert hat – der (natürlich humanistisch!) gebildete Arzt, der nun im Ruhestand wieder zu den antiken Klassikern greifen wollte. Sicherlich gibt es solche Menschen noch (irgend jemand muß ja die über 7000 Exemplare des zweisprachigen Pomponius Mela gekauft haben), aber der Tod der „Bibliothek der Alten Welt“ des Artemis-Verlags Zürich, später München und Düsseldorf – und auch der Tod der „Bibliothek der Antike“ des Aufbau-Verlags Berlin und Weimar sowie der „Schriften und Quellen zur Alten Welt“ des Akademie-Verlags Berlin – sollte uns zu denken geben. Oder geht es darum, möglichst ‚genau‘ zu übersetzen? In den drei Bänden „Historische griechische Inschriften in Übersetzungen“¹⁷ haben wir die Fiktion ‚schöner‘ Übersetzungen aufgegeben und uns bemüht, zeilengleich zu übersetzen, also eine Hilfestellung zu bieten, im Original die Zeile zu finden, deren Übersetzung man gerade gelesen hat. Die Reaktion darauf in der Fachwelt war zwiespältig: Neben trostreicher Zustimmung bekamen wir auch zu hören, daß wir damit die Texte endgültig zum Tode verurteilen; wer werde denn noch in den Text gucken, wenn die Übersetzung dermaßen ‚authentisch‘ wirkt Was aber wäre anderes sinnvoll bei Inschriften? Was bei Fragmenten? Wir verfolgen hier am Mannheimer Seminar für Alte Geschichte gerade das Projekt, die von Hermann Peter gesammelten Fragmente der römischen Historiker in deutscher Sprache zugänglich zu machen. Wie sollten wir dies anders tun als möglichst ‚genau‘?¹⁸ Und wie anders soll das neue Projekt der Übersetzung der Septuaginta aus dem Griechischen vorgehen, das gerade angelaufen ist?¹⁹

Dennoch: Welcher Weg ist der bessere? Gibt es einen Mittelweg? Vor allem aber: Wie können Studierende erkennen, welche Art von Übersetzung ihnen vorliegt, eine ‚schöne‘ oder eine ‚genaue‘? Und wenn letztere – eine wie ‚genaue‘? Ist es nun das Rote Meer oder der Persische Golf? Ist es ein Staatsrat oder

¹⁷ S. Anm. 4.

¹⁸ H. Peter, *Historicorum Romanorum Reliquiae*, 2 Bde., Leipzig (Teubner) 1883 (²1914) und 1906.

¹⁹ Vgl. *Zeitschrift für die Alttestamentliche Wissenschaft* 111, 2, 1999; als Herausgeber des von der Deutschen Bibelgesellschaft mitgetragenen Projekts fungieren W. Kraus und M. Karrer, als Mitherausgeber K. Brodersen, H.-J. Fabry, S. Kreuzer, M. Rösel, H. Utzschneider, D. Vieweger und N. Walter.

eine informelle Besprechung?

Schließlich fragt man sich aber eben auch: Welcher Text wird eigentlich übersetzt? Den Umgang mit Textvarianten und mit all dem, was wir auf dem Weg vom Text zum Buch einfügen, lösen Übersetzungen wenn schon, dann völlig uneinheitlich und – anders als das Leidener Klammersystem – daher auch nicht lehrbar. Gerade das aber wäre nötig. Wie wäre es, verehrte Lehrpreisträgerin, liebe Christiane, mit einem „Mannheimer Klammersystem“ für Übersetzungen?

Vom Buch zum Text

Ich plädiere dafür, die Funktion von Übersetzungen antiker Texte neu zu definieren: Übersetzungen sollen antike Texte weiterhin lesbar halten; der Rückgriff auf das antike Original wird zunehmend seltener. Man kann das beklagen, man kann es aber auch als Herausforderung für unsere Wissenschaft begreifen.

Wir müssen uns klar machen, daß Übersetzungen kaum noch um der Texte selbst willen gelesen werden, sondern als Hilfsmittel zum Verständnis dieser Texte, einem Verständnis, das zunehmend als schwierig empfunden wird.

Wir müssen uns darauf verständigen, wie wir Textvarianten wiedergeben, vor allem aber müssen wir in historischen Details besonders genau arbeiten: Nicht eine Hauptstadt nennen, wenn eine Region gemeint ist, nicht von Baal sprechen, wenn Jupiter dasteht.

Und wir müssen diese Übersetzungen neben all unseren Editionen und anderen Arbeiten selbst fördern und nicht als typische Beschäftigung „unausgelasteter Lehrerinnen und Lehrer“ abtun; das ist nicht nur den Kolleginnen und Kollegen an den Schulen gegenüber ungerecht. Wir selbst, die wir von unserer altertumswissenschaftlichen Tätigkeit leben, müssen als Fach bereit sein, hier unsere Zeit und das unserem Fach in Gestalt von Drittmitteln und vor allem von Universitäts-Ressourcen zur Verfügung stehende Geld einzusetzen: Warum eine einsprachig lateinische Sammlung von 10000 lateinischen Inschriften, wenn die Studierenden – und das heißt doch auch: unsere künftigen Kolleginnen und Kollegen –, wenn nicht doch auch wir selbst dann doch lieber zur Übersetzung der 100 ‚wichtigsten‘ greifen? Or to paraphrase the title of a lecture this afternoon: We should not only talk about the „need for a new edition of XYZ“, but also about „the need for a scholarly and reliable translation of XYZ“. Das ist auch unsere Aufgabe, und wenn wir unserem Fach eine Zukunft wünschen, ist sie es erst recht.

Ich meine das Wort von der gefährdeten Zukunft bitterernst: Ist es ein Zufall, daß dieses Landeslehrpreis-Colloquium nur von einer Handvoll Studierender besucht wird? Ja, wissen Sie – gesagt hat es heute noch niemand! –, daß dieses Collo-

quium an der ersten Universität in Deutschland stattfindet, an der die Lehre und Forschung in den Fächern Latein und Griechisch eingestellt werden soll: „Mangelnde Relevanz“ und „Unzugänglichkeit“ sind Schlagworte, die hier fallen. Die Kolleginnen und Kollegen an den britischen Universitäten haben schon mehr bittere Erfahrungen mit der Streichung altertumswissenschaftlicher Fächer gemacht, und sie haben reagiert: Gute Übersetzungen zählen dort mittlerweile zu den ureigensten Aufgaben des Faches und werden inzwischen etwa bei der periodischen Beurteilung von Forschungsleistungen (Research Assessment Exercise), aus deren Ergebnis die künftige Höhe der Mittelzuweisungen für ein Fach an einer Universität abgeleitet wird, selbstverständlich als wissenschaftliche Leistung berücksichtigt. Die Kriterien für diese Berücksichtigung aber schafft kein fernes Ministerium, keine fachfremde Bürokratie, diese Kriterien schafft sich das Fach selbst.

Der Weg vom Text zum Buch ist und bleibt ein Ziel unserer Wissenschaft. Er hat aber eine neue Voraussetzung, und dieser Voraussetzung gerecht zu werden, ist eben auch unsere Aufgabe: den Weg zu unserer Wissenschaft erst einmal zu ermöglichen. Sie ist nicht mehr selbstverständlich, in Mannheim nicht und, wie ich fürchte, andernorts auch nicht. Der eingangs zitierte Kollege mit seinem Wort von der Trilogie aus vier Tragödien lehrt nicht hier, sondern in München.

Erst wenn es uns gelingt, unsere Studierenden davon zu überzeugen, daß es sich lohnt, den Weg „vom Text zum Buch“ zu ihrem eigenen Anliegen zu machen, haben wir eine Zukunft. Aber: Der Weg vom Text zum Buch setzt heute den umgekehrten Weg voraus: vom übersetzten Buch zum Text.

Nichts als Schwierigkeiten und Probleme

Zur Edition des Katalogs der Bibliotheca Gerhardina¹

Ralf Georg Bogner

Am Anfang schien – wie so oft bei Editionsprojekten – alles so einfach. Es galt, ein kulturgeschichtlich einzigartiges, von der Forschung bislang noch kaum zur Kenntnis genommenes Dokument aus den reichen Schätzen des Handschriftenkabinetts der Forschungs- und Landesbibliothek Gotha editorisch zu erschließen: den Katalog der Bibliotheca Gerhardina.² Dabei handelt es sich um ein knapp 600 Seiten umfassendes, handschriftliches Bestandsverzeichnis der Privatbibliothek des, wenn nicht bedeutendsten, so doch vermutlich einflussreichsten lutherischen Theologen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Johann Gerhard und seines Sohnes Johann Ernst Gerhard. Der Vater,³ von Amts wegen seit 1616 Theologieprofessor in Jena, war nicht nur entscheidend an den zentralen dogmatischen Auseinandersetzungen innerhalb des Protestantismus während der ersten Jahrzehnte nach 1600, zum Beispiel am Rathmann-Streit und an der Kryptis-Kenosis-Kontroverse, beteiligt, sondern trat auch als geradezu unvorstellbar fruchtbarer Literat hervor.⁴ Dabei vereinigte Johann Gerhard den theologischen Fachschriftsteller, der neben zahllosen gedruckten Disputationen insbesondere zwei ‚Klassiker‘ der lutherischen Orthodoxie, die dogmatischen „Loci theologici“ und die polemische „Confessio catholica“, publizierte, mit dem religiösen Gebrauchsschriftsteller: Aus seiner Feder stammen zwei Bestseller der Erbau-

¹ Vorstellung eines Editionsprojekts, das unter der Leitung von Johann Anselm Steiger an der Johann Gerhard-Forschungsstelle (Universität Heidelberg) unter Mitarbeit von Alexander Bitzel, Ralf Georg Bogner, Volker Hartmann, Christian Herrmann und Claudia Hoffleit erarbeitet wird.

² Vgl. dazu vor allem: Helmut Claas, *Bibliotheca Gerhardina. Eigenart und Schicksal einer thüringischen Gelehrtenbibliothek des 17. Jahrhunderts*, Gotha 1968.

(=Veröffentlichungen der Landesbibliothek Gotha 12).

³ Vgl. zu Gerhard vor allem: Jörg Baur, *Die Leuchte Thüringens. Johann Gerhard (1582-1637). Zeitgerechte Rechtgläubigkeit im Schatten des Dreißigjährigen Krieges*. in: Ders., *Luther und seine klassischen Erben. Aufsätze und Forschungen*, Tübingen 1993. S. 335-356. Johann Anselm Steiger, *Johann Gerhard (1582-1637). Studien zu Theologie und Frömmigkeit des Kirchenvaters der lutherischen Orthodoxie*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1997. (=Doctrina et Pietas I, 1).

⁴ Eine Bibliographie sämtlicher im Druck erschienenen Titel Gerhards wird von Johann Anselm Steiger vorbereitet.

ungsliteratur des 17. Jahrhundert, das „Enchiridion consolatorium“ und die „Meditationes sacrae“, letzterer Text das vermutlich meistgedruckte lutherische Erbauungsbuch der frühen Neuzeit.⁵

Bereits während seiner Tätigkeit als Super- und Generalsuperintendent in Heldburg und Coburg hatte sich Gerhard eine *libraria supellex*, eine Handbibliothek mit den für seine wissenschaftlichen Arbeiten wie auch für seine Seelsorge unerlässlichen Texten aufgebaut. Nach seiner Berufung an die Universität Jena arbeitete er konsequent und unter Aufwand beträchtlicher finanzieller Mittel an der ständigen Erweiterung und Bereicherung seiner Sammlung. Bald jedoch erhielt die Bibliothek noch eine zusätzliche Funktion. Sie wurde den Kostgängern, den stets in größerer Zahl bei ihm zur Miete wohnenden Studenten, sowie allen wissenschaftlich Interessierten zur Einsichtnahme und auch für die Ausleihe geöffnet.⁶

Nach Johann Gerhards Tod im Jahr 1637 wurde die Bibliothek aus dem Privathaus in das Kollegiengebäude der Universität Jena transferiert und von seinem Sohn Johann Ernst, seit 1652 ebenda gleichfalls als Professor tätig, betreut. Dieser erweiterte nicht nur den Bestand erheblich bis auf über 6000 Titel – es ist angesichts der überlieferten biographischen Dokumente durchaus angebracht, von Bibliomanie zu sprechen –, sondern machte die Texte auch allen Professoren und Studenten frei zugänglich, ja erlaubte sogar deren Entlehnung. Die Bände der auch im Kollegiengebäude untergebrachten Universitätsbibliothek hingegen waren weniger benutzerfreundlich aufgestellt und geordnet, viele von ihnen mit Eisenketten auf Pulten befestigt, und eine Entlehnung war nicht vorgesehen.⁷

Über seine Sammelleidenschaft hinaus aber verfertigte Johann Ernst Gerhard einen Katalog seiner Bibliothek, und zwar nicht, wie im 17. Jahrhundert allgemein üblich, einen Standortkatalog, der vor allem Kontrollzwecken diene, sondern einen kombinierten alphabetischen und systematischen Gebrauchskatalog, jene oben erwähnte, heute in Gotha aufbewahrte Zimelie.⁸ Dieser in seiner Art im deutschsprachigen Raum jener Zeit exzeptionelle Katalog stellt ein kultur- und theologiehistorisch außerordentlich wichtiges Zeugnis für die literarische

⁵ Vgl. dazu: Ralf Georg Bogner, Übersetzung als Ent-Distanzierung. Johann Gerhards Erbauungsbuch „Meditationes sacrae“ in der deutschen Version von Johannes Sommer (Olorinus Variscus), Jahrbuch für Internationale Germanistik 29 (1997), H. 1, S. 59-75. Ernst Koch, Therapeutische Theologie. Die Meditationes sacrae von Johann Gerhard (1606), in: Pietismus und Neuzeit 13 (1987), S. 25-46. Eine kritische Edition des Textes wird von Johann Anselm Steiger vorbereitet.

⁶ Vgl. Claas (wie Anm. 2), S. 12f.

⁷ Vgl. Claas (wie Anm. 2), S. 20-24.

⁸ Vgl. Claas (wie Anm. 2), S. 29f.

Basis fach- und gebrauchsschriftstellerischer Produktion im 17. Jahrhundert sowie ein bildungsgeschichtlich eminent aufschlußreiches Dokument für die textuelle Grundlage eines Theologiestudiums in der frühen Neuzeit dar. Aus diesen Gründen nahm sich im Jahr 1994 der Kirchenhistoriker Johann Anselm Steiger bei der Gründung der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützten Johann Gerhard-Forschungsstelle an der Universität Heidelberg vor, diesen Katalog einerseits zu edieren und andererseits durch eine nach heutigen bibliographischen Regeln gestaltete Gesamtbibliographie aller darin verzeichneten Titel zu ergänzen.⁹

In einem ersten Arbeitsschritt sollten die 577, zum Teil kleinbeschriebenen Folio-Seiten des Katalogs transkribiert und in den Computer eingegeben werden. Trotz des enormen Arbeitspensums schien dies, wie eingangs bereits erwähnt, einfach. Das erwies sich freilich allzu schnell als Illusion. Der Text des Katalogs war nicht nur graphologisch, insbesondere in den deutschsprachigen Passagen und hinsichtlich der Unterscheidung von anlautenden Minuskeln und Majuskeln, schwer zu entziffern und war nicht nur an vielen Stellen aufgrund der Unzulänglichkeiten der zugrundeliegenden Readerprinter-Reproduktionen, etwa im Falz des Bandes, bei dunklen Flecken oder Wasserschäden, kaum zu lesen. Vor allem zeigte sich, daß der Text allenthalben mit Kürzeln und Abkürzungen durchsetzt – und daher gar nicht ohne schwerwiegende, vorhergehende Entscheidungen zu transkribieren war. Die Kürzel konnten – mit einigem Fleiß – als konventionalisierte Ersatzgrapheme eindeutig decodiert und daher stillschweigend aufgelöst werden. Manche der nahezu zahllosen, oft in Ketten aneinandergereihten Abkürzungen jedoch, beispielsweise „H. T. 32. V. Th.“ (das heißt „enthalten in Band 32 der verschiedenen Theologica“) waren nicht mit letzter Sicherheit exakt und eindeutig aufzulösen. Nach langen Diskussionen wurde beschlossen, die Abkürzungen als solche im Text stehen zu lassen – mit der fragwürdigen, aber notwendigen Konsequenz, die Arbeit der Auflösung der Abkürzungen den Benutzern der Edition aufzubürden.

Ein weiteres Problem resultierte aus der räumlichen Anordnung der Einträge im handschriftlichen Katalog. In den meisten, indes bei weitem nicht in allen Titelaufnahmen sind die dargebotenen Informationen auf drei Spalten verteilt. In der Mitte werden Autor und Titel genannt, rechts davon kommen Erscheinungsort und -jahr zu stehen, links die Signatur innerhalb der Bibliothek. Eine dreispaltige

⁹ Vgl. zu den editionsphilologischen Grundlagen: Ralf Georg Bogner, Johann Anselm Steiger, *Prinzipien der Edition von theologischen Texten der frühen Neuzeit. Mit einer Vorstellung und Begründung der Prinzipien für die geplanten Editionen von Werken Johann Gerhards*, Editio 12 (1998), S. 89-109.

Titelaufnahme wird freilich weder von konventionellen Textverarbeitungsprogrammen unterstützt, noch läßt sie sich innerhalb eines der üblichen heutigen Buchformate auch nur einigermaßen ansprechend drucktechnisch umsetzen. Die räumliche Anordnung des Textes mußte also ignoriert und eine vertikale Gliederung der Einträge vorgenommen werden, innerhalb deren jede der drei Informationspositionen (Autor und Titel, Impressum, Standort) mit je einer neuen Zeile beginnt. Diese editorische Entscheidung war nicht bloß problematisch (wenn auch notwendig), weil sie signifikant die Makrostruktur des Textes veränderte, sondern auch deswegen, weil sie an Stellen, wo alle Informationen in der mittleren Spalte abgelegt worden waren, bei der Umsetzung in das Schema mit den drei Informationspositionen gegenüber dem Original eine – wenn auch unumgängliche – Regulierung und Normalisierung bedeutete.

Doch bei der Transkription des Textes ergaben sich weitere schwierige Fragen. Leitendes Prinzip der Textherstellung war eine diplomatisch getreue Wiedergabe des Originals mit all seinen sprachlichen, orthographischen und interpungorischen Inkonsistenzen. Alle Unregelmäßigkeiten, Unstimmigkeiten, Mängel und Fehler, die sich naturgemäß aus der jahrelangen Erstellung eines Bibliothekskatalogs durch mehrere Bearbeiter ergeben mußten (z.B. Abbrechen eines Eintrags, Fehlen bestimmter Angaben wie Bandzahl oder Erscheinungsort, fragmentarische Angaben von Erscheinungsjahren, Fehlen der Schließung eines Textes in Parenthesen), blieben um der getreuen Abbildung eines frühneuzeitlichen, in jahrelanger praktischer Arbeit an der Bibliothek entstandenen Gebrauchstextes willen erhalten und wurden weder emendiert noch gesondert kommentiert. Konjekturen sollten lediglich bei offensichtlichen Schreibfehlern wie „Philosophia“ oder Wortduplizierungen wie „est est“ vorgenommen werden. Diese Vorgangsweise geriet allerdings an einer Reihe von Textstellen an ihre Grenze, wo nicht eindeutig festgestellt werden konnte, ob es sich um Verschreibungen oder um den Herausgebern schlichtweg unbekannte orthographische Formen handelte. So war beispielsweise zu prüfen, ob der im Katalog genannte Vorname des Nürnberger Humanisten Pirckheimer „Billiardvs“ als im 17. Jahrhundert gebräuchliche Form originalgetreu zu übernehmen oder als Dittographie zu kategorisieren und daher in „Billibaldvs“ zu emendieren sei.

Die Eintragungen in einen Bibliothekskatalog beschränken sich nun naturgemäß nicht auf Autoren, Titel, Impressa und Standortangaben. Vielmehr werden diese ergänzt durch eine Reihe von Paratexten, die in einer Edition ebenfalls berücksichtigt werden müssen. Dazu gehören Kolumnentitel, alternative Seiten- und Blattzählungen, horizontale Striche, welche größere Abschnitte auf einer Seite des Katalogs voneinander trennen, oder seitliche Klammern. Da auch in diesen Fällen eine graphisch gleichwertige Abbildung in der Edition unmöglich oder

drucktechnisch kaum zu bewältigen erschien, mußten Ersatzlösungen, insbesondere mit deskribierenden textkritischen Anmerkungen, gefunden werden.

Besondere Irritationen verursachte dabei auch der Umstand, daß der Katalog offenbar nicht nur zur Zeit Johann Ernst Gerhards, sondern lange darüber hinaus in Gebrauch gewesen war, wenn auch nur als ein zur Kontrolle der Bestände dienendes Verzeichnis. Von einer späteren, vermutlich revidierenden Hand wurden nämlich mit Bleistift zu vielen der aufgeführten Titel Bemerkungen über den Verbleib ergänzt, etwa in Form von Häkchen oder der Notiz *abest*. Mehr noch: An einigen Stellen hat ein emsiger Leser den Einträgen die heute gültigen Signaturen der jeweiligen Titel an der Gothaer Forschungs- und Landesbibliothek beigelegt. Für die Herausgeber stellte sich das schwerwiegende editorische Problem, welche Schichten der Entstehung des handschriftlichen Katalogs berücksichtigt werden sollten. Eine vollständige Wiedergabe aller Stadien der Bearbeitung hätte die historisch hier interessierenden Textteile (den Katalog der von den Gerhards öffentlich zugänglich gemachten Bibliothek) und die aus den späteren Schicksalen der Sammlung zu begreifenden Notate miteinander vermischt. Daneben wäre der edierte Text mit Hunderten von textkritischen Anmerkungen hinsichtlich späterer Häkchen und ähnlichem überfrachtet worden. Die von den Herausgebern favorisierte Lösung, die auf eine Edition der späteren Schichten der Bearbeitung verzichtet, setzt sich damit natürlich umgekehrt dem Vorwurf einer nur partiellen Wiedergabe des Katalogs in seiner heutigen Überlieferungsform aus.

Doch selbst bei diesen Einschränkungen blieb noch zu erörtern, ob die unterschiedlichen an der Erstellung des Katalogs noch zu Lebzeiten Johann Ernst Gerhards beteiligten Hände in der Edition differenziert werden sollten. Aus Gerhards Feder stammt zwar der größere Teil der Einträge, doch drei Mitarbeiter standen ihm dabei zur Seite. Daß es sich dabei nicht um spätere Mitarbeiter handelt, geht eindeutig aus der Anordnung vieler Textpassagen und Ergänzungen Gerhards zu den Eintragungen seiner Helfer hervor. Da die Mitarbeiter bislang aber ohnehin nicht aufgrund ihrer Handschriften identifiziert werden konnten und eine Kennzeichnung der jeweiligen Hand durch eine jeweils eigene Druckschrift oder durch Einzelnachweise im textkritischen Apparat einen gewaltigen und nur schwer legitimierbaren Aufwand bedeutet hätte, entschlossen sich die Herausgeber, diese Eigenart des Originals nicht abzubilden.

Zusammenfassend läßt sich die – anfangs so einfach erscheinende – Textherstellung bei einer Ausgabe einer frühneuzeitlichen Gebrauchsschrift als Textkonstitution charakterisieren, die von einer Reihe von Entscheidungen mit durchaus aporetischer Dimension geleitet ist. Der getreuen Wiedergabe des Originals stehen die Herstellung eines einigermaßen lesbaren Textes für die Rezipienten

ebenso entgegen wie die drucktechnisch eingeschränkten Möglichkeiten der Edition eines handschriftlichen Gebrauchstextes des 17. Jahrhunderts. Belastet wird die Textherstellung darüber hinaus durch die Frage, welche Schichten der Bearbeitung dieses bibliotheks- und kulturgeschichtlich so außerordentlich wichtigen Dokuments überhaupt ediert werden sollen.

Doch damit nicht genug. Die Edition des handschriftlichen Katalogs der Bibliotheca Gerhardina sollte nach den ursprünglichen Plänen begleitet werden von einer Bibliographie der darin verzeichneten Titel nach modernen Prinzipien. Die Voraussetzungen dafür schienen auf den ersten Blick ideal zu sein. Herzog Friedrich I. von Sachsen-Gotha-Altenburg zeigte nämlich nach dem Tod von Johann Ernst Gerhard großes Interesse am Erwerb der Bibliothek zur Erweiterung der von Ernst dem Frommen gegründeten Sammlung auf Schloß Friedenstein zu Gotha. Tatsächlich kam es zu einem Kaufkontrakt und zur Überführung der Bibliotheca Gerhardina in die herzogliche Bibliothek in Gotha, welche auch heute noch innerhalb derselben Räumlichkeiten im Rahmen der Forschungs- und Landesbibliothek erhalten ist. Die ersten Planungen der Herausgeber des handschriftlichen Katalogs gingen demnach davon aus, daß in der Edition des Katalogs der Text der Handschrift auf der jeweils linken Druckseite begleitet werden sollte durch moderne bibliographische Titelaufnahmen der jeweiligen Werke aus den Beständen der Forschungs- und Landesbibliothek auf der rechten Seite.

Aber wieder einmal stellte sich alles in der Planungsphase einfacher dar, als es sich denn bei der Realisierung tatsächlich erwies. Ein erstes Problem tauchte bereits während der Transkription der Handschrift auf. Da es sich beim Katalog der Bibliotheca Gerhardina um ein kombiniertes alphabetisches und systematisches Bücherverzeichnis handelt, erkannte man bald, daß über Dutzende von Seiten hinweg die rechten Seiten leer bleiben würden. Dies würde vor allem für das Schlagwortregister zu den theologischen Titeln, das Register von wichtigen Interpretationen einzelner Bibelstellen, das Register der im Katalog verstreuten Leichenpredigten und das Register der Autoren von medizinischen, juristischen, philosophischen, physikalischen und philologischen Texten zutreffen. Über viele, zum Teil Dutzende von Seiten der Edition hinweg wären bei diesem Konzept die recto-Seiten immer weiß geblieben und somit verschwendet worden.

Doch auch ein konträres Problem hätte sich ergeben. Johann Ernst Gerhard führte in seinem Katalog nämlich immer wieder kollektive Titelaufnahmen durch. Die in einem Band gesammelten gedruckten Disputationen eines bedeutenden Theologen verzeichnete er etwa unter dem Titel „Disp. var.“ („Disputationes variae“). Wenn der entsprechende Band nun in der Forschungs- und Landesbibliothek Gotha eruiert werden konnte, fanden sich darin oft fünfzig bis sechzig Einzelschriften versammelt, die – nach dem anfangs beschlossenen Prinzip –

einzel bibliographisch auf der rechten Seite der Edition hätten erfaßt werden müssen. Somit wären auf der linken Seite große Lücken entstanden.

Und eine weitere Schwierigkeit gesellte sich dazu. Während einiger Probeaufnahmen von Titeln der Bibliotheca Gerhardina in Gotha wurden nicht wenige Texte gefunden, die sich eindeutig aufgrund des Exlibris und des charakteristischen Buchschnitts als Exemplare der Sammlung von Johann und Johann Ernst Gerhard identifizieren ließen, jedoch nicht im handschriftlichen Katalog enthalten waren. Das Fortschreiten der Arbeiten erwies überdies, daß es sich dabei um keine marginalen Einzelbefunde handelte, sondern daß in Gotha heute noch viele Hunderte Titel der Bibliotheca Gerhardina lagern, die niemals im handschriftlichen Katalog verzeichnet worden waren.

In dieser prekären Situation wurde beschlossen, die synoptische Verzeichnung von Einträgen in den Katalog und modernen bibliographischen Titelaufnahmen *ad acta* zu legen und die beiden Teile der Ausgabe, die Edition der Handschrift und die Bibliographie der Titel der Bibliothek, in zwei getrennten Bänden voneinander zu separieren – eine, wie sich denken läßt, ebenfalls wenig glückliche Lösung: Um nun nämlich den künftigen Benutzerinnen und Benutzern einen Vergleich zwischen den Einträgen in den beiden Teilbänden zu ermöglichen, mußte ein kompliziertes Verweissystem ausgeklügelt und eingeführt werden, das die circa 6000 Einträge in die Edition des handschriftlichen Katalogs und die circa 8000 Titel der bibliographischen Aufnahmen mittels marginaler Notizen miteinander vernetzen sollte.

Nun waren nach der Transkription der Handschrift und nach der Neukonzeption die Voraussetzungen für die bibliographische Aufnahme der im Katalog verzeichneten und der darüber hinaus bekannt gewordenen Titel der Bibliotheca Gerhardina geschaffen, die Schwierigkeiten im weiteren Fortschritt der Arbeit jedoch keineswegs beseitigt. Zum ersten konnten viele der im handschriftlichen Katalog verzeichneten Texte an der Forschungs- und Landesbibliothek Gotha auf Schloß Friedenstein nicht eruiert werden. Die Erben von Johann Ernst Gerhard hatten, wie die einschlägigen Korrespondenzen zeigen, nicht mehr den gesamten im Katalog verzeichneten Bestand aus Jena nach Gotha transferiert. Die Offenheit der Bibliothek für eine Entlehnung nach Hause rächte sich jetzt. Viele Titel blieben unauffindbar, und deswegen versuchte Herzog Friedrich auch den Kaufpreis für die Bibliothek nach einer Revision in Gotha zu drücken.¹⁰ Überdies sind viele Bände, wie der im 19. Jahrhundert erstellte Bandkatalog der Forschungs- und Landesbibliothek belegt, offensichtlich während der Auslagerung der Bestände im ‚Dritten Reich‘ verlorengegangen.

¹⁰ Vgl. Claas (wie Anm. 2), S. 36f.

Die Strategie der Erschließung der Bestände der Bibliotheca Gerhardina wurde also nochmals verändert. In Gotha sollten die heute noch rekonstruierbaren Bestände nach den originalen Exemplaren erfaßt werden, an anderen Bibliotheken der in Gotha nicht eruierbare Rest. Das war freilich einfacher gesagt als getan. Der handschriftliche Katalog bietet naturgemäß keine standardisierten Titelaufnahmen der verzeichneten Texte nach modernen bibliographischen Standards. Es handelt sich in der größten Zahl der Fälle um verkürzte, oft bloß paraphrasierende Titelaufnahmen. Die Daten des Impressums sind häufig nicht vermerkt. Die Bearbeiter des Katalogs nahmen ferner – nach heutigem Wissen – falsche Auflösungen von anonym oder pseudonym erschienenen Schriften vor. Deutschsprachige Texte erscheinen einmal in deutscher Sprache, dann in lateinischer Form mit dem Zusatz „*Germanice*“, dann ohne jede Kennzeichnung in lateinischer Übersetzung. Die in der frühen Neuzeit häufig schwankenden Namen von (heute völlig vergessenen) Autoren werden in einer orthographisch ganz anderen Form als der von modernen bio-bibliographischen Nachschlagewerken verwendeten wiedergegeben.

Mit dem Ziel der Eruierung der im handschriftlichen Katalog verzeichneten, in Gotha aber nicht mehr vorhandenen Titel begann eine teilweise geradezu detektivische Suche nach verschollenen Texten. Die großen deutschen Internet-Verbundkataloge, die noch nicht elektronisch verzettelten Verzeichnisse großer wissenschaftlicher Bibliotheken und einschlägige Bibliographien wurden durchforstet nach Texten, die ja irgendwo verzeichnet sein mußten, da sie doch im Katalog Johann Ernst Gerhards eingetragen waren, und die in vielen Fällen trotzdem keine Bibliothek in ihrem Besitz – jedenfalls in genau dieser oder jener angegebenen Ausgabe – haben wollte. Schlußendlich wurde nach langen und eingehenden Diskussionen ein Regelwerk entworfen, gemäß welchem die Angaben in der Handschrift von denen in der zu erstellenden Bibliographie der Bibliotheca Gerhardina abweichen dürfen, wenn eine längere, genau definierte Suche nach diesen Titeln erfolglos geblieben war.

All das verschlang indes Zeit – und damit stellte sich ein neues Problem ein. 8000 niveauvolle Titelaufnahmen, vernetzt mit den Einträgen in einen handschriftlichen Bibliothekskatalog des 17. Jahrhunderts, erledigt niemand innerhalb weniger Wochen oder Monate. Um den vom Financier gesteckten zeitlichen Rahmen auch nur einigermaßen einhalten zu können, mußten die Aufnahmen der oft sehr ausführlichen Titel des 16. und 17. Jahrhunderts verkürzt oder standardisiert werden. In langwierigen Arbeitsgesprächen wurden Möglichkeiten einer durchgehend eingeschränkten Wiedergabe der Titelblätter besprochen. Ziel der Titelangabe sollte es sein, Thema, theologische und ideologische Position und Gattung des jeweiligen Textes als Teil einer protestantischen Gelehrten- und

Studienbibliothek aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts deutlich werden zu lassen. Es entfielen daher unter anderem Angaben zum Verfasser und seiner beruflichen Stellung, je nach Gattung konventionalisierte und phraseologisch fixierte Titelpassagen, zum Beispiel die Exklamation „I. N. J.“ auf den Titelblättern von Disputationen, inhaltlich redundante Titelpassagen, bei Ausgaben des Alten Testaments etwa die Nennung aller seiner Bücher oder bei Universalbibliographien die Aufzählung aller darin abgedeckten Fächer, ferner Privilegvermerke, Zensurvermerke, Motti, Widmungen und Angaben zur Buchauflage und zur Buchausstattung. Daß diese Auslassungen einen schmerzlichen Informationsverlust bedeuten und nur als notwendiger Kompromiß zu rechtfertigen sind, war allen Beteiligten klar.

Damit ist der derzeitige Stand der Bemühungen um und der Probleme mit der Edition des Katalogs der Bibliotheca Gerhardina knapp umrissen. Die Handschrift ist transkribiert und für das künftige Verweissystem durchnummeriert, ungefähr 4000 Titel sind bibliographisch erfaßt. Dem Gelingen des Projekts gilt es, mit großer Erwartung und Spannung entgegenzublicken – ebenso wie den unausbleiblichen Schwierigkeiten, die sich diesem Gelingen gewiß noch in den Weg stellen werden.

Liste der Abbildungen:

s. S. 159

Drucker im Zeitalter der Renaissance und ihre Rolle bei der Rettung antiker Texte

Zu den 1545/46 gedruckten Aristoteles-Übersetzungen aus Lyon

Christoph Schäfer

Als Johannes Gutenberg in den vierziger Jahren des 15. Jh. das Drucken mit beweglichen Lettern erfand, zeichnete sich schnell ab, daß dies eine revolutionäre Entwicklung im Bereich der Informationsweitergabe, aber auch gerade im Hinblick auf die Sicherung von Informationen in Gang setzen würde. In unserem Zusammenhang heißt das konkret: Ohne den Buchdruck wäre ein Großteil der vergleichsweise wenigen erhaltenen Texte antiker Autoren der Vernichtung anheim gefallen.

Wer aber waren die herausragenden Träger der Überlieferung? Neben den Humanisten, für deren Beschäftigung mit antiker Literatur die durch den Buchdruck geschaffene Öffentlichkeit eine notwendige Voraussetzung war, sind hier vor allem die Drucker zu nennen, denen wir die Rettung antiker Texte verdanken.

Wenn wir in diesem Kontext von Druckern sprechen, so müssen wir uns darüber im klaren sein, daß die Drucker jener Tage mit den Druckern in heutiger Zeit nur wenig gemein haben. Während die Drucker der Gegenwart fast ausschließlich mit der Herstellung beschäftigt sind, traten ihre Vorfahren in der Renaissance gleichzeitig auch in zahlreichen weiteren Funktionen in Erscheinung.

Dabei stellte allerdings die Kenntnis von der Technik des Buchdrucks eine wesentliche Voraussetzung für ihr Wirken dar. Rufen wir uns also zunächst die wichtigsten Komponenten der Erfindung Gutenbergs in Erinnerung.

Da ist zunächst einmal das Handgießinstrument zu nennen, in das man die mittels eines Stahlstempels hergestellte Matrize einspannte. Erst durch die Konstruktion des Gießinstruments konnten gleichartige Typen relativ schnell und in größerer Zahl produziert werden. Als Schriftmetall wurde eine Legierung aus Blei, Zinn, Antimon und Spuren von Kupfer verwandt, d.h. ein Drucker mußte auch Kenntnisse in der Metallurgie besitzen. Die gesamte Setzereianrichtung mußte entwickelt werden mit Setzkasten, Winkelhaken, Satzschiff etc.. Dazu kamen noch die Druckerpresse und die Druckerschwärze, die mit Lampenruß und Firnis angerieben und mit weiteren Ingredienzen versetzt wurde. An dieser Technik hat sich Jahrhunderte lang nichts Wesentliches mehr geändert.

Die Drucker der Renaissance sind also als Techniker in jedem Fall auf der Höhe ihrer Zeit gewesen. Ein herausragender Unterschied zu den Verhältnissen heute besteht jedoch – wie bereits angedeutet – in den weiteren Funktionen, die ihnen angesichts der Bedürfnisse des Marktes zuwuchsen. Eine künstlerische Note bekam ihr Tun durch die Tatsache, daß sie sich auch um die Gestaltung der Schrift respektive der Lettern kümmern mußten. Zwar wurde die Herstellung der Stahlstempel in der Regel von Stempelschneidern übernommen, die Vorgaben aber kamen natürlich vom Drucker, der sich wiederum an den Schriftarten und dem Charakter seiner Vorlagen orientieren mußte.

Gerade in der Epoche des Wiegendrucks eiferte man überdies in der Gestaltung des Layouts den Handschriften nach, mit denen man ja zunächst einmal in Konkurrenz um die Gunst der Kunden bzw. der Leser stand. So ist es nur allzu verständlich, daß besonders die ältesten Druckwerke in vielen Punkten den Charakter von Handschriften bewahrt haben. Hinzu kamen die speziellen Bedürfnisse bei der Gestaltung von Druckschriften, als man an die Vervielfältigung griechischer Texte ging. Die typographische Gestaltung der aus seiner Offizin hervorgegangenen Werke war zumindest teilweise ein echtes Markenzeichen des jeweiligen Druckers.

Neben dem vielfachen Einwirken auf die Gestaltung der Bücher und den Ablauf des Druckvorgangs durfte jedoch die ökonomische Seite des Buchdrucks nicht vernachlässigt werden. Weil es den Verleger, wie wir ihn heute kennen, in jener Zeit noch nicht gab, mußten sich die Drucker auch um die Akquisition und Betreuung von Autoren und Übersetzern, die Auswahl der künftig zu druckenden Werke sowie die Marktanalyse, von der schließlich unter anderem die Auflagenhöhe abhing, und letztlich auch um den Absatz ihrer Produkte kümmern.

Der Drucker der Renaissance fungierte also als Leiter eines hochkomplexen Wirtschaftsunternehmens im Bereich von Literatur, Kultur und Kommunikation. Voraussetzung hierfür war jedoch - dies steht außer Zweifel - neben der drucktechnischen Ausbildung eine entsprechende Allgemeinbildung. Daß die Tätigkeit sogar oder vielmehr selbstverständlich politischen Einfluß, aber auch entsprechende Komplikationen mit sich bringen konnte, davon wird in der Folge noch die Rede sein.

Betrachten wir aber zunächst ein herausragendes Beispiel für einen Drucker/Verleger jener Zeit. Als eigentlicher Begründer des Druckens griechischer Bücher gilt Aldus Manutius (um 1450-1515). Selbst Humanist und infolgedessen mit der griechischen Sprache und Literatur vertraut, baute er in den neunziger Jahren des 15. Jh. eine große, leistungsstarke Offizin auf, die durch die Qualität ihrer Druckwerke Maßstäbe setzte. Als Wissenschaftler war ihm natürlich an möglichst fehlerfreien Ausgaben gelegen, und so war er sich nicht zu schade, die

Handschriften, die ihm als Vorlage dienten, zu prüfen und dort, wo es ihm sinnvoll erschien, Konjekturen vorzunehmen. Er zog nach Möglichkeit für einen Text mehrere Handschriften zu Rate und lieferte auf diese Weise erste kritische Editionen. Angesichts der vielfältigen Aufgaben eines Druckers erscheint es nur zu verständlich, wenn er für diese editorische Tätigkeit auch hochqualifizierte Mitarbeiter aus dem Kreise der Humanisten heranzog, ja er beschäftigte gar einen ganzen Stab von Gelehrten als Korrekturleser. Damit tat Aldus Manutius den Schritt vom Betreiben einzelner kleiner Editionsprojekte hin zu etwas, was wir modern vielleicht mit dem Begriff Wissenschaftsmanagement umschreiben würden.

Dabei soll nicht verkannt werden, daß damals wie heute das Zusammenwirken wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Interessen nicht immer deckungsgleich war. So war für den unternehmerischen Erfolg ein gewisser ‚Output‘ unabdingbar, was dazu führte, daß man als Vorlage für den Satz häufig nicht die besten Handschriften oder oft sogar nur eine einzige verwendete, von zahlreichen Druckfehlern ganz zu schweigen.

Aldus selbst war dieser Widerspruch zwischen editorischem Anspruch und ökonomischem Zwang sehr wohl bewußt. So verteidigt er sich in der Vorrede zu seiner 1496 erschienenen Theokrit-Ausgabe mit einem bemerkenswerten Hinweis auf die Rolle und die Fruchtbarkeit des wissenschaftlichen Diskurses. Er mache sich nicht anheischig – heißt es da –, die Texte zu heilen. Sie seien manchmal so verderbt, daß man, um sie zu enträtseln, ein Ödipus sein müßte, ja daß nicht einmal der Verfasser selbst, wenn er zum Leben erstünde, sie wiederherstellen könnte. Er bemühe sich aber nach Kräften, sie zum gemeinen Nutzen der Bildungsbeflissenen besser herauszubringen als ihre Vorlagen. Wenn sie verborgen blieben, würden sie selten oder nie verbessert; würden sie aber veröffentlicht, würden sich im Laufe der Zeit viele um ihre Reinigung bemühen.¹

So honorig diese Ansicht auch erscheinen mag, so soll doch nicht verschwiegen werden, daß sich gerade im Hinblick auf eine Verbesserung der vorgelegten Texte das Fehlen eines kritischen Apparates als außerordentlich hinderlich erwies. Andererseits kann man konstatieren, daß die Druckwerke aus der Offizin des Aldus Manutius eine Schlüsselposition für nachfolgende Editionen einnahmen. Erst mit der Entwicklung der modernen Textkritik konnte man sich mehr und mehr von ihnen lösen und begann, ihre Stellung in der Überlieferung zu hinterfragen.

¹ Zitiert nach: Martin Sicherl, Griechische Erstaussagen des Aldus Manutius, Paderborn u.a. 1997, S. 2.

Dies erwies sich vielfach als in hohem Maße kompliziert, da man nur selten die Handschriften ermitteln konnte, die den Editionen zugrunde lagen. Ursache hierfür dürfte vor allem der Umgang mit den Druckvorlagen im Zuge der Produktion gewesen sein. Für die Erstellung des Satzes wurden nämlich die als Vorlagen dienenden Codices auseinandergenommen und anschließend oft genug der Vernichtung preisgegeben. Die *editio princeps* des Aldus vertritt also nicht selten einen Codex, der im Zuge der Drucklegung verloren gegangen ist. Das Auseinandernehmen lies sich kaum vermeiden, da aus Gründen der Wirtschaftlichkeit in der Regel mehrere Setzer gleichzeitig für die Erstellung des Satzes eingesetzt wurden. Es steht außer Zweifel, daß sowohl Aldus als auch seinen des Griechischen mächtigen Mitarbeitern der Wert der Handschriften bekannt gewesen ist. Daher kann man davon ausgehen, daß in diesem Dilemma die Pietät gegenüber den Manuskripten bewußt zugunsten des ökonomischen Erfolges zurückgestellt wurde. Man sollte sich allerdings davor hüten, diese Vorgehensweise vorschnell zu verurteilen, wurde doch durch den wirtschaftlichen Erfolg des Aldus Manutius die Rettung eines bedeutenden Teils der griechischen Literatur überhaupt erst ermöglicht. Nur infolge der Effizienz seiner Offizin konnte er den Humanisten seiner Zeit antike Autoren in vielen Exemplaren und zu erschwinglichen Preisen zugänglich machen. Im Wissen um diese Zusammenhänge bezeichneten ihn die dankbaren Rezipienten seiner Werke denn auch *expressis verbis* als „Retter der griechischen Literatur“.

Wenn auch Aldus Manutius sicher der berühmteste Drucker seiner Zeit gewesen ist, werden in seiner Person doch die vielen Facetten deutlich, die den Typus des Druckers/Verlegers der Renaissance schlechthin ausmachten. Einige dieser Züge werden im übrigen noch klarer hervortreten, wenn wir uns nun der Überlieferung griechischer Literatur und hier im Besonderen einigen Texten bzw. Übersetzungen des Aristoteles zuwenden.

Ein allgemeines Problem bei der Überlieferung griechischen Schriftguts stellt bekanntlich die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) dar, war doch bislang die griechischsprachige Literatur der Antike vornehmlich über Ostrom bewahrt worden. Byzantinische Philologen sorgten für Abschriften, Exzerpte, Kommentare und Editionen. Im Westen gelangten griechische Sprache und Literatur erst mit dem Humanismus wieder zu größerer Bedeutung. Dafür sorgten nicht zuletzt griechische Lehrer wie Manuel Chrysoloras, der um 1400 mehrere Jahre lang in Florenz, Mailand und Pavia unterrichtete.

Durch zahlreiche Bücherreisen vor allem italienischer Gelehrter, Diplomaten und Buchhändler kamen schon in der ersten Hälfte des 15. Jh. eine ganze Reihe herausragender Handschriften in den Okzident. So brachte beispielsweise der Hu-

manist und Buchhändler Giovanni Aurispa (ca.1376-1459) von zwei mehrjährigen Aufenthalten im Osten mehrere hundert Codices zurück. Unter den Autoren, die auf diese Weise im Abendland bekannt wurden, befanden sich der vollständige Platon, Thukydides, Demosthenes, Strabon und Athenaios.

Mit dem Fall von Konstantinopel brach die Tradition der Pflege griechischer Kultur im Osten weitgehend zusammen. Ein großer Teil der griechischen Bücherbestände im ehemals byzantinischen Reich ging verloren. Im Westen hingegen belebte die Sammelleidenschaft von vermögenden Gelehrten oder auch Angehörigen der Geistlichkeit und des Adels, die, wie Lorenzo de Medici, bei Muttersprachlern, wie dem berühmten Johannes Argyropoulos, Griechisch studierten, den Markt für griechische Bücher. Zahlreiche gebildete Griechen, die bis zum Untergang Konstantinopels in den Okzident gekommen waren, konnten sich daher ihren Lebensunterhalt als Kopisten verdienen.

Einige von ihnen fanden Beschäftigung bei dem späteren Kardinal Johannes Bessarion (1403-1472), einem Schüler des Platonikers Georgios Gemistos Plethon (1355-1450).

In Trapezunt geboren, hatte Bessarion schon im Osten die geistliche Laufbahn eingeschlagen und war darüber hinaus als Diplomat im Dienst des Kaisers Johannes VIII. Palaiologos tätig gewesen. Als Bischof von Nikaia nahm er am Konzil von Ferrara und Florenz teil und übersiedelte schließlich im Dezember 1540 nach seiner Ernennung zum Kardinal durch Papst Eugenius IV. ganz nach Italien. Neben seinem Bemühen um die Einheit der Kirche und den Vorbereitungen eines Kreuzzuges gegen die Türken widmete er sich vor allem der Förderung der griechischen Studien in Italien und der Rettung des intellektuellen Erbes des byzantinischen Reiches. Zahlreiche griechische Gelehrte, die infolge der Eroberung Konstantinopels in den Westen kamen, fanden bei ihm Zuflucht und Wirkungsstätte. Seine Bibliothek bot ihnen reiches Material für ihre Studien, schließlich war Bessarion einer der größten Büchersammler seiner Zeit. So erwarb er sich große Verdienste um die Rettung des griechischen Schriftguts. 1469 vermachte er seine Bibliothek mit knapp 500 griechischen und weit über 200 lateinischen Codices der Republik Venedig, wo sie den Grundstock der Biblioteca Marciana bildete.

Noch lange nach seinem Tod waren die aus Rom nach Venedig überführten Bessarion-Handschriften jedoch der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Sie lagerten über Jahrzehnte wohl verpackt in den Transportkisten und wurden erst 1530 in einem Raum am Markusdom aufgestellt. So besaß denn auch Aldus Manutius keinen direkten Zugriff auf diese Bibliothek, weshalb es nicht verwunderlich ist, daß im Rahmen der Aristoteles-Ausgabe von 1495-98 offenbar mit einer Ausnahme kein Codex des Bessarion als Druckvorlage Verwendung gefunden hat.

Ansonsten zählen Abschriften von Büchern aus dem Bestand des Kardinals sehr wohl zu den Vorlagen für so manche *editio princeps* aus dieser Offizin, wobei man allerdings davon ausgehen kann, daß die Abschriften schon früher zu Lebzeiten des Bessarion in Rom angefertigt worden sein dürften.

Eine außerordentlich glückliche Verbindung zwischen einem Gelehrten und einem Drucker stellt schließlich der Grieche Andreas Johannes Laskaris (1445-1534) dar, der unter anderem von Lorenzo de Medici zu Handschriftenkäufen im Osten eingesetzt wurde. Er wirkte zusammen mit dem Hellenisten Guillaume Budé nicht nur an der Einrichtung der Bibliothek in Fontainebleau mit, sondern soll in Rom sogar eine Druckerei für griechische Drucke eingerichtet haben.

Die Druckvorlage für den frühesten griechischen Druck stammt jedoch von seinem Namensvetter, dem byzantinischen Grammatiker Konstantinos Laskaris (1434-1501), der wie so viele griechische Emigranten in Italien lehrte. Seine griechische Grammatik („*Erotemata*“) erschien 1476 in Mailand. Die Bibliothek des Konstantinos Laskaris ging zunächst nach Messina, später kam sie nach Madrid, wo sie noch heute im Kloster ‚El Escorial‘ aufbewahrt wird.

Früh schon begann man die griechischen Texte der Antike ins Lateinische zu übertragen. Dies hatte seinen Grund unter anderem darin, daß viele Humanisten sich in ihrem Studium des Griechischen mit autodidaktischer Vorgehensweise behelfen mußten. Trotz zahlreicher Lehrer litten die Lernerfolge nämlich unter dem Fehlen einer effektiven Methode. So vertieften die Humanisten ihre Kenntnisse oft genug mit Hilfe von Übersetzungen oder auch direkt beim Übersetzen. Der Bedarf an Übersetzungen griechischer Autoren war also evident.

Zum illustren Kreis bedeutender Übersetzer zählten natürlich viele der aus dem Osten gekommenen Gelehrten wie Manuel Chrysoloras, Johannes und Konstantinos Laskaris und nicht zuletzt ein gewisser Johannes Argyropoulos, von dem bereits die Rede war. Mehr und mehr taten sich aber auch vor allem italienische Humanisten hervor, sehr bald schon konfrontiert mit der Frage, ob man nun wörtlich oder sinngemäß übersetzen solle. Nur am Rande sei erwähnt, daß selbst Aldus Manutius daran ging, beispielsweise Musaios und die Fabeln des Äsop ins Lateinische zu übertragen.

Betrachten wir einen der größten Förderer der Übersetzung griechischer Autoren, so wird sehr schnell klar, daß mit der Veröffentlichung der nun in die *Lingua franca* der Renaissance übertragenen Texte durchaus politische Ambitionen und Komplikationen verbunden waren. Kein Geringerer als Papst Nikolaus V. (1447-1455) trieb systematisch die Übersetzungstätigkeit voran und stellte hierfür hohe Honorare in Aussicht. Dahinter stand bei Nikolaus V. der Gedanke, daß man auf diese Weise die Latinität auch im griechischen Kulturraum verbreiten könne.

Solche Vorstellungen sind natürlich im Zusammenhang mit der Türkengefahr und dem Fall Konstantinopels zu sehen und entbehren somit nicht einer gewissen politischen Brisanz.

Etwas weniger spektakulär, aber dafür um so aussagefähiger im Hinblick auf die Verdienste von Druckwerkstätten jenseits von Venedig bei der Verbreitung antiker Literatur ist ein Blick in eine der Metropolen Frankreichs. Aus Lyon sind uns nämlich eine ganze Reihe von bedeutenden Drucken erhalten, unter denen die Aristotelesdrucke der Jahre 1545 und 1546 eine besondere Rolle spielen.

An ihnen können wir exemplarisch ein Stück Übersetzungs- und Überlieferungsgeschichte nachvollziehen, das uns über die alles überragende Offizin des Aldus Manutius hinaus in eine komplizierte und noch mehr an den harten politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen orientierte Welt der Literatur führt.

Nach Paris war Lyon die bedeutendste Frühdruckstadt Frankreichs. Schon 1473 stellte der aus Lüttich stammende Drucker Guillaume le Roy das erste in Lyon gedruckte Buch fertig. In der ersten Hälfte des 16. Jh. gab es schließlich eine ganze Anzahl von Druckwerkstätten; die meisten Drucker waren allerdings nicht selbständig, sondern wurden als Gesellen beschäftigt.

In Lyon betrieb nun seit 1524 ein gewisser Sebastian Gryphius eine bedeutende Offizin, in der in den Jahren 1545 und 1546 einige Schriften des Aristoteles in lateinischer Übersetzung erschienen. Im Einzelnen handelt es sich um folgende Werke:

De generatione et corruptione libri duo. [= *Περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς*, 2 B.] Francisco Vatablo interprete. Apud Seb. Gryphium, Lugduni 1545.

De anima libri tres. [= *Περὶ ψυχῆς*] Ioanne Argyropylo Byzantio interprete. Apud Seb. Gryphium, Lugduni 1546.

De coelo libri quattuor. [= *Περὶ οὐρανοῦ*, 4 B.] Ioanne Argyropylo Byzantio interprete. Apud Seb. Gryphium, Lugduni 1546.

Meteorologicorum Aristotelis libri quattuor. [= *Μετεωρολογικά*, 4 B.] Ioanne Argyropylo Byzantio interprete. Apud Seb. Gryphium, Lugduni 1546.

De sensu & sensibilibus, de memoria & reminiscencia, de so... [= sog. *Parva Naturalia*: *Περὶ αἰσθήσεως καὶ αἰσθητῶν, περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως, περὶ ὕπνου καὶ ἐγρηγόρσεως, περὶ ἐνυπνίων καὶ τῆς καθ' ὕπνον μαντικῆς*] Ioanne Argyropylo Byzantio interprete. Apud Seb. Gryphium, Lugduni 1546.

Sebastian Gryphius selbst hatte bereits einen hochinteressanten Werdegang hinter sich, als er sich in Frankreichs zweitwichtigster Druckerstadt niederließ und

sein Unternehmen gründete. Geboren wurde er Anfang der 90er Jahre des 15. Jahrhunderts in der alten Reichsstadt Reutlingen, in der schon um 1475 der Buchdruck etabliert worden war. Sein Vater war kein geringerer als der Frühdrucker Michael Greyff, daher also der Name Gryphius. Solchermaßen in eine Familientradition gestellt, nimmt es nicht wunder, daß er schließlich den Druckerberuf ergriffen hat. Zunächst aber wurde er in die Matrikel der Universität Tübingen eingeschrieben, wo er sich eine Gelehrsamkeit erwarb, die wiederholt gewürdigt wurde. Diese Bildung dürfte denn auch die Voraussetzung für die Publikation der zahlreichen antiken Autoren in seiner Lyoner Offizin gewesen sein. Wie Aldus Manutius, von dem er anläßlich seiner Aufenthalte in Venedig einen guten Teil seiner Kenntnis des Buchhandels erworben hatte, mußte er sich um die Auswahl der Texte kümmern, kompetente Korrektoren einstellen und gegebenenfalls geeignete Übersetzer gewinnen. Gerade letztere boten mit ihrem guten Namen eine gewisse Garantie für den Absatz und damit den wirtschaftlichen Erfolg der Werke.

Wie sehr er ein Gespür für Qualität besaß, läßt sich aus einer lateinischen Edition des Hippokrates und des Galen ansehen. Hierfür hatte er keinen Geringeren als François Rabelais gewonnen, der schließlich seit 1532 als Arzt in Lyon tätig war. Durch einen glücklichen Zufall wissen wir etwas mehr über die ökonomischen Überlegungen und die Geschäftspraktiken des Sebastian Gryphius im Vorfeld der angesprochenen Aristotelesdrucke. Dies hängt zusammen mit der besonderen Situation der Drucker von Lyon in den 30er und 40er Jahren des 16. Jh. Hier kam es im April 1539 zu Streiks und Unruhen, die aus der Unzufriedenheit der Gesellen über die geringe Entlohnung resultierten. Die Gesellen bewaffneten sich, drangen in die Werkstätten ein, jagten ihre Kameraden von der Arbeit weg und verteilten sich in den Straßen, wo es zu einer Reihe von Ausschreitungen kam. Ihre Forderungen gingen deutlich über die bloße Erhöhung ihres Verdienstes hinaus und umfaßten u.a. eine Neuregelung der Arbeitszeit. Bei den Meistern ihres Gewerbes stießen sie mit ihrem Verlangen auf wenig Gegenliebe, man hielt ihnen statt dessen entgegen, daß es keine Gesellen gebe, die man nicht zufriedenstellen könne, weder im Hinblick auf die Versorgung mit Wein und Essen noch hinsichtlich der Feiertage. Den Angestellten war sehr wohl klar, daß dieser Vorschlag auf die Wiederherstellung der ursprünglich üblichen Naturalentlohnung zielte. Damit war ein Kompromiß zunächst einmal in weite Ferne gerückt, die Eskalation praktisch vorgezeichnet.

Die Klagen der ‚compagnons imprimeurs‘ müssen schon bis zu einem gewissen Grad berechtigt gewesen sein, gab doch der als Schiedsrichter angerufene Sénéchal de Lyon, Jean du Peyrat, ihnen in mehr als nur einem Punkt recht. Den ‚maîtres‘, unter denen auch ‚Bastien‘ Gryphius ausdrücklich und an hervorra-

gender Stelle genannt wird, erlegte er auf, daß sie die Gesellen unter Berücksichtigung ihres jeweiligen Ranges so versorgen sollten, wie dies fünf oder sechs Jahre zuvor üblich gewesen sei. Die Durchführung seines Erlasses wollte Peyrat kontrollieren lassen.

Für die Gesellen war dies jedoch keine akzeptable Geschäftsgrundlage, zumal er ihnen unter Androhung von Verbannung und Geldstrafen verbot, sich zu versammeln, sich zu organisieren und zu streiken. Als schließlich der König den Erlaß seines Seneschalls verschärfte, indem er auch mit Folter und sogar mit Hinrichtung drohte, „tauchen die Gesellen Lyon in Feuer und Blut“. Daraufhin übertrug der König dem Seneschall die Befugnis, jeden ohne Berufung zu verurteilen, der sich wie die „compagnons imprimeurs et aultre (sic!) mal vivans“² zwecks Streik organisiert habe und mit der Waffe in der Hand angetroffen werde. Die weiteren Auseinandersetzungen führten dann zu einer grundlegenden Gefährdung des Druckergewerbes in der Stadt. Offensichtlich waren einige Druckereien so schwer getroffen, daß sich diverse ‚maîtres‘ entschlossen, ihre Offizin in Lyon zu schließen. Nicht ganz unschuldig mag daran das heftige Werben von Pierre Palmier, dem Erzbischof von Vienne, gewesen sein, der sich bemühte, Drucker an seinen Bischofssitz zu ziehen.

Der Streik zog verschiedene Prozesse nach sich, und so fand die Affäre erst im September des Jahres 1544 mit einer Entscheidung des Grand Conseil ihr Ende, an den der König den Prozeß schließlich verwiesen hatte. Letztlich hat sich an der Situation der ‚compagnons‘ nicht viel geändert, so daß sie wohl kaum mit dem Ergebnis zufrieden waren. Das Grundproblem blieb also bestehen und sollte rund ein Vierteljahrhundert später erneut zu einem gewaltsamen Konflikt führen. Obwohl er selbst in die Arbeitskämpfe von 1539 verwickelt war, blieb Sebastian Gryphius anders als manche seiner Kollegen weiterhin in Lyon. Für ihn haben sicher auch die hier ansässigen Korrektoren und Übersetzer wie Rabelais einen gewichtigen Grund für ein weiteres Verbleiben in der Stadt dargestellt. Um so mehr mußte er in der Folgezeit dann wohl auf die Wirtschaftlichkeit seines Unternehmens bedacht sein. In diesem Licht muß man auch die Aristotelesdrucke aus der Mitte der 40er Jahre des 16. Jh. betrachten. Damit stellt sich natürlich die Frage nach den Übersetzern, deren Bekanntheitsgrad schließlich ein wesentlicher Faktor für den Absatz gewesen ist.

Der bedeutendere der beiden Gelehrten, denen die oben aufgeführten lateinischen Aristotelesausgaben zu verdanken sind, ist sicher Johannes Argyropoulos gewesen. 1415 in Konstantinopel geboren, kam er erstmals 1438 anläßlich des Konzils

² Arch. Lyon, AA 151, f° 67 v°, zitiert nach: M. Audin, Les grèves dans l'imprimerie à Lyon, 175.

von Ferrara und Florenz nach Italien, wo er schließlich im Anschluß an den Fall von Konstantinopel Zuflucht suchte. Neben seiner Lehrtätigkeit an der Universität von Florenz von 1456 bis 1471 und erneut von 1477 bis 1481 tat er sich vor allem als Übersetzer hervor, veröffentlichte allerdings auch eigene Werke, und zwar sowohl in griechischer wie in lateinischer Sprache. Bekannt wurde er aber vor allem durch die Übertragung zahlreicher Schriften des Aristoteles ins Lateinische. Dies mag für Sebastian Gryphius den Ausschlag gegeben haben, seinen Drucken von 1546 die Version des Argyropoulos zugrunde zu legen. Es war also ein vergleichsweise geringes unternehmerisches Risiko, eine ‚klassische‘ Übersetzung in Neuauflage auf den Markt zu bringen.

Dazu paßt auch die im Vorjahr erschienene Schrift „De generatione et corruptione“. Anders als bei Argyropoulos handelt es sich in diesem Fall bei dem Übersetzer zwar um einen Zeitgenossen des Sebastian Gryphius, allerdings hatte sich François Vatable (ca. 1493-1547) längst als Gelehrter, Editor und Übersetzer philosophischer Werke einen Namen gemacht. Schon 1518 brachte er eine Übertragung von Aristoteles-Schriften heraus, war also ebenfalls kein unbeschriebenes Blatt unter den Aristoteles-Übersetzern. Daß er nicht nur als hervorragender Kenner des Griechischen, sondern auch des Hebräischen galt, kam in seiner Berufung zum königlichen Professor für eben diese Sprache zum Ausdruck. Im gleichen Jahr, in dem Gryphius seine Aristoteles-Übersetzung druckte, erschien in Paris bei dem berühmten Drucker und Humanisten Robert Estienne (1503-1559) eine Ausgabe der Bibel, die zum Teil auf den Vorlesungen des Vatable zum Alten Testament fußte. Auch mit dem Aristoteles-Druck von 1545 dürfte Sebastian Gryphius also ökonomisch gesehen keinen Fehler begangen haben.

Während wir in den Aristotelesdrucken also die ‚solide‘ Seite des Druckers und Unternehmers Gryphius fassen können, soll eine andere Komponente seiner Persönlichkeit und seines Wirkens nicht verschwiegen werden, denn erst durch sie gelingt uns die Einordnung der behandelten Werke in die Gesamtkonzeption seiner Offizin. Der Humanist Gryphius stand offenbar wie so viele Gelehrte seiner Zeit in einem Zwiespalt, was den rechten Glauben betraf. Zwar hat er sich nicht offiziell vom Katholizismus abgewandt, allerdings wird gerade in den Bestimmungen seines Testamentes eine gewisse Distanz mehr als deutlich.

Zu Lebzeiten pflegte er zahlreiche, zum Teil riskante Verbindungen zu Kritikern der alten Kirche. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang der vielfach angefeindete Gelehrte Etienne Dolet, der wie Rabelais auch zu den Korrektoren des Gryphius zählte. Nach Studien in Paris und Padua ging Dolet 1532 an die Universität von Toulouse, wo er bald darauf wegen studentischer Aktivitäten Schwierigkeiten bekam und die Stadt im Sommer 1534 fluchtartig verlassen mußte. Daraufhin wandte sich Dolet nach Lyon und kam so enger in Kontakt mit

Sebastian Gryphius, der umgehend seine politisch brisanten „*Orationes duae in Tolosam*“ herausbrachte. Von 1534 bis 1538 druckte und verlegte Gryphius etliche Schriften Dolets, in denen sich dieser unter anderem kritisch mit Erasmus auseinandersetzte.

Gryphius war es schließlich auch, der Dolet half, ab 1538 eine eigene Offizin aufzubauen. Letzterer durfte anfangs sogar die Presse des Gryphius benutzen. In dem bereits behandelten Druckerstreik von 1539 stand Dolet auf Seiten der Druckergesellen gegen deren Arbeitgeber. Die „*maîtres imprimeurs*“ revanchierten sich auf ihre Weise und zeigten ihn im Sommer 1542 beim Inquisitor an, weil er häretische Bücher gedruckt und verkauft habe. Tatsächlich wurde Dolet verhaftet, der Häresie für schuldig befunden und der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben. Nachdem er durch das Eingreifen des Königs schließlich im Oktober 1543 wieder auf freien Fuß gesetzt worden war, ereilte ihn schon im Januar des folgenden Jahres wegen weiterer ketzerischer Betätigung die erneute Verhaftung. Schon nach zwei Tagen gelang es ihm, den Bewachern zu entkommen und nach Piemont zu fliehen, wo er in Versen zwölf Briefe verfaßte, in denen er sich über die Meister des Druckgewerbes beklagte, die ihn mit Absicht fälschlich beschuldigt hätten. Heimlich nach Lyon zurückgekehrt, druckte er diese Verse zusammen mit einer von ihm verfaßten Übersetzung zweier Dialoge des Platon, deren einer ihm bald darauf zum Verhängnis werden sollte. Noch im Sommer 1544 wurde er abermals festgenommen. Die theologische Fakultät der Pariser Universität stellte daraufhin fest, daß er in der Übersetzung des betreffenden Platon-Dialoges die Unsterblichkeit der Seele verneint hätte und insofern als Häretiker zu betrachten sei. Am 2. August 1546 verurteilte ihn dann das Parlament von Paris wegen Blasphemie, Aufruhr und dem Handel mit verbotenen Büchern zum Tode. Am folgenden Tag – just an seinem 38. Geburtstag – wurde er gehängt und sein Leichnam anschließend zusammen mit seinen Büchern verbrannt.

Sebastian Gryphius, der Etienne Dolet seinerzeit geholfen hatte, sich in Lyon auch publizistisch zu etablieren, wurde zwar letztlich nicht in die Affäre mit hineingezogen, mußte aber sicher mit mißtrauischen und mißgünstigen Reaktionen seiner Standesgenossen rechnen.

Dennoch hat er sich auch später nicht davon abhalten lassen, Verfolgte zu unterstützen, die in Lyon, z.B. aus religiösen Gründen, Zuflucht suchten. So beschäftigte er im Jahr 1551 in seiner Offizin den Geistlichen Claude Baduel, der ihm bei einer Cicero-Ausgabe zur Hand ging. Baduel, der aus seiner Heimatstadt Nîmes geflohen war und nun in Lyon auf eine günstige Gelegenheit zur Weiterreise nach Genf wartete, stand in enger Verbindung zu Calvin. Während seines mehrmonatigen Aufenthaltes ging er morgens seiner seelsorgerlichen Tätigkeit nach, wohingegen er die Nachmittage in der Druckerei des Sebastian Gryphius

verbrachte. Von letzterem offenbar vorgewarnt, hielt er sich von den provozierenden Aktivitäten einer Gruppe von ein oder mehreren hundert Protestanten fern, die abends Psalmen singend durch die Straßen von Lyon zogen. Die Warnung des Gryphius war um so mehr vonnöten, als zahlreiche Beschäftigte der Druckereien sich an dieser Aktion beteiligten. Sie wirft überdies auch Licht auf die Grundeinstellung des Gryphius, von der ja schon die Rede war. Im Gegensatz zu anderen Unternehmern des Druckgewerbes hält er sich also trotz seiner kritischen Haltung als kluger Geschäftsmann zurück. Andererseits steht er Baduel hilfreich zur Seite, vielleicht aber gerade deshalb, weil dieser sich eben nicht exponiert.

Wenn wir uns nun in diesem Zusammenhang noch einmal die Unterstützung in Erinnerung rufen, die Gryphius einige Jahre zuvor Dolet angedeihen ließ, so drängt sich förmlich der Gedanke auf, daß er letzterem auch deshalb beim Aufbau einer eigenen Offizin geholfen hat, weil er auf diese Weise nicht mehr länger als Drucker und Verleger der immer brisanteren Werke seines Autors und Mitarbeiters in die Verantwortung gestellt wurde. Ihn darum als Opportunisten zu betrachten, würde sicher zu weit gehen. Von den geschäftlichen Risiken ganz abgesehen, lag es auf der Hand, daß in diesem Fall durchaus auch Gefahr für Leib und Leben bestand.

Alles in allem wird mit Sebastian Gryphius ein Drucker greifbar, der in seiner Bedeutung zwar weit hinter Aldus Manutius zurücksteht, aber gerade dadurch, daß er zur zweiten Garnitur der Renaissance-Drucker gehört, ein lebendiges Zeugnis für die Rolle der weniger berühmten ‚maîtres imprimeurs‘ bei der Verbreitung antiker Texte und der Übersetzung griechischer Autoren liefert. Unverkennbar ist sein Bemühen um die Qualität seiner Bücher; als Druckvorlage für die lateinischen Ausgaben nimmt er entweder bereits vorhandene Übertragungen bedeutender und entsprechend bekannter Übersetzer oder er sucht neue herausragende Fachleute zu gewinnen wie den bereits mehrfach erwähnten François Rabelais. Daß dabei das nüchterne Kalkül des Geschäftsmannes und die Begeisterung des Humanisten für die Literatur der Antike eine fruchtbare Verbindung eingehen, haben wir schon bei Manutius gesehen. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß Gryphius neben den antiken auch die zeitgenössischen Autoren gebührend berücksichtigt, auch wenn so mancher unter ihnen wie etwa Etienne Dolet keineswegs eine unumstrittene Persönlichkeit darstellte. Trotz seiner Neigung zu protestantischen Ideen geht Gryphius das Sendungsbewußtsein einiger Kollegen offenbar völlig ab. Er ist und bleibt, das wird im Druckerstreik und auch in der Distanzierung zu den protestantischen Druckern und ihren Aktivitäten mehr als deutlich, ein hartgesottener Geschäftsmann, der zwar durch-

aus seine Position mutig vertreten kann, jedoch nur so weit, als er keine ernsthafte Gefahr für sich und seine Offizin befürchten muß. Diese Feststellung soll allerdings seine Leistung bei der Verbreitung antiker Texte in keiner Weise schmälern, mag doch sein ökonomisches Denken überhaupt erst die Voraussetzungen für die Vielzahl seiner Editionen und Übersetzungen geschaffen haben. Genau in diesem Kontext sind nun auch die 1545/46 gedruckten Aristoteles-Übersetzungen zu sehen, deren absehbarer wirtschaftlicher Erfolg und religiöse Unverfänglichkeit sicher dazu beigetragen haben, die Offizin des Gryphius nach den krisenhaften Ereignissen der vorangegangenen Jahre zu stabilisieren. Wie so viele Drucker/Verleger seiner Zeit ist Sebastian Gryphius eine Persönlichkeit mit erstaunlich vielen Facetten. In jedem Fall aber gehört auch er in die Reihe derer, die sich um die Rettung antiker Texte verdient gemacht haben.

Ausgewählte Literatur

Marius Audin, Les grèves dans l'imprimerie à Lyon, au seizième siècle, GJ 10, 1935, S. 172-189.

Richard Copley Christie, Etienne Dolet, le martyr de la Renaissance. Sa vie et sa mort, Paris 1886 (ND Genf 1969).

Contemporaries of Erasmus. A biographical register of the renaissance and reformation, hg. v. Peter G. Bietenholz u. Thomas B. Deutscher, Bd. 1-3, Toronto/Buffalo/London 1985-1987.

Natalie Z. Davis, The protestant printing workers of Lyons in 1551, in: Aspects de la propagande religieuse, hg. v. Gabrielle Berthoud, Genf 1957, S. 247-257.

Etienne Dolet, Le second enfer, hg. v. Claude Longeon, (=Textes Littéraires Français), Genf 1978.

Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur, Bd. 1: Antikes und mittelalterliches Buch- und Schriftwesen. Überlieferungsgeschichte der antiken Literatur, hg. v. H.-G. Beck u.a., Zürich 1961.

Claude Longeon, Documents d'archives sur Etienne Dolet, (=Centre d'Études de la Renaissance et de l'Age Baroque, Bd. 5), Saint-Etienne 1977.

Martin Sicherl, Griechische Erstaussgaben des Aldus Manutius. Druckvorlagen, Stellenwert, kultureller Hintergrund, (=Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums N.F. R.I, Bd. 10), Paderborn u.a. 1997.

Jean Tricou, Le testament de Sébastien Gryphius, in: François Rabelais. Ouvrage publié pour le 4^e centenaire de sa mort 1553-1953, Genf 1953, S. 263-270.

Hans Widmann, Vom Buchwesen der alten Reichsstadt Reutlingen, Reutlinger Geschichtsblätter N.F. 4, 1967, S. 7-42.

Vom Buch zum (Lese-)Text

Frühneuzeitliche Prosatexte und ihr heutiges Publikum¹

Luc Deitz

Der Titel meines Vortrags versteht sich nicht als paradoxe Umkehrung des Leitthemas dieses Kolloquiums, „Vom Text zum Buch“, sondern vielmehr als programmatische Zielbestimmung der Aufgabe, die ich für einen Herausgeber frühneuzeitlicher lateinischer Texte für wesentlich erachte: die Aufbereitung von in der Regel bereits in gedruckter Form existierenden Texten für ein Publikum, idealiter sogar für ein Lesepublikum, dem sie ansonsten schwer oder gar unzugänglich bleiben würden. Ich spreche bewußt von der Buchform – zum einen, weil es diejenige ist, die mir am geläufigsten ist und mit der ich Gelegenheit hatte, ein bißchen Erfahrung zu sammeln; zum anderen, weil das gedruckte Buch allen Unkenrufen zum Trotz zumindest das Ende dieses Jahrtausends wohl doch noch überdauern wird.

Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?, so haben wir gelernt, seien die Fragen, auf die ein Redner sich befleißigen müsse, Auskunft zu erteilen. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich mich heute grob an dieses Raster halte – es möge Ihnen das Zuhören ebenso sehr erleichtern wie es mir die Darstellung vereinfacht hat.

1. *Quis?* also zuerst: *Wer* gibt frühneuzeitliche lateinische Texte heraus? Die

¹ Bei dem hier abgedruckten Aufsatz handelt es sich um die leicht überarbeitete und um den Nachweis der Zitate und Anspielungen erweiterte Fassung des Vortrags, den ich am 30. Januar 1999 auf Einladung von Christiane Reitz anlässlich des von ihr organisierten Altertumswissenschaftlichen Kolloquiums „Vom Text zum Buch“ an der Universität Mannheim gehalten habe. Frau Reitz sei an dieser Stelle für ihre Einladung und ihre vielfältigen Ermutigungen gedankt; auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin wurde der Vortragsstil für die Veröffentlichung beibehalten. – Dieser Beitrag nimmt einige der Gedanken wieder auf, die der Verf. bereits an anderer Stelle dargelegt hat, wobei das dort Gesagte hier thesenartig zusammengefaßt und um einige neue Gesichtspunkte erweitert wird: vgl. Verf., *Editing Sixteenth-Century Latin Prose Texts: a Case Study and a Few General Observations*, in: Glenn W. Most (Hg.), *Editing Texts. Texte edieren* (= *Aporemata*, Bd. 2), Göttingen 1998, S. 141-164 (mit ausführlicher Bibliographie zum Thema).

Frage ist nicht ganz so naiv, wie sie es auf den ersten Blick zu sein scheint. Klassische lateinische Texte werden in der Regel von Altphilologen herausgegeben, mittellateinische Texte von Mediävisten, frühneuzeitliche dagegen von – nun, „hier stock‘ ich schon“, denn ‚Frühneuzeitphilologen‘ sind eine nicht existierende Gattung, die durchaus einen Platz in J. L. Borges’ „Libro de los seres imaginarios“ verdient gehabt hätte. Frühneuzeitphilologie, zumindest in ihrem lateinischen Gewande, ist, akademisch gesprochen, ein Niemandsland; die unüberschaubare Fülle literarisch und intellektuell höchstrangiger Produkte sind, so möchte man beinahe sagen, Bücher für Alle und für Keinen: Alle sind aufgefordert, sich ihrer anzunehmen, doch so recht verpflichtet fühlt sich hierzu niemand.

Die allgemein historischen und speziell wissenschaftsgeschichtlichen Gründe für die akademische Ort- und Heimatlosigkeit der lateinischen Philologie der Frühen Neuzeit sind besonders während der letzten 30 Jahre häufig beschrieben worden und demnach sattsam bekannt.² Ich wiederhole nur stichwortartig:

- die, zumindest in Deutschland, lange vorherrschende Ausrichtung der Literaturgeschichte auf das vermeintlich ‚Paradigmatische‘ der Weimarer Klassik;
- die Vorrangstellung eines vage empfundenen und schlecht definierten ‚Völkertümlichen‘ gegenüber allem Fremden, bes. ‚Welschen‘;
- die ungehörliche Vorherrschaft der Genieästhetik und, damit einhergehend,
- die Geringschätzung der klassischen Rhetorik - Stichwort hier: ‚der Advokat Cicero‘ – zugunsten einer vornehmlich an der altgriechischen Plastik und Literatur orientierten Ästhetik des Schönen.³

² Stellvertretend für viele andere Arbeiten sei etwa auf Günther Hess, Deutsche Literaturgeschichte und neulateinische Literatur. Aspekte einer gestörten Rezeption, in: P. Tuynman u.a. (Hg.), Acta conventus Neo-Latini Amstelodamensis. Proceedings of the Second International Congress of Neo-Latin Studies [...] 1973 (= Humanistische Bibliothek, Reihe 1, Bd. 20), München 1979, S. 493-538, und auf Wilhelm Kühlmann, Zum Problem der Zweisprachigkeit in der frühneuzeitlichen Literaturbewegung Deutschlands, in: Klaus Garber (Hg.), Nation und Literatur im Europa der frühen Neuzeit (= Frühe Neuzeit, Bd. 1), Tübingen 1989, S. 164-206, verwiesen.

³ Vgl. zu dem letztgenannten Aspekt besonders Manfred Fuhrmann, Die Tradition der Rhetorik-Verachtung und das deutsche Bild vom ‚Advokaten‘ Cicero, in: Atti del VI Colloquio Tullianum: Merano, 18-20 aprile 1986 (= Ciceroniana, Nuova serie vol. 6), Rom 1988, S. 19-30.

Diesen Symptomen, die besonders für die deutsche, oder besser germanistische Philologie charakteristisch sind, entsprechen spiegelverkehrt Krankheitszeichen der traditionellen Latinistik:

- das Paradigmatische wird literarisch auf die Zeit der späten Republik eingengt;
- die lateinische Sprache gilt ausschließlich als Vehikel römischer Kultur;
- der literarische Eigenwert der Texte wird sekundären, oft aus einer längst überholten Realität des Schulalltags herausgegangenen Zweckbestimmungen unterworfen;
- die Pflege der klassischen Rhetorik, oder doch zumindest die passive Kenntnis ihrer Funktionen und Anwendungsweisen, führt zur allgemeinen Geringschätzung bis hin zur völligen Diskreditierung jeglichen literarischen Schaffens, das in einem gewissen Widerspruch zu den Regeln und Vorschriften von Menges „Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik“ steht: Die humanistische Literatur, so heißt es immer wieder, verdiene es nicht, gelesen zu werden; wenn sie es in Ausnahmefällen, wie etwa bei Erasmus, dennoch verdienen sollte, könne ein klassisch gebildeter Latinist sie ohnehin mühelos verstehen; so oder so seien kritische Ausgaben humanistischer Schriftsteller auf jeden Fall überflüssig.

Die doppelte Verachtung seitens der neueren wie der klassischen Philologie, der sich die Humanismusphilologie – trotz häufig beschworener Inter-, Pluri- oder Multidisziplinarität – zumindest im Rahmen des etablierten Fächerkanons, und damit auch der möglichen Studiengänge, immer noch ausgesetzt sieht, hat selbstverständlich eine Reihe von Konsequenzen für die wissenschaftliche Praxis. Wer sich überhaupt sachgemäß mit Renaissance-texten auseinandersetzen möchte, muß zunächst über sehr solide Kenntnisse der lateinischen Sprache verfügen. Wie zahllose Beispiele belegen, reicht es nicht zu wissen, daß *movere* ein Infinitiv ist und eines der Ziele beschreibt, die ein antiker Redner bei seinem Publikum zu erreichen trachtete, um *ipso facto* ein Spezialist auf dem Gebiete der Renaissance-Rhetorik zu sein – den Nachweis, zu welch haarsträubenden Mißverständnissen und Entstellungen völlige Unkenntnis oder, schlimmer noch, oberflächliches Halbwissen, das sich nicht als solches erkennt, allein auf semantischem Gebiet führen kann, hat etwa Franz Josef Worstbrock mustergültig in seinen Besprechungen der ersten beiden Bände des „Historischen Wörterbuchs der Rhetorik“ erbracht.⁴

⁴ Franz Josef Worstbrock, Rez. von G. Ueding (Hg.), Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 1, Tübingen 1992, Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 122 (1993), S. 227-243; Ders., Rez. von *id.*, Bd. 2, Tübingen 1994, *ibid.* 124 (1995), S. 214-

Man wird also festhalten müssen, daß Humanismusphilologie, wenn sie überhaupt ernsthaft betrieben werden soll, nur von ausgebildeten Altphilologen in die Hand genommen werden kann, und zwar unabhängig von deren akademischem oder sonstwie beruflichem ‚Sitz im Leben‘.

Allerdings ist dies nur eine *condicio sine qua non*, der kleinste gemeinsame Nenner, auf den man sich, wie ich meine, vernünftigerweise einigen kann. Das eben Gesagte impliziert selbstverständlich nicht, daß jeder Latinist bzw. jeder klassische Philologe zugleich schon ein Renaissancegelehrter ist, doch ist es ohne das klassische Rüstzeug auf jeden Fall unmöglich, zu einem solchen zu werden.

2. Womit beschäftigen sich Renaissancephilologen, was ist das Spezifikum, das *Quid?* dieser Art wissenschaftlicher Betätigung? Selbstverständlich gibt es aus der Renaissance ebenso wie aus dem Mittelalter noch zahlreiche ungedruckte Manuskripte von verschiedenstem Inhalt und Wert, doch scheint mir der Regelfall eher der zu sein, daß der Herausgeber literarischer Werke aus der Renaissance oder der Frühen Neuzeit es mit bereits gedruckten Texten, also mit Pamphleten, Broschüren, Büchern u. dgl. zu tun hat. Obwohl es durchaus keine Seltenheit war, daß selbst 100 Jahre nach der Erfindung des Buchdrucks umfangreiche literarische Texte noch mehrfach von Hand abgeschrieben wurden – oft hat man in solchen Fällen ein kostbar ausgestattetes Präsentationsexemplar und mehrere Gebrauchskopien –, konnten ab dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts nur gedruckte, d.h. mechanisch vervielfältigte Werke ein größeres Publikum erreichen und das ausüben, was man mit einer unscharfen, aber gelegentlich hilfreichen modernen Kategorie als ‚Einfluß‘ bezeichnen würde.

Nun gibt es für einen modernen Herausgeber mindestens vier verschiedene Möglichkeiten, seiner editorischen Aufgabe gerecht zu werden. Alle haben ihre Vor- und Nachteile, die ich zumindest kurz skizzieren möchte:

(i) Die in gewisser Hinsicht einfachste Lösung besteht selbstverständlich in einem Reprint, also einer Faksimileausgabe eines bestimmten Exemplars, das der Herausgeber als möglichst vollständig und fehlerfrei ansieht. Sobald es von einem Text mehrere Auflagen gibt, ist die Entscheidung, welche davon einem Reprint zugrundegelegt werden soll, allerdings nicht immer leicht zu treffen, und

241. Der Verf. möchte ausdrücklich betonen, daß er durch diesen Hinweis nicht in der persönlichen, gelegentlich polemisch geführten Auseinandersetzung um Methoden und Zielsetzungen des HWRh zwischen Herrn Ueding und Herrn Worstbrock Stellung zu beziehen gedenkt.

zwar insbesondere dann, wenn alle Auflagen postum erschienen sind und im Textbestand voneinander abweichen. Ein Musterbeispiel hierfür ist etwa die „Poetik“ Julius Caesar Scaligers, die 1561, drei Jahre nach Scaligers Tod, erschien und bis 1617 fünf weitere Auflagen erlebte, von denen diejenige aus dem Jahr 1607 mit Abstand die genaueste ist. Als August Buck im Jahre 1961 ein Reprint der „Poetik“ herausbrachte, entschied er sich gegen den besseren Text für die historisch wohl wichtigere Erstausgabe.⁵ Im Falle der „Rhetorik“ des Georg von Trapezunt, die ich in nicht allzu ferner Zukunft ebenfalls in einer Nachdruckausgabe zu edieren hoffe, habe ich den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und mich für die Baseler Ausgabe aus dem Jahre 1522 entschieden, die weitaus fehlerfreier als die von Wendelin von Speier besorgte Erstausgabe aus dem Jahr 1472 ist.⁶ Anders etwa als im Falle der vierten Auflage von Thomas Morus' „Utopia“ vom November 1518 kann man in den eben genannten Fällen natürlich nie von einer ‚Ausgabe letzter Hand‘ sprechen, und ein Herausgeber sollte sich – und seinen Lesern – genau Rechenschaft darüber ablegen, nach welchen Kriterien er oder sie die gewählte Ausgabe ausgesucht hat.⁷

(ii) Die zweite, immer noch vergleichsweise unproblematische Art und Weise, einen humanistischen Text zu edieren, besteht in einer diplomatischen Transkription, d.h. in einem Verfahren, bei dem der Herausgeber alle typographischen Idiosynkrasien wie Abkürzungen, Satzzeichen, offensichtliche Versehen u.s.w. sklavisch genau bis ins kleinste Detail reproduziert. Für längere Texte sind diplomatische Transkriptionen hauptsächlich eine theoretische Möglichkeit, doch gibt es durchaus Fälle, wo solche Abschriften zum adäquaten Verständnis unabdingbar sind – Briefe etwa, juristische Dokumente, pharmazeutische Rezepte, Horoskope, astronomische Tafeln u. dgl. mehr, also in der Regel kurze Texte persönlicher, dokumentarischer oder technischer Art, bei denen die genaue Wiedergabe des ursprünglich verwendeten Interpunktions-, Abkürzungs- oder Symbolsystems wertvolle Hinweise für die korrekte Interpretation liefern kann. Der

⁵ Übersicht über die verschiedenen Textstadien der Poetik bei: Verf., Einführung, in: Julius Caesar Scaliger, *Poetices libri septem* – Sieben Bücher über die Dichtkunst, unter Mitwirkung von Manfred Fuhrmann hg. von Luc Deitz und Gregor Vogt-Spira, Bd. 1: Buch 1 und 2, hg., übers. eingel. und erläutert von L. D., Stuttgart 1994, S. XI-XXXI.

⁶ Zu den Ausgaben der *Rhetoricorum libri quinque* vgl. John Monfasani, *Collectanea Trapezuntiana. Texts, Documents, and Bibliographies of George of Trebizond* (= *Medieval and Renaissance Texts and Studies*, vol. 25), Binghamton-New York 1984, S. 459-461.

⁷ Mustergültige Darstellung der Ausgaben der „Utopia“ bei André Prévost (Hg.), *L'Utopie de Thomas More*, Paris 1978, S. CLXXXV-CCX.

Vollständigkeit halber sollte ich aber hinzufügen, daß mir kein Beispiel einer diplomatischen Ausgabe eines umfangreicheren *literarischen* Textes bekannt ist.

(iii) Ich komme zur dritten Möglichkeit, für die sich die gelehrten Herausgeber des jüngst in der „Bibliothek deutscher Klassiker“ erschienenen Bandes „Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts“ entschieden haben.⁸ Hierbei handelt es sich um eine Art Kompromißlösung zwischen Originalpräsentation und heutigen Lesegewohnheiten, bei der Kürzel, Ligaturen und Nasalstriche aufgelöst, offensichtliche Setzerversehen stillschweigend korrigiert, Absätze eingefügt und, allgemein gesprochen, nur solche Veränderungen vorgenommen worden sind, die dem Ausgangstext eine sanfte, mattglänzende Originalpatina belassen und ihn zugleich dem etwas kälteren Licht moderner Druck- und Orthographiepraktiken aussetzen. Daß es sich bei solchen Ausgaben nicht im eigentlichen Sinne um kritische handelt, liegt auf der Hand; die Herausgeber der „Humanistischen Lyrik“ haben ihr Werk demnach auch als ‚Lese- und Studienausgabe‘ (S. 914) bezeichnet, was, zumindest formal technisch gesehen, eine adäquate Beschreibung ist, obwohl gerade in dem Band auch textkritisch viel mehr geleistet wird, als in Studienausgaben sonst üblich ist.

(iv) Die vierte und letzte Art, sich humanistischer Texte editorisch anzunehmen, ist schließlich die textkritische Ausgabe selbst. Das klingt ganz harmlos, ist aber in Wirklichkeit recht vertrackt, da es für den Herausgeber solcher Texte kein Handbuch wie etwa Martin L. Wests „Textual Criticism and Editorial Technique“ oder die „Règles et recommandations pour les éditions critiques“ der Collection Budé gibt,⁹ denen er entnehmen könnte, was zwingend geboten, was möglich und was wünschenswert ist. Überdies fühlen sich die wenigsten Herausgeber bemüßigt, detailliert über die Art und Weise ihres Vorgehens Auskunft zu geben, so daß eine Reihe ganz grundlegender Fragen, die im Bereich der klassischen Literatur schon längst gelöst bzw. immer noch kontrovers diskutiert werden, in demjenigen der Renaissanceliteratur noch nicht einmal gestellt oder doch zumindest noch nicht in größerem Zusammenhang untersucht worden sind. Ich nenne nur drei Beispiele, über die man sicherlich lange und fruchtbar diskutieren könnte, vielleicht sogar müßte:

⁸ Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts, lateinisch und deutsch in Zusammenarbeit mit Christof Bodamer [u.a.] ausgewählt, übers., erläutert und hg. von Wilhelm Kühlmann [u.a.] (= Bibliothek der frühen Neuzeit, Bd. 5), Frankfurt 1997. Vgl. hierzu die Rezension von Verf., Wolfenbütteler Renaissance Mitteilungen 23 (1999), S. 70-78.

⁹ Resp. Stuttgart 1973 und Paris 1972.

(a) „Aufgabe der Textkritik ist Herstellung eines dem Autograph (Original) möglichst nahekommenden Textes“, schrieb Paul Maas einst in einem berühmten Satz, und Giorgio Pasquali stellte daraufhin die nicht minder berühmte Frage: „Ci fu sempre un archetipo?“¹⁰ Was haben wir als humanistisches Original (im Sinne eines Archetyps) anzusehen? Die Autographa sind in der Regel nicht mehr erhalten; in manchen Fällen (etwa bei Philip Sidney, *Apology for Poetry*)¹¹ wissen wir, daß es zwei verschiedene Versionen desselben Textes gegeben hat; andere sind postum erschienen und von dritter Hand überarbeitet worden u.s.w. Kaum ein Begriff scheint mir umstrittener – und daher klärungsbedürftiger – zu sein als der des ‚Originals‘. Wie weit im klassischen Bereich die Meinungen selbst der besten Philologen hierüber auseinandergehen können, und das zudem noch bei einem Autor, der kritisch gesehen wahrlich kein unbeschriebenes Blatt ist, beweist die jüngst erschienene Oxforder Sophokles-Ausgabe von Hugh Lloyd-Jones und Nigel G. Wilson, die von anderen ausgewiesenen Kennern mit Hohn und Spott übergossen worden ist.¹²

(b) Eine weitere Frage, die bislang noch nie systematisch untersucht worden ist, ist diejenige, ob die stemmatische Methode auf die *recensio* gedruckter neulateinischer Texte generell anwendbar ist oder nicht. Ich war, offen gestanden, etwas überrascht zu sehen, daß ich sie mühelos für die „Poetik“ Scaligers fruchtbar machen konnte; dennoch könnte es durchaus sein, daß der Versuch einer durchgehenden Anwendung der stemmatischen Methode auch auf andere Texte nur enttäuschende oder sogar überhaupt keine Resultate zeitigen würde. Andererseits sollte man sich allerdings auch darüber im klaren sein, daß man in dieser Frage garantiert *nie* zu einem Resultat gelangen kann, wenn man sich nicht die Mühe macht, genau hinzuschauen: Auch gedruckte Texte können Vorfahren und Nachkommen haben.

(c) Ein letztes Beispiel für das im Vergleich zur klassischen Philologie mit Händen zu greifende Methodendefizit der humanistischen ist das beinahe völlige Fehlen zuverlässiger Hilfsmittel, allen voran umfassender Wörterbücher. Allein

¹⁰ Paul Maas, Textkritik, zuerst in: Alfred Gercke und Eduard Norden (Hg.), Einleitung in die Altertumswissenschaft, 1. Band, 3. Aufl., Leipzig-Berlin 1927, § 1, S. [2,1]; Giorgio Pasquali, *Storia della tradizione e critica del testo*, Florenz 1934, S. 13.

¹¹ Den Hinweis auf Sidney verdanke ich Brian Vickers.

¹² Vorläufig letztes Wort der z.T. mit großer Schärfe geführten Debatte bei Hugh Lloyd-Jones und Nigel G. Wilson, *Sophocles: Second Thoughts* (=Hypomnemata, Bd. 100), Göttingen 1997. Dort alle weitere Literatur.

in Scaligers „Poetik“ habe ich über 250 Wörter gezählt, die entweder überhaupt nicht in den gängigen Lexika lemmatisiert waren oder denen ich in der Übersetzung eine vom jeweiligen Kontext gebotene, aber durch keine Parallelstelle verbürgte Bedeutung geben mußte.

Summa summarum kann man sagen, daß die humanistische Philologie auch auf dem Gebiete der Textkritik überall dort, wo sie zumindest in Ansätzen so etwas wie ein Methodenbewußtsein entwickelt hat, auf den Schultern der Altphilologie steht, ansonsten aber recht empirisch vorgeht und sich bislang kein Minimalkonsens über verbindliche Normen herausgebildet hat. Wenn man einmal voraussetzt – was ich persönlich tue, was man aber selbstverständlich nicht tun muß –, daß ein solcher Minimalkonsens bei der Anlage und Durchführung kritisch edierter humanistischer Texte im Hinblick auf das heutige Lesepublikum durchaus wünschenswert wäre, muß man allerdings von den luftigen Höhen reiner Methodenbetrachtung herabsteigen und sich in einer Druckeroffizin des 16. Jahrhunderts die Finger schmutzig machen.

3. Ich lade Sie daher ein, mir kurz in eine solche Offizin zu folgen – dies ist selbstverständlich das *Ubi?* meines Vortrags –, weil man dort aufschlußreiche Informationen über *quaestiones vexatae* wie Orthographie und Interpunktion frühneuzeitlicher Texte erhält. Die früheste detaillierte Beschreibung der verschiedenen Arbeitsgänge in einer Druckerei des 16. Jahrhunderts stammt aus der Feder des friesischen Rechtsgelehrten Viglius Swichemius (= Wigle van Aytta van Swichem, 1507-1577), der im Herbst und Winter 1533 mehrere Monate bei Froben bei Basel verbrachte, um dort die Drucklegung der von ihm entdeckten griechischen Paraphrase der justinianischen *Institutiones* von Theophilus Antecessor († ca 536) zu überwachen. Ich übersetze Auszüge aus diesem ersten, auf den 1. Juli 1534 datierten, Augenzeugenbericht:

„Wenn der *compositor* (also der Setzer) seine Arbeit getan hat, ist die Reihe an dem, den wir den *corrector* genannt haben. Diese Aufgabe übernimmt in der Regel ein Gelehrter, der den Stehsatz mit Verstand durchliest und dabei überprüft, ob alle Typen und Lettern richtig miteinander verbunden und alle Silben und Wörter richtig voneinander getrennt sind. Gelegentlich übernehmen allerdings auch die Setzer selbst diese Aufgabe, wenn sie nur halbwegs literarisch gebildet sind [...]. Obwohl die meisten Setzer nichts anderes als pekuniären Gewinn im Auge haben, benötigen sie dennoch einen gelehrten Korrektor mit gutem Geschmack, denn ihre Typen mögen noch so schön und überhaupt die restliche Ausstattung ihrer Bücher noch so gediegen sein – wenn die gründliche Sorgfalt der Korrektoren nicht augenscheinlich ist, nützt das alles nichts, da jeder

gelehrte Leser eher fehlerfreie als elegante Bücher benötigt. Dem Korrektor untersteht derjenige, den man den *lector* nennt. Es ist nämlich unabdingbar, daß der erste Druckabzug mit dem Original verglichen wird (*collatio primae formae impressae cum exemplari*), und es bedarf der Zusammenarbeit zweier Männer, um dies richtig zu machen. In gut funktionierenden Offizinen gibt es in der Regel drei Korrekturabzüge, die einzeln Wort für Wort durchgelesen werden, um auf diese Weise alle Fehler und Unzulänglichkeiten zu expurgieren.“¹³

Soweit das Zitat von Wigle van Aytta. Angesichts der beschriebenen Arbeitsteilung liegt es auf der Hand, daß die Genauigkeit eines gedruckten Textes direkt proportional zur Genauigkeit und zur sprachlichen Kompetenz des Lektors und – in noch weitaus größerem Ausmaß – des Korrektors ist. So lassen sich etwa zahlreiche Itazismusfehler in griechischen Textpartien der „Poetik“ Scaligers nur dadurch erklären, daß sowohl der Lektor wie der Korrektor griechische Wörter zwar laut lesen und aussprechen konnten, damit aber keinerlei Bedeutung zu verbinden vermochten, daß also letztendlich die Entscheidung des Korrektors, ob der Setzer ein Eta, ein Iota oder ein Ypsilon oder irgendwelche diphthongisch geschriebenen I-Laute aus dem Setzkasten zu nehmen habe, völliger Beliebigkeit anheimgegeben war. Je schlechter der Lektor, desto hilfloser der Korrektor; je schlechter der Korrektor, desto hilfloser der Text. Wir wissen, daß Erasmus, wohl aus Erfahrung klug, die Drucklegung mancher seiner Werke selbst überwachte, und in solchen Fällen wird ein moderner Herausgeber wohl daran tun, seine Kunst sehr behutsam und konservativ auszuüben. Ähnliche Vorsicht ist in Fällen geboten, wo bekannt ist, daß eine bestimmte Offizin Gelehrte überdurchschnittlichen Ranges als Korrektoren beschäftigte – in der Nähe von Heidelberg denkt man etwa an den für Jérôme Commelin arbeitenden Universitätsbibliothekar, Aristotelesherausgeber und Mitarbeiter an Stephanus’ „Thesaurus Graecae linguae“, Friedrich Sylburg (1536-1596), der von der neueren Gelehrtengeschichte zu Unrecht sehr vernachlässigt wird.

Andererseits gab es selbstverständlich auch Lektoren und Korrektoren, die sich ihrer Verantwortung nicht so recht bewußt waren, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß diese Gruppe bei weitem überwog. Christopher Plantins Toch-

¹³ Johan Gerritsen, *Printing at Froben's: An Eye-Witness Account*, *Studies in Bibliography* 44 (1991), S. 144-163; übersetzt nach dem Zitat des lateinischen Textes bei Anthony Grafton, *Correctores corruptores? Notes on the Social History of Editing*, in: Glenn W. Most (Hg.), *Editing Texts* (wie Anm. 1), S. 54-76, hier S. 62, Anm. 24.

ter Margareta etwa übernahm im zarten Alter von 13 Jahren die Rolle der Lektorin für die syrischen Abschnitte der berühmten Antwerpener Polyglott Bibel – wie ein zeitgenössischer Gelehrter berichtet, war sie imstande „hebräisch, griechisch und lateinisch mit großer Geschwindigkeit zu lesen, ohne auch nur ein Wort davon zu verstehen“.¹⁴ Um manche Korrektoren war es nicht viel besser bestellt. Henri Estienne (II) etwa schreibt in seiner „*Artis typographicae querimonia*“: „Ich habe einen Korrektor gekannt, der sich seiner Aufgabe mit so ausgesuchter Grausamkeit entledigte, daß er allen Stellen, in denen er das Wort *procos* (Freier) fand, eine offene Wunde zufügte, indem er es durch *porcos* (Schweine) ersetzte.“¹⁵

Obwohl nicht alle von Korrektoren eingefügten Verschlimmbesserungen so offensichtlich sind wie die von Estienne gegeißelte, muß doch ein moderner Herausgeber, der um jeden Preis nicht nur am Wortbestand, sondern auch am Schriftbild eines frühneuzeitlichen gedruckten Textes festhalten möchte, weil uns dieses vermeintlich Aufschluß über das damalige, *a priori* als richtig vorausgesetzte, Textverständnis geben könne, sich fragen lassen, ob er damit letztlich dem Autor oder dem Korrektor oder dem *lector* dient. Montaigne etwa schrieb in der 2. Auflage der *Essais* von 1588: „Je ne me mesle ny d'ortographe, et ordonne seulement qu'ils [= les imprimeurs] suivent l'ancienne, ny de la punctuation: je suis peu expert en l'un et en l'autre.“¹⁶

Seine Haltung war kein Einzelfall, und angesichts der beinahe unbegrenzten Möglichkeiten, die ein Korrektor hatte, einen ihm vorliegenden Text *in utramque partem* zu modifizieren, halte ich es für angebracht, die typographische und orthographische Darbietung von Renaissancetexten zu normieren und heutigen Lesegewohnheiten anzupassen. Die gelegentlich erhobene Forderung, genau das Gegenteil zu tun, will mir nicht nur nicht einleuchten, weil sie den Zugang zu ohnehin oft recht hermetischen Texten zusätzlich erschwert, sondern ich halte sie

¹⁴ Leon Voet, *The Golden Compasses. A History and Evaluation of the Printing and Publishing Activities of the Officina Plantiniana at Antwerp*, 2 Bde., Amsterdam [etc.], 1969–1972, hier Bd. 2, S. 144 (zitiert nach A. Grafton, *Correctores corruptores?* [wie Anm. 13], S. 68).

¹⁵ H. Estienne, *Artis typographicae querimonia de illiteratis quibusdam typographis, propter quos in contemptum venit*, Genf 1569 (zitiert nach A. Grafton, *Correctores corruptores?* [wie Anm. 13], S. 70).

¹⁶ Michel Eyquem de Montaigne, *De la vanité, Les Essais* (= Quadriga, vols. 94–96; hg. von Pierre Villey), Paris 1988, Bd. 3, S. 965. Für den Hinweis auf diese Stelle danke ich Pierre Petitmengin.

auch für illegitim, weil dadurch einer Form, einem Zustand oder einem Erscheinungsbild eines Textes gehuldigt wird, die in aller Regel *nicht* vom Autor intendiert waren. Selbst wenn im allgemeinen Einigkeit darüber herrscht, daß der vom Autor gewollte Text im eigentlichen Sinn nicht wiederhergestellt werden kann, sollte diese negative Einsicht doch nicht zum Vorwand genommen werden, etwas garantiert Falsches als einzig Wahres zu sehen.

4. Wenn das äußere Erscheinungsbild eines Renaissancetextes somit zumindest zum Teil von Faktoren abhängt, auf die der Autor in der Regel keinen Einfluß hatte, wird doch der Inhalt dieser Texte ganz entscheidend von den Hilfsmitteln oder, modern gesprochen: den Informationsquellen, die im 16. Jahrhundert zur Verfügung standen, mitgeprägt. Obwohl es selbstverständlich unmöglich ist, über diese *auxilia* allgemeine Aussagen zu machen, da ihre Benutzung von Autor zu Autor und von Text zu Text verschieden ist, möchte ich dennoch drei Beobachtungen festhalten, die sich im Alltag der herausgeberischen Praxis auf dem für jede editorische Entscheidung und für jeden Kommentar wichtigen Gebiet der Quellenforschung bewährt haben – ich komme damit also zur Frage *Quibus auxiliis?*

(i) Gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren beinahe alle antiken Autoren, sowohl die griechischen wie die lateinischen, gedruckt, und wer sie nicht aus dem Kopf zu zitieren vermochte, hatte eher ein gedrucktes Buch als ein Manuskript auf dem Schreibpult vor sich liegen. Für einen modernen Herausgeber ist es daher erstrebenswert, nach Maßgabe des Möglichen diejenigen Ausgaben zu Rate zu ziehen, die von dem von ihm edierten Autor selbst benutzt worden sind oder benutzt werden konnten, und zwar aus einem doppelten Grunde:

-Zum einen enthalten diese Ausgaben häufig Lesarten, die die Textkritik späterer Jahrhunderte als falsch erkannt und durch andere ersetzt hat, ohne daß die Apparate moderner Ausgaben hierüber noch ausreichend Auskunft gäben. Ein zeitgenössischer Herausgeber humanistischer Texte läuft immer Gefahr zu ‚verschlimmbessern‘, wenn er in seinen Text Lesarten der letzten Teubner- oder Oxfordausgabe hineinkorrigiert, die man vor vierhundert Jahren schlechterdings nicht kennen konnte. (Dies mag evident erscheinen, aber wie die Erfahrung zeigt, wird permanent gegen diesen Grundsatz verstoßen.)

-Der andere Grund, warum ein Herausgeber die antiken Autoren in den Ausgaben des 16. Jahrhunderts lesen sollte, betrifft die Darbietung. Vergil wird kaum je ohne Servius gedruckt; Terenz nie ohne Donat und Euanthius; Pindar und Ari-

stophanes sind immer von den anonymen antiken Scholien begleitet, die heute, völlig losgelöst von den Texten, auf die sie sich beziehen, gewichtige Bände in den Seminarbibliotheken füllen und nur selten von hochspezialisierten Philologen zu Rate gezogen, meist aber ihrem Dornröschenschlaf überlassen werden. Obwohl so etwas schwer zu beweisen ist, gibt es doch genügend Indizien dafür, daß das Verständnis der antiken Literatur im 16. Jh. durch das sie umgebende oder begleitende exegetische und Scholienmaterial (mit-)bedingt wurde, so daß ein moderner Herausgeber sich im Grunde genommen den Luxus nicht erlauben kann, diese häufig spröden Darlegungen gänzlich zu ignorieren.

(ii) Eine zweite Beobachtung betrifft die Relevanz zeitgenössischer Wörterbücher. Ich habe weiter oben beklagt, daß es kein modernes Wörterbuch des Renaissancelebens gibt, was aber nicht heißt, daß es in der Renaissance selbst keine Wörterbücher gegeben hätte. Da viele dieser Lexika neben Worterklärungen, wie sie uns auch heute noch geläufig sind, häufig gelehrte Exkurse über verschiedenste Realien bieten, ist es für einen modernen Herausgeber wichtig zu wissen, welche Wörterbücher ein humanistischer Autor benutzt haben könnte. Manche waren ubiquitär, wie etwa das hochberühmte „Dictionarium“ von Ambrogio Calepino, das zum ersten Mal 1502 in Reggio nell’Emilia erschien und bis 1779 über 200 Mal in verschiedener Form neu aufgelegt wurde.¹⁷ Viel benutzt wurden auch Perottis „Cornucopia“ von 1489 und Robert Estiennes (I) „Thesaurus linguae Latinae“, der zuerst 1531/1532 erschien. Doch sollten diese vergleichsweise bekannten Namen nicht darüber hinwegtäuschen, daß es daneben Dutzende von anderen, z.T. sehr speziellen Lexika gab, die von allen Autoren weidlich ausgeschlachtet wurden. Giorgio Tonelli hat 1971 eine hilfreiche „Short-title list of subject dictionaries of the sixteenth, seventeenth and eighteenth centuries“ veröffentlicht, die dies anschaulich belegt¹⁸: Neben den drei genannten Lexika, denen man diejenigen von Dolet und Nizzoli noch zur Seite stellen könnte, gab es allein im 16. Jh. mindestens 5 chemische bzw. alchemistische, 6 theologische, 7 philosophische, 8 juristische und 13 medizinische Wörterbücher in lateinischer Sprache, von den zahlreichen fächerübergreifenden Blütenlesen wie etwa Domenico Nani Mirabellis „Polyanthea“ ganz zu schweigen. Es ist immer wieder sinnvoll, diese Werke zu Rate zu ziehen, und zwar insbesondere auf dem häufig schlüpfri-

¹⁷ Vgl. hierzu Albert Labarre, *Bibliographie du Dictionarium d’Ambrogio Calepino (1502-1779)* (= *Bibliotheca bibliographica Aureliana*, Bd. 26), Baden-Baden 1975.

¹⁸ Giorgio Tonelli, *A Short-List of Subject Dictionaries of the Sixteenth and Seventeenth Centuries as Aids to the History of Ideas* (= *Warburg Institute Surveys*, vol. 4), London 1971, S. 39.

gen Boden der Fachterminologie, wo zwischen dem damals Geläufigen und dem heute noch Bekannten oft ein erhebliches Gefälle besteht.

(iii) Die dritte und letzte Bemerkung, die ich zu den *auxilia* oder *subsidia* machen möchte, betrifft eine im 16. Jahrhundert relativ verbreitete literarische Gattung, die offenbar im Zeitalter der Aufklärung ausgestorben ist und nicht wiederbelebt wurde: die Miszellaneen, d.h. Sammlungen gelehrter Abhandlungen über Gott und die Welt, in denen die Verfasser meist ohne erkennbare Ordnung ihre Lesefrüchte zusammentrugen und dem geneigten Leser zum geflissentlichen Studium anempfehlen. Als Beispiele könnte man etwa Polidoro Virgilios „De inventoribus rerum“, Alessandro Alessandris „Geniales dies“ oder Lodovico Ricchieris „Lectiones antiquae“ nennen, aber die Zahl der *Annotationes*, *Animadversiones*, *Commentarii*, *Disputationes*, *Elucubrationes*, *Fasti*, *Horae subsicivae*, *Indagationes*, *Semestri*, *Theatra* u.s.w. ist Legion. Man stellt immer wieder fest, daß Autoren, bes. Fachschriftsteller, die auf den ersten Blick ungemein gelehrt wirken und mit der gesamten antiken Literatur vertraut zu sein scheinen, z.T. auf solche Kompendien zurückgreifen, mithin aus zweiter Hand zitieren und es daher durchaus unangebracht wäre, augenfällige Mißverständnisse zu korrigieren, wenn diese bereits in der benutzten Sekundärquelle auftauchen. Etwas allgemeiner und moderner gesprochen: Intertextualität im 16. Jahrhundert ist ein weitaus komplexeres Phänomen als gemeinhin angenommen wird; die Analyse der zahlreichen Brechungen der antiken Texte bis in die Renaissance ein Geschäft, bei dem man mit chirurgischer Präzision vorgehen muß, um die einzelnen Gewebeschichten sauberlich voneinander zu trennen. Obwohl dies selbstverständlich auch für andere Epochen gilt, muß man doch besonders für die Zeit des Renaissancehumanismus ausdrücklich darauf hinweisen, um dem weit verbreiteten Vorurteil eines permanenten *direkten* Rückgriffs auf die antike Literatur entgegenzuwirken: die Gattung *Reader's Digest* gab es auch damals schon.

5. Ich habe bislang so getan, als sei die Herausgabe lateinischer Renaissancetexte die normalste Sache der Welt, doch irgendwann stellt sich auch hier die Gretchenfrage, warum man so etwas tut – ich meine das *Cur?* Die Antwort hierauf kann nur eine spekulative sein; wenn man einmal von so offensichtlichen und durchaus legitimen Beweggründen wie Karriereförderung und Existenzsicherung absieht, hängt sie m.E. in erster Linie vom Publikum ab, an das man sich richtet oder das man sich im Idealfall wünscht. Das *Cur?* läuft auf ein *Cui?* hinaus, das seinerseits einen gewissen Bedarf an kritisch edierten Renaissancetexten voraus-

setzt.¹⁹ Man mag einwenden, daß dies eine *petitio principii* ist, aber ohne Arbeitshypothesen und Hilfskonstruktionen kommen auch Textkritiker nicht aus.

Das Zielpublikum wird, wie mir scheint – und fast möchte man hinzufügen: leider –, in der Hauptsache durch die eingangs skizzierte akademische Ortlosigkeit der Humanismusstudien bestimmt. Da man einerseits zu Recht oder zu Unrecht voraussetzen muß, daß ein Altphilologe die Renaissancetexte zumindest sprachlich bewältigen kann; da man andererseits nicht guten Gewissens von einem blühendem fachinternen Dialog sprechen kann, scheint mir die Schlußfolgerung unausweichlich, daß die Humanismusphilologie z.Z. eine Art höherer Hilfswissenschaft ist, eine *ancilla* der neueren Philologien, der Geschichte, der Theologie und der Philosophie. Der Herausgeber humanistischer Texte wendet sich in der Regel an einen Leser, der dem Original sprachlich nicht mehr gewachsen ist, allenfalls noch eine Übersetzung mit dem Ausgangstext zu vergleichen vermag, auf jeden Fall aber dankbar ist für jedes Hindernis, das der Herausgeber ihm aus dem Weg zu räumen vermag.

Man mag diesen Sachverhalt bedauern; ich selbst sehe darin allerdings eher eine Chance für die Humanismusphilologie. Die Tatsache, daß die Herausgeber zahlreicher renommierter Reihen, die traditionell wenig oder gar nichts mit Renaissance-Latein zu tun haben – man könnte im deutschen Bereich etwa den Deutschen Klassiker Verlag, Reclams Universal- und Meiners Philosophische Bibliothek nennen –, die Tatsache also, daß diese Verlage immer häufiger solche Texte in ihr Programm aufnehmen, zeigt deutlich, daß ein Bedürfnis nach sorgfältig herausgegebenen Renaissancetexten durchaus existiert. Es besteht ein gewisser Grund zur Hoffnung, daß die Existenz von Bänden wie der „Humanistischen Lyrik des 16. Jahrhunderts“ oder des „Lateinischen Dramas des 16. und 17. Jahrhunderts“ in der „Bibliothek der frühen Neuzeit“ neben Opitz, Gryphius und Grimmelshausen Signalwirkung hat und zu weiterer Beschäftigung mit diesen Kontinenten beinahe vergessener Literatur einlädt und herausfordert.

Bekanntlich steigt aber auch das Angebot mit der Nachfrage, und die Nachfrage nach kritisch edierter neulateinischer Literatur scheint im Moment sogar so stark zu sein, daß in Holland vor kurzem eine eigene Reihe mit dem Titel „Bibliotheca Latinitatis Novae“ gegründet worden ist, deren Ziel es ist, „to establish a Neo-Latin equivalent to the many standard series of Classical texts currently availa-

¹⁹ Auch hier gilt immer die von M.L. West gestellte Grundsatzfrage: Is your edition really necessary? (Textual Criticism [wie Anm. 9], S. 61).

ble. The aim is to serve Latinists as well as modern linguists, Renaissance and early modern historians, historians of art, science and law and students of the classical tradition.“ Es folgt eine nicht unwichtige Präzisierung: „The volumes will be made available at a price affordable to students.“²⁰ Die ersten Bände dieser Reihe sind bereits erschienen, und es besteht Anlaß zur Hoffnung, daß sie ihren Platz neben den großen Sammlungen klassischer Texte behaupten wird.

Zusätzlich zur „Bibliotheca Latinitatis Novae“ sind zwei von ihr und voneinander unabhängige Reihen geplant, die von James Hankins in Harvard und Keith Sidwell in Cork betreut werden sollen, doch ist es noch zu früh, hierüber Genaueres zu sagen. Nicht zu früh dagegen ist es, auf das Erscheinen der ersten Nummer des von Marc Laureys und Karl-August Neuhausen in Bonn herausgegebenen und von Olms verlegten „Neulateinischen Jahrbuchs“ hinzuweisen.²¹ Damit wird die frühneuzeitliche Literatur lateinischer Zunge neben den „Humanistica Lovaniensia“ über ein zweites regelmäßig erscheinendes kritisches wissenschaftliches Organ respektablen Umfangs verfügen, was der Sache auf längere Sicht bestimmt nicht abträglich sein wird. Obwohl trotz aller genannter Initiativen die wünschenswerte Institutionalisierung des Faches noch immer nicht gewährleistet ist, rückt man ihr durch die rege Tätigkeit besonders auf editorischem Gebiete doch einen entscheidenden Schritt näher. Ich versage mir in der Regel jeglichen Optimismus, selbst wenn es sich um schnöden Zweckoptimismus handelt, gleichwohl scheint mir, daß die Zeichen für eine akademische Zukunft der Humanismusphilologie günstiger stehen als noch vor 15 oder 20 Jahren.

6. Damit die Gunst der Stunde genutzt werden kann, sollten die kritischen Ausgaben neulateinischer Texte allerdings eine Reihe von Bedingungen erfüllen, von denen die wohl wichtigste bereits genannt worden ist – „a price affordable to students“. Ich möchte allerdings noch drei weitere Richtlinien und Empfehlungen für das *Quomodo?*, also für die Einrichtung und Darbietung humanistischer Texte hinzufügen.

(i) Ich habe bereits dargelegt, aus welchen Gründen ich es ablehne, auf der Beibehaltung einer vermeintlich originalen Interpunktion und Orthographie zu beharren. Gegen die radikale Modernisierung, für die ich auf diesem Gebiete eintre-

²⁰ Zitate aus dem Verlagsprospekt (Van Gorcum & Comp., Assen).

²¹ Neulateinisches Jahrbuch – Journal of Neo-Latin Language and Literature 1 (1999).

Parallel zum NJb ist auch eine neue Reihe mit dem Titel *Noctes Neolatinae* – Neo-Latin Texts and Studies geplant, doch ist auch in dieser Reihe noch kein Band erschienen.

te, ist der Vorwurf erhoben worden, daß sie „einen ahistorischen Text [hervorbringt], der ein Latein zeigt, das es nie gegeben hat ... nämlich die Latein-Norm des 19. Jahrhunderts, die ihrerseits wieder historisch bedingt ist.“²² Diesen Einwand halte ich nicht für zwingend. Zum einen dürfte es wohl nicht allzu viele Konventionen geben, die nicht in irgendeiner Weise historisch bedingt sind; zum anderen besteht kein Anlaß, allgemein anerkannte Konventionen prinzipiell abzulehnen, solange man sich selbst und seinem Leser Rechenschaft über sein Tun ablegen kann. Das Kriterium der leichten Lesbarkeit sollte daher das oberste Gebot jeder kritischen Ausgabe sein.

(ii) Alle kritischen Ausgaben neulateinischer Texte sollten zweisprachig sein, und der Übersetzer sollte möglichst unzweideutig klar machen, wie er den Text versteht – oder wo er ihn nicht versteht. In diesem Zusammenhang scheint es mir unumgänglich, den wissenschaftlichen Eigenwert gelungener Übersetzungen höher einzustufen, als dies gemeinhin geschieht. Es kann nicht angehen, daß ein Wissenschaftler, der um das genaue Verständnis jedes einzelnen Wortes ringt, als einfallsloser Fachidiot eingestuft wird, während man jemanden, der sich ohne jegliche Textkenntnis unverfroren über die elementarsten Sinn- und Aussagegehalte hinwegsetzt und dieses Verfahren kurzerhand zum ‚Dekonstruktivismus‘ erhebt, als Helden feiert. Konkret könnte man sich etwa vorstellen, daß die „Stiftung Humanismus heute“, die DFG oder sonst irgendeine menschenfreundliche und der Wissenschaft wohlgesonnene Organisation alljährlich einen Preis für die gelungenste Übersetzung eines neulateinischen Textes auslobt – dies würde die Qualität fördern, die Konkurrenz beleben und dem Übersetzer sogar vielleicht das Prestige verleihen, das ihm angesichts seiner einsamen, undankbaren und schwierigen Tätigkeit zumindest als kleines Zuckerbrot zustehen müßte.

(iii) Neben der Übersetzung sollten alle Ausgaben neulateinischer Texte einen Kommentar enthalten. Umfang, Inhalt und Schwerpunkte eines Kommentars werden je nach Textgattung und Zielpublikum verschieden sein, unerlässlich aber ist diese exegetische Beigabe allemal. ‚Jupiter‘ muß man vielleicht – noch – nicht erläutern, aber ob jeder Leser heutzutage sofort und mühelos noch etwas mit Philemon und Baucis zu verbinden weiß, wage ich zu bezweifeln.

Wenn die drei genannten Bedingungen regelmäßig erfüllt werden, und es zudem

²² Helga Köhler, Auf dem Weg zum modernen Lesetext?, in: Glenn W. Most (Hg.), *Editing Texts* (wie Anm. 1), S. 164-189, hier S. 188.

ein paar schöne Reihen wie die von Loeb oder Budé gibt, könnte ich mir durchaus vorstellen, daß die neulateinische Literatur innerhalb eines Vierteljahrhunderts eben den Platz und das Prestige erlangen könnte, die die genannten Reihen bereits seit langem genießen.

7. Es bleibt mir noch eine letzte Frage zu beantworten, die des *Quando*? Hierauf habe ich keine ausführliche Auskunft vorgesehen, sondern möchte mich stattdessen auf ein englisches Sprichwort berufen, das da sagt: „There is no time like the present.“ Am Ende dieses nach rhetorischen Gliederungsprinzipien aufgebauten Vortrags möchte ich Sie daher bitten, die Frage nach dem „Wann?“ ebenfalls als rhetorische zu verstehen: die Antwort darauf kennen Sie alle selbst.

Vom Buch zum Hypertext

Die elektronische Publikation alter Drucke

Wolfgang Schibel

Einleitung

Bei dem Symposium „Vom Text zum Buch“ konnte ich zwei unter meiner Mitwirkung entstandene elektronische Publikationen mit PC und Projektor vorführen: die digitalen Reprints des Online-Verlags der Universität Mannheim MATEO (=Mannheimer Texte Online)¹ und die Multimedia-CD-ROM „Die 21 schönsten aesopischen Fabeln“, die von MATEO und der Universitätsbibliothek Mannheim gemeinsam mit der Multimedia-Agentur Cyperfection (Ludwigshafen) produziert wurde². Ferner stellte ich dort das an der Universitätsbibliothek Mannheim angesiedelte DFG-Projekt CAMENA (=Corpus Automatum Manhemmiense Electorum Neolatinis Auctorum)³ in seiner Konzeption vor, nicht ohne die Auswirkungen zu skizzieren, die das entstehende elektronische Textarchiv der neulateinischen Dichtung Deutschlands auf Forschung und Lehre, aber auch auf Verlage und Bibliotheken haben könnte.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, werden neben den Reprints von MATEO auch Teile von CAMENA im World Wide Web zu besichtigen sein. Die Fabel-CD-ROM steht zwar nicht im Netz, ist jedoch in vielen Universitäts- und Landesbibliotheken verfügbar. Daher glaube ich, hier auf eine ausführliche Schilderung dieser Angebote verzichten zu können. Auch eine Übersicht über die zahlreichen laufenden Projekte der Digitalisierung alter Drucke oder eine Einführung in die gängigen technischen Verfahren werde ich nicht geben⁴. Statt dessen

¹ Adresse im World Wide Web: <http://www.uni-mannheim.de/mateo/epo.html>.

² Informationen im WWW: <http://www.uni-mannheim.de/mateo/fabel.html>.

³ Siehe: <http://www.bib.uni-mannheim.de/public/camena/homepage.shtml>.

⁴ Vgl. dazu folgende Webseiten: Deutsche Forschungsgemeinschaft, Förderprogramm „Retrospektive Digitalisierung von Bibliotheksbeständen“:

http://www.dfg.de/foerder/formulare/1_521.htm; Göttinger Digitalisierungszentrum:

<http://www.sub.uni-goettingen.de/gdz/index.var>; Münchener Digitalisierungszentrum:

<http://www.bsb.baw-muenchen.de/mdz/>; Forum Computerphilologie der Universität

München: <http://www.computerphilologie.uni-muenchen.de/>; ferner das ergiebige Sam-

melwerk: Computergestützte Text-Edition, hg. v. Roland Kamzelak, Tübingen 1999

(=Beihefte zu Editio; 12).

versuche ich, die neuen Möglichkeiten, die sich der Vermittlung gedruckter Quellen der Frühen Neuzeit mit den verschiedenen Typen der elektronischen Publikation bieten, in ihren Grundstrukturen nachzuzeichnen und ihre Bedeutung einzuschätzen⁵.

Der elektronische Reprint

Betrachten wir zunächst die grundlegende, den geringsten Aufwand erfordernde Form der digitalen Konversion alter Drucke, nämlich das Scannen, durch das eine Bilddatei erzeugt wird. Die auf der elektronischen Kodierung winziger Bildpunkte (Pixel) beruhende Abbildung von einer oder zwei Buchseiten auf dem Monitor ist zwar mit dem bedruckten Papier in materieller Hinsicht nicht verwandt, kann jedoch bei einer Farbdigitalisierung hoher Auflösung die optischen Merkmale der Vorlage weit genauer abbilden als der konventionelle Reprint. Die Programmfunktion „Bildbearbeitung“ erlaubt es, die Abbildung so stark zu vergrößern, daß sogar die Struktur des Hadernpapiers mit seinen Fäden und Netzlinien deutlich sichtbar wird. Sie erlaubt es freilich auch, durch Änderung der Farb- und Kontrasteinstellungen die ursprünglichen visuellen Daten zu manipulieren. Doch sollte das digital erzeugte Abbild nicht generell als die im Vergleich zum konventionellen Nachdruck weiter vom Original entfernte Wiedergabe eingeschätzt werden. Ist der konventionelle Nachdruck auf Papier auch ein gebundenes Buch wie seine Vorlage, so unterscheidet er sich von dieser doch durch die Beschaffenheit von Papier und Einband, durch die Farbwerte und die Hell-Dunkel-Abstufung – es sei denn, es handle sich um ein Faksimile. Die Nähe zum Original bemißt sich weniger nach dem materiellen Substrat als nach dem Eindruck, der im Betrachter erzeugt wird.

Den Kritikern der elektronischen Publikation, die Wissenschaft, Religion und andere hohe Werte an die Materialität des mit Druckerschwärze auf Papier gedruckten Textes gebunden sehen⁶, sind mehrere Tatsachen entgegenzuhalten:

1. Höchst bedeutende religiöse Botschaften (Buddha, Jesus), philosophische Lehren (Pythagoras, Sokrates) und wissenschaftliche Entdeckungen wurden zunächst mündlich vermittelt. 2. Die Qualität der Rezeption schriftlich niedgelegter Gedanken wird nicht von der Schrift als solcher bestimmt, die nur „tote

⁵ Das ist meines Wissens im Blick auf verschiedene mediale Formen und auf fachwissenschaftliche und bibliothekarische Aspekte zugleich bisher noch nicht versucht worden.

⁶ Vgl. z.B.: Am Ende – das Buch: Semiotische und soziale Aspekte des Internet, hg. v. Uwe Jochum u. Gerhard Wagner, Konstanz 1998.

Geistesspur“ ist⁷, sondern von der Energie schöpferischer Aneignung. 3. Die Schrift selbst hat grundlegende Wandlungen ihrer Materialität – Ton, Stein, Metall, Papyrus, Pergament, Wachstafel, Papier, Baumrinde, Schiefertafel und andere Schreibmaterialien, Meißel, Stichel, Pinsel, Feder, Griffel, Kreide und andere Schreibwerkzeuge – offenbar unbeschadet überstanden. Warum sollte es sich mit der elektronischen Kodierung von Schriftzeichen und Bildpunkten anders verhalten? 4. Elektronische Texte und Bilder sind oft nicht Endprodukte, sondern nur Zwischenstufen im Informationsprozeß. Die Dateien können ausgedruckt werden. Dabei kann der Nutzer (oder Verleger) Typographie, Layout, Farbe und Papierqualität des Ausdrucks weitgehend selbst bestimmen und so dem Dokument die seinen Wünschen entsprechende physische Gestalt geben.

Die heute heranwachsende Generation von Lesern ist an den Umgang mit dem Computer so sehr gewöhnt, daß sie die Wiedergabe alter Drucke auf dem Bildschirm nicht als paradox empfindet. Freilich hat der digitale Reprint zunächst den Mangel, daß die einzelnen Bilddateien, die jeweils eine oder zwei Seiten abbilden, isolierte Elemente sind, die erst noch zu einem (dem Buch entsprechenden) Kontinuum zusammengebunden werden müssen. Deshalb werden die Bilddateien an ein Seitenverzeichnis angekoppelt, das zweckmäßiger Weise die Paginierung bzw. Foliiierung der Vorlage reproduziert. Dann kann man, im Seitenverzeichnis hin und her springend, wie beim Blättern in einem Buch die Seiten in beliebiger Reihenfolge aufrufen. Wie schnell man sich auf diese Weise einen Überblick über das Buch verschaffen kann, hängt von der Geschwindigkeit ab, mit der die Daten übertragen und die Bilder aufgebaut werden. Da die Kapazität der Leitungen, Modems und Arbeitsspeicher ständig zunimmt, sind hier auf längere Sicht keine störenden Engpässe zu befürchten. Die technische Entwicklung wird es auch erlauben, die Qualität der Abbildung zu erhöhen, indem beim Scannen eine höhere Auflösung und bei der Übertragung eine geringere Kompression gewählt werden.

Enthalten die Vorlagen Inhaltsverzeichnisse oder Register, gewinnt der Leser auch dadurch einen Überblick und den Zugang zu speziellen Informationen. Es empfiehlt sich, diese Erschließungstexte maschinenlesbar zu erfassen und jeden Eintrag mit den betreffenden Bilddateien zu verknüpfen. So werden ein schnelles Überfliegen dieser Verzeichnisse, die automatisierte Suche nach Stichwörtern und der direkte Aufruf der interessierenden Seiten ermöglicht. Erschließungstext und Seitenabbild können ausgedruckt oder auch als Dateien weiterverarbeitet

⁷ Hans Georg Gadamer: Wahrheit und Methode, Tübingen 1960 u.ö.; hier Teil I, Kap. II.2.c).

werden. Damit erübrigt sich der Gang zum Kopierer oder zum Readerprinter, den so viele Bibliotheksbenutzer heute noch antreten müssen.

Solche Inhaltsangaben werden von Suchmaschinen des World Wide Web ausgewertet. So ergeben sich für Erschließung und Lieferung der Dokumente völlig neue Bedingungen, die einer Revolution der Literaturinformation und -versorgung gleichkommen. Mußte man sich bisher damit begnügen, daß die Bibliothekskataloge das Buch als Ganzes nachweisen und erschließen, so dringt mit dem im Netz recherchierbaren Inhaltsverzeichnis der Blick des Benutzers erstmals ins Innere des Buches. So kann er einen Beitrag zu einer Aufsatzsammlung, ein Dokument in einem Quellenanhang, einen Text in einer Anthologie, ein Porträt und jede andere in dem Inhaltsverzeichnis aussagekräftig benannte Illustration auch dann entdecken, wenn er gar nicht weiß, in welchem Buch die von ihm gesuchte Information enthalten ist.

Der hier geschilderte Publikationstyp ist in der „Editio Theodoro-Palatina“ in MATEO verwirklicht. Die Ausgaben der „Editio“ sind überdies mit knappen Einleitungen und manchmal auch mit inhaltlichen Resümees versehen, die dem interessierten Laien oder auch dem eiligen Wissenschaftler die Orientierung erleichtern.

Ein solches Angebot bedeutet für den Leser, der über einen Zugang zum Internet verfügt, zweierlei: 1. Seine Chancen, ein relevantes Dokument zu ermitteln, sind dank des Zugriffs auf inhaltserschließende Begleittexte wesentlich gestiegen. Er muß nicht bereits wissen, welches Werk ihm die benötigten Informationen bietet; vielmehr erfährt er es mit Hilfe der Suchmaschine. 2. Das ermittelte Dokument ist sofort verfügbar, es sei denn, der Zugang wird von der Zahlung einer Gebühr oder der Zugehörigkeit zu einer Institution (z.B. Universität) abhängig gemacht. Dem interessierten Leser verschafft die Kontinuität von Suche und Lektüre nicht nur eine Zeitersparnis, sondern auch das Glück, der ihn bewegenden Frage ohne Unterbrechung nachgehen zu können.

Welche Bedeutung die geschilderte Art der digitalen Reproduktion alter Drucke gewinnen wird, hängt von mehreren Faktoren ab. Erlauben es die Kosten des Verfahrens, große Mengen von Druckschriften zu konvertieren? Mit einem Flachbettscanner, einer digitalen Kamera oder einem (1999 noch nicht verfügbaren) Buchscanner, die farbige Abbildungen hoher Auflösung liefern, kann eine angelernte technische Kraft ca. 15 Scans in der Stunde anfertigen. Dabei ist die zumeist nötige Vorbereitung und Nachbearbeitung der Aufnahme (z.B. Eliminieren der Ränder und Flecken, Optimierung des Hell-Dunkel-Kontrasts und der Farbeinstellung) eingeschlossen. Für die bibliographische Verzeichnung des Titels, die Abschrift oder Erstellung eines Inhaltsverzeichnisses, die Verknüpfung der Bilddateien mit den Erschließungselementen und die Einbindung des

Genzen ins WWW wird im Durchschnitt noch einmal ebenso viel Zeitaufwand einer wissenschaftlichen Hilfskraft benötigt. Je nach Größe des Buchs, Position des Satzspiegels und Lage der aufgeschlagenen Seiten können zwei gegenüberliegende Seiten auf einmal oder aber jeweils nur eine Seite erfaßt werden. Bei sehr großen Seiten, z.B. ausklappbaren Kupfertafeln, werden mehrere Teilaufnahmen benötigt, die dann zu einem Bild aneinander gesetzt werden. Wir gehen bei der folgenden Berechnung davon aus, daß pro Seite im Durchschnitt ein Scannvorgang durchzuführen ist. Wenn in einer Stunde, die mit 25 DM entlohnt wird, 7 ½ Seiten bearbeitet, d.h. eingescannt und erschlossen werden, sind die Arbeitskosten je Seite mit etwa 3,33 DM anzusetzen. Vergleichen wir diesen Aufwand mit den Kosten eines konventionellen Nachdrucks. Wir können hierbei annehmen, daß ein Buch von 300 Seiten Umfang zum Preis von 70 DM an ca. 100 Bibliotheken verkauft wird, die jeweils noch einmal 50 DM für die Bearbeitung des Neuzugangs aufwenden. Die Gesamtausgaben der Bibliotheken für den Nachdruck betragen dann 12.000 DM, das sind 40 DM pro Seite der reproduzierten Vorlage.

Stellen wir uns nun vor, daß die Digitalisierung deutscher Drucke vor 1800 10 Jahre lang mit jährlich 5 Mio. DM gefördert wird. Mit diesen allein für Personalkosten bestimmten Mitteln – die Scanner-Arbeitsplätze werden von größeren Bibliotheken ohnehin für andere Vorhaben benötigt und die Serverkapazitäten sind auf längere Sicht gewiß nicht teurer als der (eingesparte) Stellplatz für Nachdrucke im Büchermagazin – können 15 Mio. Seiten digital publiziert werden, was bei einem durchschnittlichen Umfang von 300 Seiten pro Buch einem Bestand von 50.000 Bänden entspricht. Das ist zwar nur ein Bruchteil der von Gutenberg bis 1800 in Deutschland erschienenen Drucke (dem Seitenumfang nach vielleicht ein Zehntel des Gesamtvolumens), kann aber, gut ausgewählt, doch den Kernbestand umfassen, der den allergrößten Teil der Nachfrage auf sich zieht. (Die Universitätsbibliothek Mannheim hat den dreißigsten Teil ihres Altbestandes in Form von Papierkopien reproduziert und kann mit diesen bereits ein Drittel der Benutzungswünsche im Bereich der alten Drucke befriedigen.) Damit wären die Bibliotheken in der Bereitstellung, Reproduktion und Reparatur alter Drucke so weit entlastet, daß von da an der Aufwand für weitere Digitalisierungsvorhaben aus den eingesparten Ressourcen bestritten werden könnte.

Wenn man heute zweifelt, ob die mit alten Texten arbeitenden Wissenschaftler das digitale Angebot akzeptieren oder es, wie vielfach die großen Mikrofiche-Editionen⁸, links liegen lassen werden, dann wird zumeist die Alternative „Buch

⁸ Z.B. Bibliotheca Palatina (Saur Verlag), Deutsche Zeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts (Olms Verlag), Bibliothek der Deutschen Literatur (Saur Verlag).

oder Bildschirm“ beschworen. Die digitale Publikation tritt aber auf diesem Feld nicht an, um das Buch zu verdrängen, sondern um die Lücke zu füllen, die durch Seltenheit und Schutzbedürftigkeit der Originale entsteht. Selbstverständlich wird auch künftig fast jeder Leser lieber in einem Buch lesen, das er in der Hand hält. Doch ist der Zugang zu den alten Drucken, von denen wir sprechen, heute in der Regel so schwierig, daß der sofortige Zugriff am vernetzten Arbeitsplatz den herkömmlichen Benutzungsbedingungen weit überlegen ist. Ein Verzicht auf die digitale Publikation bedeutet im Bereich der alten Drucke vielfach nichts anderes als den Verzicht auf die Kenntnis und Nutzung der Werke selbst.

Weil alte Drucke oft schwer zu ermitteln und zu beschaffen sind, haben viele Wissenschaftler es sich angewöhnt, diese Arbeit ihren Hilfskräften zu überlassen. Damit berauben sie sich freilich der Gelegenheit, die Ressourcen der Bibliotheken voll auszuschöpfen und ihre Interessen und Wünsche dem Bibliothekspersonal nahe zu bringen. Die elektronische Publikation kann Wissenschaft und Bibliothek wieder näher zusammenführen. Die digitalen Angebote lassen sich leicht interessensspezifisch vermitteln und intensiv erschließen, ihre Nutzung wird statisch erfaßt, ihre Struktur kann von den Adressaten kommentiert und – indirekt oder direkt – verbessert werden. Es ist für beide Seiten ein Gewinn, wenn die Kluft, die sich in den letzten Jahrzehnten zwischen den Verwaltern des gedruckten Erbes und seinen potentiellen Nutzern aufgetan hat, mit Hilfe der elektronischen Publikation und Kommunikation ein Stück weit geschlossen wird. Ein „digitaler Büchersaal“ mit dem Kernbestand der gedruckten Überlieferung Deutschlands bis 1800 würde alle mit der Frühen Neuzeit befaßten Disziplinen auf eine verbreiterte Basis allgemein zugänglicher Primärdokumente stellen.

Zwar haben die Verlage in den vergangenen vier Jahrzehnten Tausende von Nachdrucken und Neuauflagen frühneuzeitlicher Texte herausgebracht, so daß man den Fundus allgemein zugänglicher Quellen zunächst für ausreichend halten möchte, doch sollte man folgende Tatsachen nicht übersehen: 1. Neuauflagen sind nicht die Dokumente selbst. Sie verlangen geradezu nach der Ergänzung durch die Dokumente, auf denen sie basieren. Damit wird nicht nur historisches Kolorit vermittelt, sondern auch die Arbeit des Herausgebers erst nachvollziehbar und überprüfbar gemacht. 2. Verlage haben selten eine breite, repräsentative Auswahl einer Literaturgruppe im Nachdruck herausgebracht⁹. Zumeist folgten sie Anregungen interessierter Forscher, die sich als Herausgeber eines Werks oder einer kleinen Werkgruppe zur Verfügung stellten. In unserer „Editio Theodoro-Palatina“ sind mehrere Werke erstmals reproduziert, die bei planmäßigem

⁹ Eine der wenigen Ausnahmen stellt die Reihe Emblematisches Cabinet des Olms-Verlags dar.

Vorgehen schon längst hätten im Nachdruck erscheinen müssen¹⁰. 3. Die Erwerbung von Nachdrucken ist von vielen Bibliotheken vernachlässigt worden, so daß manche von ihnen kaum weniger selten sind als die Originale. 4. Die bloße Existenz eines Nachdrucks garantiert noch nicht, daß sein Inhalt auch bekannt wird und die potentiellen Interessenten erreicht.

Die Fernleihe der in Bibliotheken aufbewahrten Originaldrucke aber gleicht oft einem Hindernislauf, wenn sie nicht überhaupt ergebnislos endet. Die Enttäuschung der hingehaltenen oder kurz abgefertigten Benutzer ist notorisch. Aber auch die Bibliotheken sind in einer mißlichen Lage, wenn sie gewisse Risiken gegen einen ungewissen Nutzen abwägen sollen. Denn nicht wenige Bestellungen alter Drucke werden nur aus bibliographischer Unkenntnis aufgegeben, andere zielen nur auf punktuelle Information, die durch eine Auskunft oder die Kopie weniger Seiten zu erlangen wäre, und viele der mühsam herbeigeschafften Originale werden von den Bestellern am Ende nicht einmal mehr eingesehen. Die an sich schon diffizile Arbeit mit den Quellen wird durch die bibliothekarischen Bedingungen ihrer Benutzung erst recht beschwerlich. Daher wird sie vielfach gescheut und vernachlässigt. Nur hartnäckige Forscher überwinden alle Hindernisse und setzen sich der Fülle des Überlieferten aus. Der „digitale Büchersaal“ würde die Quellen leicht erreichbar und ihre Kenntnis zur Pflicht machen. Manche Wissenschaftler dürften ein solches Angebot als einen positivistischen Schock empfinden. Andererseits dürfte der Vorsprung, den heute die wenigen Kenner rarer Drucke vor anderen haben, schwinden. Beide Effekte sind im Interesse der wissenschaftlichen Kommunikation gewiß erwünscht.

Nachdem wir die positiven Wirkungen, die von einem großen, gut erschlossenen Angebot digitaler Reproduktionen alter Drucke ausgehen können, ausgemalt haben, müssen wir zunächst fragen: Wird ein solches Angebot überhaupt in absehbarer Zeit zustande kommen? Das 1997 angelaufene Förderprogramm der DFG „Retrodigitalisierung von Bibliotheksbeständen“ hat sich vorerst andere Ziele gesetzt: Ein „elektronischer Lesesaal“ soll dem Wissenschaftler grundlegende Nachschlagewerke¹¹ auch am vernetzten häuslichen Arbeitsplatz zur Verfügung stellen. Dadurch wird zwar der Gang in einen gut ausgestatteten Lesesaal eingespart, doch die Quellenbasis der Forschung wird damit nicht verbreitert.

¹⁰ Z.B. die Bambergische Halsgerichtsordnung von 1507 und die überaus reichhaltigen Porträtsammlungen „Atrium heroicum“, Augsburg 1600-1602, und „Bibliotheca chalcographica“, Frankfurt/M.-Heidelberg 1652-1669.

¹¹ Z.B. Wörterbücher zum Mittelhochdeutschen (Lexer u.a.) und der deutschen Sprache des 18. Jahrhunderts (Adelung) sowie das Zedlersche Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste (1732-1754, Nachdruck 1962f.).

Eine andere Gruppe von Projekten gilt einmaligen oder besonders seltenen Materialien, z.B. Handschriften, Musikalien, Papyri, Photographien und graphischen Blättern. Ein dritter Typ von Digitalisierungsprojekten entwickelt für einen jeweils eng begrenzten Arbeitsbereich ein komplexes Angebot von Quellen und Hilfsmitteln. Die oben skizzierte Aufgabe aber, allen einschlägigen Disziplinen eine gemeinsame, umfassende und repräsentative Quellenbasis in digitaler Form zur Verfügung zu stellen, wird noch nicht anvisiert. Sie übersteigt freilich finanziell und organisatorisch die Möglichkeiten der DFG. So gilt es zunächst, eine Diskussion über dieses große Projekt zu führen, um schließlich verschiedene Geldgeber und die angesprochenen Bibliotheken und wissenschaftlichen Institutionen zu gemeinsamer Anstrengung zu motivieren – für die zersplitterte Wissenschaftsorganisation in Deutschland eine ungewohnte Herausforderung.

Die Volltextdatenbank

Der elektronische Reprint stellt die Grundstufe der Wiedergabe alter Drucke im digitalen Medium dar. Herausragende Komplexe der literarischen Überlieferung, aber auch repräsentative Stichproben der Alltagssprache einiger Nationen und Epochen sind heute bereits maschinenlesbar erfaßt und zum großen Teil auch als Volltextdatenbanken aufbereitet. Verlagserzeugnisse auf CD-ROM wie Aureae Latinitatis Bibliotheca (Zanichelli, Bologna), CETEDOC Library of Christian Latin Texts (Brepols, Turnhout), Mignes Patrologia Latina (Chadwyck Healey), Goethes Werke (Sophien-Ausgabe, Chadwyck Healey) und mehrere repräsentative Auswahlcorpora der deutschen Literatur sowie ähnliche von wissenschaftlichen Institutionen geschaffene Angebote (z.B. der Thesaurus Linguae Graecae der University of California at Irvine, der Trésor de la langue française des Institut National de la Langue Française in Nancy und die Œuvres de Voltaire der Voltaire Foundation in Oxford) sind weithin bekannt und werden gern benutzt. Die von freiwilligen Mitarbeitern beigeordneten Texte des Projekts Gutenberg-DE¹² und seines amerikanischen Vorbilds¹³ sind hingegen nicht strukturiert. Die maschinenlesbaren Volltexte erlauben zumeist den bequemen Ausdruck von Abschnitten aus bedeutenden Werken und deren Einfügung in eigene Texte, die Suche nach bestimmten Formulierungen in einem Textcorpus und manchmal auch das Durchmustern seines Bestandes an Wortformen anhand von alphabetischen Registern. Dies muß hier nicht im Einzelnen dargestellt werden. Im Hin-

¹² <http://gutenberg.aol.de> – enthält derzeit Werke von rund 300 deutschsprachigen „Klassikern“.

¹³ Project Gutenberg, <http://www.promo.net/pg>.

blick auf die von uns thematisierten alten Drucke stellen sich einige besondere Fragen.

Gibt es unter den alten Drucken überhaupt Textgruppen, die noch nicht wissenschaftlich ediert sind und es doch verdienen, als Volltextcorpus verfügbar gemacht zu werden? Die Verlage der großen Textdatenbanken haben bisher aus ökonomischen Gründen vor allem bekannte, längst edierte Texte konvertiert, die schon durch Wörterbücher und teilweise auch durch Indices oder Konkordanzen erschlossen waren. Die Möglichkeit, große Textmassen maschinell nach bestimmten Zeichenfolgen zu durchsuchen und Wortformenindices zu erstellen, verspricht allerdings für bisher unbekannte Corpora einen besonders reichen Ertrag neuer Erkenntnisse. Als Beispiel führe ich die neulateinische Literatur an, den größten Literaturkomplex der Frühen Neuzeit überhaupt. Sie umfaßt nicht nur den überwiegenden Teil der wissenschaftlichen Literatur dieser Epoche, sondern auch eine Schöne Literatur, die an Umfang, Vielfalt und Qualität hinter der volkssprachlichen Belletristik nicht zurücksteht. Für diese Literatur, die in allen Ländern Europas und darüber hinaus vielleicht mehr als 1 Mio. Ausgaben (Drucke) hervorgebracht hat, gibt es kein Wörterbuch¹⁴, nur wenige moderne Editionen und als Erschließungshilfen in der Regel nur die in den alten Ausgaben selbst vorhandenen Inhaltsverzeichnisse und Register. Will man die neuzeitliche Latinität linguistisch und literarisch erfassen, benötigt man repräsentative Auswahlcorpora, die planmäßig erhobene Stichproben aus dem gesamten Terrain und zudem die einflußreichsten Texte *in toto* enthalten. Die von der Mainzer Akademie der Wissenschaften und Schönen Literatur getragene Arbeitsstelle „Indices zur lateinischen Literatur der Renaissance“, die ihre Ergebnisse im Olms-Verlag publiziert, hat bisher Schriften von drei Autoren des italienischen Renaissancehumanismus erfaßt und als Datenbank aufbereitet. 1999 hat nun die Universitätsbibliothek Mannheim begonnen, maßgebliche alte Ausgaben der wichtigsten neulateinischen Dichter Deutschlands einscannen und maschinenlesbar erfassen zu lassen. Das von der DFG im Rahmen des Förderprogramms „Retrodigitalisierung von Bibliotheksbeständen“ finanzierte Projekt CAMENA wird die Opera poetica omnia von etwa 50 Autoren, die für die neulateinische Dichtung Deutschlands als repräsentativ gelten können, als standardisierte, problemlos recherchierbare Volltexte und zugleich als Seitenabbildungen alter Ausgaben im WWW zugänglich machen.

¹⁴ Ansätze dazu: René Hoven, *Lexique de la prose latine de la renaissance*, 1994; Christian Helfer, *Lexicon auxiliare*, 3. Aufl. 1991; Johann Ramming, *Proben zu einem Neulateinischen Wörterverzeichnis*, <http://www.lrz-muenchen.de/~ramming/index.htm>.

Ist der Volltextfassung keine moderne wissenschaftliche Edition zugrunde zu legen, stellen sich dem Herausgeber zwei Fragen: Soll der Text des als Vorlage dienenden alten Drucks diplomatisch getreu wiedergegeben oder besser standardisiert werden? Soll die Vorlage mit Hilfe eines Zeichenerkennungsprogramms (OCR = Optical Character Recognition) eingelesen oder von Billiglohnkräften (z.B. in der Volksrepublik China), denen die Sprache des Textes fremd ist, eingetippt oder aber von Kennern der jeweiligen Sprache und Literatur transkribiert werden? Beginnen wir mit der letzteren Frage. Die programmgesteuerte Zeichenerkennung versagt bei alten Drucken vor allem in folgenden Fällen: schwache Druckfarbe, mangelnder Abstand zwischen einzelnen Zeichen, Frakturschrift, Sonderzeichen wie Ligaturen und (nicht immer eindeutige) Abkürzungen, gedruckte (und handschriftliche) Marginalien, Verschmutzungen. Bei den meisten Vorlagen sind aufwendige Vorarbeiten (das „Trainieren“ des OCR-Programms, das Reinigen und Abdecken der Vorlage) und Nacharbeiten (manuelle Einzelkorrektur) fällig, die den Automatisierungsgewinn schnell aufzehren. Die manuelle Erfassung durch Billiglohnkräfte stößt nicht selten an dieselben Grenzen. Das hierbei übliche Verfahren, die Texte durch zwei verschiedene Arbeitskräfte abschreiben zu lassen und dann nur die Abweichungen zu prüfen und zu korrigieren, erfordert bei alten Drucken einen sprachkundigen Korrektor. Uneindeutige graphische Zeichen (z.B. f / Schaft-s oder i / l bei schwachem Farbauftrag) dürfen von beiden Schreibkräften oft gleichermaßen falsch erfaßt werden – ein Fehler, der beim automatischen Abgleich nicht entdeckt wird.

Das in Mannheim entstehende Corpus der neulateinischen Dichtung Deutschlands wird von Latinistinnen und Latinisten – überwiegend Studierenden – manuell eingegeben. Mehr als 20 Interessierte aus Deutschland, Österreich und der Schweiz haben sich trotz geringer Vergütung (je nach Arbeitstempo 10 bis 15 DM pro Stunde) bereit gefunden, die Texte aus den alten Ausgaben abzuschreiben und aufzubereiten. Die philologische Kompetenz der Mitarbeiter ermöglicht eine integrierte Arbeitsweise, bei der die Standardisierung der Graphie und die Strukturierung des Textes für die Datenbankpräsentation mit der Textfassung einhergehen. Die Vorlagen werden den Bearbeitern als Bilddateien auf CD zur Verfügung gestellt. Für die Strukturierung des Textes werden entsprechend den Document Type Definitions (DTD) der Text Encoding Initiative (TEI) ca. 60 ausgewählte Markierungen (tags) verwendet, die aus einer am Bildschirm neben dem Fenster der Textverarbeitung sichtbaren „tag library“ durch Mausklick in den Text eingefügt werden. Daß wir diese anspruchsvolle Arbeit im Rahmen von Werkverträgen für wenig Geld ausführen lassen, mag als Ausbeutung erscheinen. Doch war der enge Kostenrahmen durch den Zuschnitt des DFG-Programms Retrodigitalisierung vorgegeben. Die Alternative bestand darin, die Abschrift an

eine Dienstleistungsfirma zu vergeben. Mit Rücksicht auf die besondere Natur der Vorlagen und die anschließende Aufbereitung der Texte hätten wir uns dabei mit einer einfachen Erfassung ohne Fehlerkorrektur begnügt. Diese Leistung bot uns eine Firma für weniger als 1 DM pro 1000 Zeichen an. Die Aufgabe der studentischen Mitarbeiter hätte dann allein in der Korrektur und Markierung der erfaßten Texte bestanden – eine Arbeitsteilung, die von den befragten Studierenden selbst nicht gewünscht wurde. Sie betrachten ein längeres Verweilen bei den zu bearbeitenden Texten als Gewinn. Für anders gelagerte Projekte freilich mag die Roherfassung in einem Billiglohnland mit anschließender Korrektur und Aufbereitung durch Kenner der Materie sehr wohl das rationellere Verfahren sein.

Bei der von uns gewählten Vorgehensweise ist es möglich, die Texte sogleich in standardisierter Graphie nach der aktuellen Norm von Klassikerausgaben (z.B. der Bibliotheca Teubneriana) wiederzugeben. Der nicht an alte Drucke gewöhnte Leser wird sie so leichter lesen können. Die Vereinheitlichung erleichtert auch die automatische Suche und die Erstellung von Registern. Das Stück Authentizität, das dabei verloren geht, kann der Leser wiedergewinnen, indem er die Seitenabbildungen des zugrunde gelegten alten Druckes aufruft, die mit dem Volltext verknüpft sind. Außerdem wird die in der Volltextversion unterschlagene Variante, sofern sie stilistisch relevant ist (z.B. eine archaische oder poetische Flexionsform), zusätzlich als Originalform eingefügt und mit der Standardform verknüpft.

Das parallele Angebot von Faksimile-Abbildung der Vorlage und standardisierter Volltextversion befreit den Herausgeber aus der Zwangslage, einen Kompromiß zwischen Authentizität und leserfreundlicher Präsentation eingehen zu müssen, der letztlich beiden Forderungen nicht gerecht wird und das editorische Tun verschleiert¹⁵. Wer die Angleichung der Graphie neulateinischer Texte an die heutige Schulnorm als gänzlich unhistorisch verwirft, möge folgendes bedenken: 1. Die Frühe Neuzeit selbst kannte keine graphische oder typographische Unterscheidung antiker und zeitgenössischer lateinischer Texte. 2. Der heutige Leser

¹⁵ Diese Kritik äußern z.B. Ralf G. Bogner, Johann A. Steiger, *Prinzipien der Edition von theologischen Texten der frühen Neuzeit*. in: *Editio* 12 (1998), S. 89-109, und Franz Simmler, *Prinzipien der Edition von Texten der Frühen Neuzeit aus sprachwissenschaftlicher Sicht*. in: *Probleme der Edition von Texten der Frühen Neuzeit*, hg. v. Lothar Mundt. Tübingen 1992, S. 36-127 (*Editio* / Beihefte; 3), während Lothar Mundt, *Empfehlungen zur Edition neulateinischer Texte*. in: *Probleme der Edition von Texten der Frühen Neuzeit*, hg. v. Lothar Mundt, Tübingen 1992, S. 186-190 (*Editio* / Beihefte; 3) in Verbindung mit der Kommission Frühe Neuzeit der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition den von der großen Mehrzahl der Editoren eingeschlagenen „Mittelweg“ empfiehlt.

lateinischer Texte wird durch ein ungewohntes Schriftbild in der Regel eher verwirrt als informiert¹⁶. Die diplomatische oder faksimilierte Wiedergabe älterer deutscher Texte hingegen kann bei deutschen Lesern mit einer hohen Wiedererkennungskompetenz und zudem mit einem gewissen Vergnügen an der Abweichung von der blassen Norm rechnen.

Die Strukturierung der CAMENA-Texte folgt den Richtlinien der Text Encoding Initiative¹⁷, verwendet aber nur einen Teil des dort angebotenen Instrumentariums, weil sonst der finanzielle Rahmen des Projektes überschritten würde. Derzeit (Ende 1999) ist noch keiner der erfaßten Texte als Datenbank im WWW zu sehen. Daher können die Leistungen der Textstrukturierung hier nur vorläufig angegeben werden. Durch eine Markierung identifiziert werden Überschriften, Zitate, nicht-lateinische Textteile, Anmerkungen, nicht-triviale editorische Eingriffe, Namen mythischer und biblischer Personen und Orte sowie Bezeichnungen von Nationen, Datumsangaben, Abkürzungen u.a.m.. Damit wird es möglich, nach solchen Elementen im ganzen Corpus gezielt zu suchen. Ihre Auflistung in spezifischen Registern wird manches interessante Phänomen (z.B. die Rezeption der antiken Mythologie)¹⁸ in bisher unbekannter Breite dokumentieren. Was bisher einen langen Umgang mit vielen Texten und einen konsequent geführten Zettelkasten erforderte, wird dann jedem Interessierten erreichbar sein – die Auswertung einer repräsentativen Textsammlung unter verschiedenen Fragestellungen. Das wird mancher Anfängerarbeit den Anschein der Gelehrsamkeit geben und andererseits die Früchte jahrzehntelangen Sammelns als trivial erscheinen lassen. Doch wird damit lediglich nachgeholt, was in besser erforschten literarischen Regionen längst gegeben ist.

Wird ein Dokument durch angehängte Dokumente ergänzt, spricht man von einem „Hypertext“. Gehören die mit einem Text verknüpften Dateien einem anderen Medientyp an – z.B. Bild-, Video- oder Tondokumente – so nennt man das Ganze multimedial. Eine mit Markierungen der Standard General Markup Language (SGML) oder eines ihrer Abkömmlinge (z.B. TEI-lite DTDs, html, XML) aufbereitete Textdatenbank kann zum Hypertext bzw. zur Multimedia-Anwendung erweitert werden. CAMENA ist als multimediales Angebot konzi-

¹⁶ Vgl. den Beitrag von Luc Deitz in diesem Band.

¹⁷ TEI Lite: An Introduction to Text Encoding for Interchange: TEI U 5, June 1995.
<http://www.uic.edu/orgs/tei/intros/teiu5.split.html>.

¹⁸ Vgl. Wolfgang Schibel, Der antike Mythos in der neulateinischen Literatur Deutschlands. Probleme seiner Erschließung, in: Der antike Mythos und Europa. Texte und Bilder von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, Hg. v. Francesca Cappelletti und Gerlinde Huber-Rebenich, Berlin 1997, S. 177-189.

piert, das die Vorlagen als miteinander verknüpfte Bild- und Textdateien reproduziert. Darüber hinaus kann CAMENA grundsätzlich auch Übersetzungen, Kommentare, Illustrationen (z.B. Porträts, topographische Ansichten), Tonwiedergaben und sogar Videosequenzen und Animationen aufnehmen. Ob unser zunächst auf Volltext und Seitenabbild begrenztes Digitalisierungsprojekt sich einmal zu einer vielseitigen Werkstatt der Forschung, Kommunikation und Publikation im Bereich der neulateinischen Philologie auswachsen wird, muß die Zukunft zeigen.

Gewiß finden heute noch viele Vertreter der textbezogenen historischen Kulturwissenschaften eine solche Perspektive utopisch oder bedrohlich. Bedroht sieht man die Verlage, die traditionell als die wichtigsten publizistischen Agenten der Wissenschaft gelten und denen man eine zugleich belebende und regulierende Wirkung zuschreibt. Ob diese Annahme generell zutrifft, soll ein Blick auf die Publikationssituation im Bereich der neulateinischen Philologie zeigen. 1. Die zum Teil schon vor Jahrzehnten begonnenen oder geplanten Neuausgaben großer lateinischer Dichter Deutschlands (Celtis, Eobanus Hessus, Lotichius, Frischlin u.a.) sind zumeist nicht zügig vorangekommen. Die Verlage haben bei diesen Vorhaben, soweit erkennbar, eher hemmend als stimulierend gewirkt. Selbst bei weniger aufwendigen Projekten wie Teilausgaben und Nachdrucken signalisieren lange Liegezeiten abgelieferter Manuskripte und häufige Verlagswechsel, daß außerhalb der Massenfächer die buchhändlerische Basis der wissenschaftlichen Publikation bröckelt. 2. Viele Buchausgaben werden nur durch Druckkostenzuschüsse ermöglicht, die keineswegs immer von urteilsfähiger Seite (wie z.B. der DFG) kommen, oft sogar von den Autoren selbst beigesteuert werden. 3. Vielfach fordert der Verlag aus Kostengründen, daß der wissenschaftliche Apparat gekürzt oder ein die Quellen dokumentierender Anhang unterdrückt wird – sehr zum Nachteil des wissenschaftlichen Lesers. 4. Publikationen, die ihrer Natur nach nur einen geringen Absatz erwarten lassen, werden meistens zu einem Preis angeboten, der auf den privaten Interessenten und zunehmend auch auf Bibliotheken abschreckend wirkt. Versucht der Verlag, der Gefahr geringen Absatzes mit gesteigertem Werbeaufwand zu begegnen, dann beschleunigt sich die Preisspirale. So wird immer häufiger der Zweck einer Verlagspublikation, nämlich die allgemeine Verfügbarkeit des publizierten Werks, nicht mehr voll erreicht. Das gilt auch für Nachdrucke.

Die zunehmende Differenzierung der Wissenschaft bringt immer mehr Disziplinen in eine publizistische Notlage¹⁹. Außerhalb der Kulturwissenschaften hat

¹⁹ Diese erzeugt ihrerseits gelegentlich Publikationen, die erwünschte Editionen zum Gegenstand haben, ohne diesen jedoch zu einer zügigen Realisierung verhelfen zu können.

man daraus längst die Konsequenz gezogen, die „graue“ Literatur, die ohne Beteiligung des Buchhandels produziert und verbreitet wird, zu akzeptieren. Daß damit der öffentliche Charakter der Wissenschaft untergraben werde, braucht man gerade bei der aktuellen Form dieser Publikationsart, der Veröffentlichung im WWW, nicht zu befürchten. Nirgendwo sind die Chancen auf weltweite Rezeption so gut wie bei einer an die Hauptstränge des fachlichen Informationsnetzes im WWW angebundenen, gebührenfrei und ohne Zeitverzug zugänglichen elektronischen Publikation (am besten natürlich in englischer Sprache).

Die fachliche Kommunikation im Netz, die von finanziellen und zeitlichen Hemmnissen befreit ist, vermehrt nicht nur die Menge wissenschaftlicher Informationen und Publikationen, sondern verändert auch deren Charakter. Hier gilt der Imperativ des Buchmarkts, der von seinem Produkt – jedenfalls überall da, wo nicht mit starker kurzfristiger Nachfrage zu rechnen ist – eine dauernde Gültigkeit fordert und das Renommee des Autors an die Unangreifbarkeit und Unüberholbarkeit seines „Werkes“ knüpft, nicht mehr. Es wird nun möglich, Arbeiten, die zwar unfertig, aber doch für andere hilfreich sind, ins Netz zu stellen und sie zu einem kooperativen „work in progress“ werden zu lassen. Das mag den Anhängern der heroischen Einsamkeit des Forschers verdächtig sein. Auf den Fortgang der Wissenschaft aber dürfte eine solche Arbeitsteilung förderlich wirken.

Ist die zunehmend mißliche Anbindung des wissenschaftlichen Prozesses an die schwerfällige Mechanik von Verlag, Buchhandel und Bibliothek einmal aufgelöst, dann läßt sich die publizistische Aufgabe der Wissenschaft aus einer neuen Perspektive bestimmen. Bei einer Verlagspublikation steht dann nicht mehr das Interesse des Autors im Vordergrund, vor den Fachkollegen den Nachweis wissenschaftlicher Leistung zu erbringen, sondern das Interesse eines größeren Publikums, an ausgewählten, reifen Früchten wissenschaftlicher Arbeit teilzuhaben. So könnte z.B. eine für den Buchmarkt bestimmte Edition eines bisher wenig bekannten Textes der Frühen Neuzeit als Studien- oder Liebhaberausgabe konzipiert werden; der zugehörige wissenschaftliche Apparat und die genaue Dokumentation der Quellen hingegen würden für die wenigen interessierten Forscher im elektronischen Medium, am besten im WWW, bereitgestellt. Dieses Nebeneinander von konventioneller und elektronischer Publikation wird z.B. von dem Constantijn Huygens Institut der Königlichen Niederländischen Akademie der

Vgl. z.B.: Editionsdesiderate zur Frühen Neuzeit: Beiträge zur Tagung der Kommission für die Edition von Texten der Frühen Neuzeit, hg. v. Hans-Gert Roloff, Amsterdam 1997. 2 Bde.

Wissenschaften praktiziert²⁰. Es hat sich dort zum Vorteil nicht nur der Forschung, sondern auch der Verlage und der von ihnen bedienten größeren Öffentlichkeit bewährt.

Gibt es aber für gedruckte Quellen der Frühen Neuzeit außerhalb der Fachkreise überhaupt noch ein Publikum? Es ist heute schwer zu beurteilen, inwieweit der Rückgang des allgemeinen Interesses durch den Mangel an geeigneten Angeboten mit verursacht ist. Daß es Museen mit historischen Artefakten aller Art derzeit gelingt, immer mehr Besucher anzuziehen, sollte diejenigen, denen das gedruckte Erbe der Frühen Neuzeit zur Vermittlung anvertraut ist, zu ähnlicher Bemühung anspornen. Die Studien- und Liebhaberausgabe, die neben dem Originaltext Einführung, Übersetzung, Erläuterungen und möglichst auch Illustrationen in handlichem Format zu einem mäßigen Preis bietet, ist im Bereich der neulateinischen Literatur selten²¹. Doch Bücher allein können eine Literatur nicht lebendig erhalten. Daß sprachliche Werke in unterschiedlichen medialen Formen realisiert werden, ist eine Bedingung ihrer öffentlichen Wirkung. Heute wird jedoch außerhalb des Theaters die „Aufführung“ von Texten der Frühen Neuzeit in Lesung, Rezitation und gestischer Aktion kaum praktiziert²². Selten genutzt wird auch die Chance, bildliche und sprachliche Darstellungen eines Motivs oder Stoffes in einer Veranstaltung zusammen zu präsentieren, so daß sie sich gegenseitig erhellen. Daß auch das digitale Medium Wege der Vermittlung frühneuzeitlicher Texte an ein allgemeines Publikum eröffnet, will ich nun an einem weiteren Beispiel aus meinem Arbeitsbereich zeigen.

Multimedia

Die Multimedia-CD-ROM „Die 21 schönsten aesopischen Fabeln“ ist als „Lernumgebung“ konzipiert. Sie bietet Seitenabbildungen aus frühen Fabelbüchern mit allerlei Verständnishilfen, Hintergrundinformationen und Parallelversionen und

²⁰ H.T.M. van Vliet: Editoren und Verleger, in: Die Funktion von Editionen in Wissenschaft und Gesellschaft, hg. v. Hans-Gert Roloff. Berlin 1998, S. 343-368 (Berliner Beiträge zur Editionswissenschaft; 3).

²¹ Z.B.: Erasmus, Ausgewählte Schriften, hg. von W. Welzig, 1967-1990; Lateinische Gedichte deutscher Humanisten, hg. von Harry Schnur, 2. Aufl. 1978; Parnassus Palatinus, hg. von W. Kühlmann u. H. Wiegand, 1989; Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts, hg. von W. Kühlmann, R. Seidel u. H. Wiegand, 1997.

²² Die entsprechende Praxis der frühneuzeitlichen Gelehrtenschule ist dargestellt z.B. in: Wolfgang Schibel, Die humanistischen Studien der frühen Neuzeit – eine Herausforderung (Vortrag 1994).

Volltext: <http://www.uni-mannheim.de/mateo/verlag/reports/schibel.html>.

versetzt so den Nutzer in die Lage, mit dem alten Text selbständig umzugehen. Ruft er über das Menü „Titelwahl“ eine bestimmte Fabel auf, dann erblickt der Betrachter eine illustrierte Seite des Ulmer Aesop von 1476 oder wahlweise des Basler Esopus von 1501. Er kann das Seitenabbild abrollen oder die Seite zum Vollbild verkleinern, den Text aber auch ausblenden, so daß die Illustration allein dasteht. Kann er die Typographie des Frühdrucks nicht entziffern, so wird ihm parallel dazu die moderne Umschrift geboten. Will er den Text hören, so läßt er sich die Tonwiedergabe vorspielen. Frühneuhochdeutsche Wörter, die heute nicht mehr verständlich sind, werden ihm erklärt. Die lateinischen Texte sind überdies neu übersetzt, textkritisch und stilistisch kommentiert, mit den Versionen von Phaedrus (Original und Übersetzung) und La Fontaine konfrontiert und in ihrem Gehalt interpretiert. Auch die Illustrationen sind charakterisiert und erläutert. Will der Leser Fabelliteratur und -illustration in ihrer historischen Entwicklung verstehen, kann er entsprechende Überblicksdarstellungen aufrufen. Über Herstellung und Vertrieb der Frühdrucke erhält er ebenfalls Auskunft – bis hin zu Einblicken in die Druckerwerkstatt des Gutenberg-Museums in Mainz.

Ein so weitgefächertes Informationsangebot unterstützt den Leser, der nicht über ausgedehnte Kenntnisse der Einzelheiten und großen Zusammenhänge verfügt, und erlaubt ihm eine von seinen augenblicklichen Bedürfnissen und Interessen gesteuerte Auswahl. Der Blick auf unterschiedliche Erscheinungsformen desselben Textes, auf verschiedene Bearbeitungen einer Fabel und auf unterschiedliche Arten ihrer Illustration fordert den Vergleich heraus. Ist der Leser über die Hintergründe und Zusammenhänge informiert, erhellen sich Allgemeines und Besonderes wechselseitig. Neben der aktiven intellektuellen Verarbeitung kann die Multimedia-CD-ROM auch den spielerischen Umgang mit dem Dargebotenen fördern. Wie in einem Baukasten für literarische Bastler läßt sich die Folge und Zusammenstellung der Dokumente und Informationen nach dem Willen des Nutzers arrangieren.

Ein Angebot wie dieses fügt den herkömmlichen Formen der Literaturvermittlung eine neue hinzu, die in der komplexen Struktur des nichtlinearen Hypertextes eine sonst unerreichbare Vielfalt medialer Repräsentation und inhaltlicher Information realisiert. Schon immer haben Theater, Rezitation und Vorlesen sowie Illustration und Kommentar Texte zum Leben erweckt, sie sinnlich erfahrbar und besser verständlich gemacht. Der multimediale Hypertext nimmt mit neuen Mitteln alte Strategien literarischer Mitteilung wieder auf.

Das Interesse der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, die unsere Fabel-CD in ihr Programm aufgenommen hat, und die Nominierung dieser CD für den Deutschen Bildungssoftwarepreis Digita²⁰⁰⁰ zeigen, daß Konzeption und Ausführung der CD von Experten gebilligt werden; doch über ihren Erfolg bei den Adressa-

ten ist damit noch wenig gesagt. Es bedarf wohl noch langer Gewöhnung, bis Multimedia-Anwendungen als Lern- und Bildungsmittel derselben konzentrierten Aufmerksamkeit gewürdigt werden wie das Buch. Die gängige Polarisierung von Buch und digitalem Medium wird beiden nicht gerecht. Hat eine unendlich differenzierte Mediengattung wie das bedruckte Papier oder die digitale Information denn wirklich einen klar umrissenen Charakter und ein ihr innewohnendes Wesen? Die Geschichte des Lesens lehrt uns, daß Druckschriften im Lauf der Zeiten, in verschiedenen Bildungs- und Gesellschaftsschichten und in diversen pragmatischen Zusammenhängen auf ganz unterschiedliche Weisen rezipiert wurden, die mehr von den Intentionen der Rezipienten als von der „Natur“ des Mediums bestimmt waren. Diese Freiheit hat der Nutzer auch heute gegenüber den Neuen Medien. Er sollte sie sich nehmen und nicht einem klischeehaften Pauschalurteil folgen.

Zusammenfassung

Zum Abschluß stelle ich das Potential der digitalen Publikation alter Drucke in fünf Thesen vor Augen und skizziere Schritte zu seiner Realisierung.

1. Der von einer Bibliothek produzierte und im WWW gebührenfrei zur Verfügung gestellte digitale Nachdruck erfordert nur etwa ein Zwölftel des Aufwands, den Bibliotheken gewöhnlich für den konventionellen, in einem Verlag erschienenen Nachdruck aufbringen. Waren die deutschen Bibliotheken in den vergangenen Jahrzehnten in der Lage, den Verlagen Tausende von Nachdrucken und Zehntausende der ebenfalls nicht billigen Mikrofiche-reproduktionen alter Drucke abzunehmen, dann werden sie in den kommenden Jahrzehnten auch imstande sein, Zehntausende von alten Drucken zu digitalisieren und im WWW bereitzustellen. Wenn sie den interessanteren Teil der frühneuzeitlichen Buchproduktion Deutschlands auf diese Weise zugänglich machen, dann dürften auch andere Länder, die Entsprechendes zu bieten haben, den Nutzern aus Deutschland freien Zugang zu ihren digitalen Altbestandssammlungen gewähren. – Die Auswahl eines solchen Kernbestandes und zugleich der für das Einscannen geeigneten Exemplare erfordert ein koordiniertes Vorgehen von Bibliotheken und historischen Kulturwissenschaften.
2. Der digitalen Abbildung muß eine digitale Erschließung beigegeben werden, die den direkten Zugriff auf einzelne Werke und Dokumente innerhalb eines Buchs und auch auf größere Abschnitte (Kapitel) innerhalb eines Werks ge-

- stattet. – Auch hierfür müssen sich die Bibliotheken und die Vertreter der wissenschaftlichen Disziplinen zusammentun.
3. Die Volltextdatenbank ist als ungeheuer ergiebige Ressource der textbezogenen Forschung in allen Disziplinen, die Texte zum Gegenstand haben, künftig unverzichtbar. – Die Bibliotheken sollten sich auch hier durch Eigenproduktion aus der Abhängigkeit von Verlagen, die teilweise horrende Zugriffsgebühren verlangen, befreien.
 4. Die Verknüpfung digitaler Dokumente unterschiedlicher Art in einer multimedialen Anwendung ermöglicht es, den literarischen und lebensweltlichen Kontext eines sprachlichen Werks zu vergegenwärtigen. Zugleich können dem Leser Verständnishilfen elementarer Art – z.B. die Umschrift ungewohnter typographischer Zeichen, die Auflösung von Abkürzungen, Erklärungen seltener Wörter – an die Hand gegeben werden. So sind Textzeugnisse der Frühen Neuzeit auch Interessenten ohne fachliches Rüstzeug nahezu bringen. – Die Treuhänder des gedruckten Erbes sollten diese Chance ergreifen, um den Texten der Vergangenheit im kulturellen Leben der Gegenwart eine breite Wirkung zu sichern, wie sie alter Musik und Kunst schon lange gewiß ist.
 5. Die digitale Publikation ist geeignet, der Fachwelt Resultate und Hilfsmittel wissenschaftlicher Arbeit ohne große Kosten und damit ohne Rücksicht auf buchhändlerisches Kalkül zur Verfügung zu stellen. Dies kommt auch der Aufarbeitung der Quellen historischer Disziplinen zustatten. Übersetzungen und Erläuterungen können nun ohne Zwang zum abgeschlossenen, auf lange Sicht gültigen Werk mitgeteilt und kooperativ ergänzt und verbessert werden. Den Verlagen aber bietet sich die Möglichkeit, aufgrund der im WWW versammelten Vorarbeiten, zu denen auch die maschinenlesbare Erfassung und Kodierung des bearbeiteten Textes gehört, ohne großen Aufwand und schwer kalkulierbare Risiken eine Ausgabe zu veranstalten, die für ein größeres Publikum bestimmt und vom Ballast der nur die Forscher interessierenden Nachweise und Diskussionen befreit ist. So erscheint das digitale Medium nicht mehr als eine sich selbst genügende Alternative zum Buchdruck, sondern als das geeignete Vehikel, große Informationsmengen zu speichern, zu versenden, zu verknüpfen, zu verändern (fortzuschreiben) und für verschiedene Ausgabeformen (auch den Druck!) zu formatieren. – Spekulationen über das „Wesen“ des gedruckten Worts und der digitalen Kommunikation neigen zu einer verengten Sicht der als konträr empfundenen Medien und hypostasieren das materielle Substrat des sprachlichen Zeichens.

Nützlich wäre es, die Stärken und Schwächen, die einzelne Ausprägungen dieser Medien in spezifischen Regelkreisen der Information und Kommunikation aufweisen, empirisch zu analysieren. Erst dann nämlich läßt sich die Rolle, die Verlagen und Bibliotheken zukommen soll, für die verschiedenen Bereiche der Wissenschaft angemessen bestimmen. In den textbezogenen historischen Kulturwissenschaften eröffnet die elektronische Publikation den Bewahrern der Quellen, also den Bibliotheken, und ihren Erklärern, den Wissenschaftlern, ein reiches Betätigungsfeld. Beide Gruppen sollten sich das Instrumentarium der digitalen Publikation zu eigen machen und die großartige, unverhoffte Chance nutzen, den Objekten ihrer Arbeit wieder mehr Präsenz und Gewicht zu verschaffen.

Die humanistischen Gelehrten der Frühdruckzeit priesen das neue Medium des Buchdrucks als Gabe Gottes und waren sich nicht zu schade, als Herausgeber und Korrektoren in Druckereien zu arbeiten. Zugleich aber pflegten sie verstärkt den mündlichen Umgang mit der Sprache der gelehrten Welt; sie memorierten und rezitierten, parlierten und agierten das Latein mehr als die Generationen vor ihnen²³. Auch gaben sie ihren gedruckten Texten persönliche Widmungen, Anreden an den Leser und Mitteilungen über sich selbst bei²⁴. So gelang es ihnen, die unpersönliche Uniformität, die dem neuen Medium anhaftete, zu kompensieren. Heute verleiten Fülle und Flüchtigkeit der elektronisch vermittelten Information dazu, dem Neuen und kurzfristig Interessanten mehr Aufmerksamkeit zu widmen als dem Dauernden und langfristig Brauchbaren. Auch in dieser Lage dürfte nicht Abstinenz, sondern eine kompensatorische Strategie zu empfehlen sein, deren Grundlinien dem Vorgehen der Humanisten um 1500 entsprechen könnten. So sollte man bewußt danach streben, im Umgang mit sprachlichen Äußerungen der Vergangenheit und Gegenwart, in welcher Form auch immer sie begegnen, stets das eigene Sprachvermögen – sei es durch Aneignung oder durch Kritik – zu entwickeln und zu bereichern, wie es die Bildungskonzeption des frühneuzeitlichen Humanismus vorsah. Zugleich sollte man die neue Medientechnologie wie damals in den Dienst von Zwecken stellen, die ihren gewöhnlichen Wirkungsbereich transzendieren, hier also in den Dienst der Vergegenwärtigung des alten Buches. Beide Aufgaben fordern die historischen Kulturwissenschaften zu intensivem Engagement heraus.

²³ Siehe z.B. Wolfgang Schibel, Rhetorische Schulung und Leseverhalten im 16. Jahrhundert, in: Mannheimer Berichte 33 (August 1988), S. 43-50.

²⁴ Siehe z.B. Karl Schottenloher, Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts. Münster i.W. 1953 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte; 76/77).

STATT EINES NACHWORTS

Auf dem Weg zu einer Übersetzerkonvention Bericht über ein Treffen zum Thema "Übersetzung antiker Texte" am 17. und 18. September 1999 in Mannheim

Christiane Reitz

Christian Käßer

Teilnehmer:

Kai Brodersen, Dietrich Ebener, Marion Giebel, Dietrich Klose, Christiane Reitz,
Hatto H. Schmitt

Einleitung

In bisherigen Arbeiten zum Problem des Übersetzens¹ standen meist theoretische Reflexionen zur Rolle der Übersetzung als kulturgeschichtlichem Phänomen im Vordergrund; an der Diskussion beteiligten sich hauptsächlich die neuen Philologen. Nun war der zunehmende Bedarf an Übersetzungen in dem Kolloquium, dessen Beiträge in diesem Band zusammengefaßt sind, immer wieder thematisiert worden. So entstand die Idee, bisher nicht ausreichend formulierte und diskutierte praktische Probleme des Übersetzens im Gespräch zwischen Klassischen Philologen, Althistorikern und Vertretern von Verlagen aufzugreifen. Fernziel könnte eine „Mannheimer Übersetzerkonvention“ sein, die zumindest für einige Themenbereiche in einem präskriptiven Akt Normierungen der übersetzerischen Arbeit an lateinischen und griechischen Texten vornimmt. Als Basis dafür sollen die im folgenden festgehaltenen Ergebnisse der Gespräche dienen. Den Gesprächsteilnehmern sei nochmals herzlich für ihre Mitarbeit gedankt. Anregungen und Beiträge zur Thematik sind willkommen.

I. Themengruppe: Der Leserkreis

Ausgegangen wird von zwei zunächst recht disparat erscheinenden Zielgruppen – dem wissenschaftlichen Publikum (a) und der breiteren Öffentlichkeit (b).

¹ Aus der umfangreichen Literatur sei hier nur hingewiesen auf J. Albrecht, *Literarische Übersetzung. Geschichte - Theorie - Kulturelle Wirkung*. Darmstadt 1998.

Zu a) Hier besteht wegen der nachlassenden Sprachkenntnisse in erster Linie bei Althistorikern, in wachsendem Maße aber auch bei Altphilologen ein Bedarf an Übersetzungen, die Grundlage für das wissenschaftliche Arbeiten mit den Texten sein können und so an die Stelle oder an die Seite des Originals treten.

Zu b) Der Personenkreis, der nach Übersetzungen antiker Texte fragte, bestand bisher zumeist aus Lesern, die neben oder nach einem anders orientierten Berufsleben die in Schulzeiten angelegte Liebe zur Literatur der klassischen Antike wiedererwecken wollte. An ihre Stelle sind mittlerweile breitere Bevölkerungsschichten getreten, die hauptsächlich aus kulturgeschichtlichem Interesse – ange-regt durch spektakuläre Ereignisse wie Ausgrabungen oder durch Reisen nach Italien und Griechenland und motiviert durch ein großes Interesse an Realien – nach einem Zugang zur antiken Literatur fragen. Die klassische Antike ist hierbei jedoch nur eine unter vielen interessierenden kulturgeschichtlichen Perioden und Kulturen.

Diese Entwicklung eines eher unsteten Interesses hat zur Folge, daß einerseits Werbung und Marketing wesentlich größere Bedeutung zukommen werden, andererseits an die Stelle von Gesamtübersetzungen wohl immer mehr sich an den einzelnen Fragestellungen orientierende kleinere Texteinheiten treten werden, also auch Auswahlen aus größeren Werken. Im Hinblick auf die Art des Übersetzens scheint diese Entwicklung v.a. Konzentration auf die Lesbarkeit zu erfordern (Lesewert, Zielsprachenorientiertheit, kleine Absätze, etc.). Das heißt natürlich auch, daß die Übersetzung in höherem Maße Interpretation ist. Viele Verlage haben diese Entwicklungen nicht rechtzeitig berücksichtigt, und so sind, auch durch Versäumnisse im Management, zahlreiche traditionsreiche Reihen eingegangen.

Die Tendenz im wissenschaftlichen Bereich ist in mancher Hinsicht dem entgegen-laufend. Gefordert werden möglichst umfangreiche Textcorpora, und der interpretatorische Charakter der Übersetzung sollte möglichst gering sein, um die wissenschaftliche Deutung des Benutzers nicht zu beeinflussen oder gar zu be-hindern. Das läßt sich in Publikationen rein wissenschaftlichen Charakters wie der Übersetzung von Inschriftencorpora leichter verwirklichen als in den Gebie-ten, in denen man in Konkurrenz tritt zu den Anforderungen des breiteren Publi-kums.

Für den wissenschaftlichen Bereich und den Unterricht sind zweisprachige Aus-gaben erforderlich, während im Hinblick auf das breitere Publikum zu differen-

zieren ist zwischen dem vielen noch vertrauten Latein und dem nurmehr wenigen verständlichen Griechisch.

Als Lösung zeichnet sich ab, den Schwerpunkt bei der Anlage einer Übersetzung weniger auf mögliche Zielgruppen zu legen, sondern die jeweils unterschiedlichen Erfordernisse des zu übersetzenden Textes als Ausgangspunkt zu wählen. Ziel sollte einerseits die hohe Qualität der Übersetzung sein, andererseits die Herausstellung der Fragwürdigkeit jeder Übersetzung. Beide Ziele entsprechen den Bedürfnissen beider Interessengruppen. Im Hinblick auf den Umfang des Textcorpus könnte sich als Lösung abzeichnen, mit für die breitere Öffentlichkeit bestimmten Auswahlen, die ein besseres Verkaufsergebnis erwarten lassen, für die Wissenschaft bestimmte Gesamtübersetzungen zu finanzieren. Unterschiedlich wird dann jeweils nur das Niveau der Kommentierung sein. Grundsätzlich sollten beigegebene Anmerkungen jedoch gravierende Textprobleme, philosophische und historische Hintergründe, Intertextualitätsphänomene und Wortspiele erläutern. Explikative Übersetzung reicht hier nicht aus. Eine Ausnahme bilden nur Texte, die für die Aufführung vorgesehen sind, wo also die Möglichkeit des Nachschlagens nicht gegeben ist.

II. Themengruppe: Problematik verschiedener Textsorten

Im Mittelpunkt der Diskussion stehen Inschriftencorpora (a) und das griechische Drama (b).

Zu a) Bei zweisprachigen Ausgaben kann man darauf verzichten, in der Übersetzung den Zustand des Originals abzubilden, da Griechischkenntnisse zumindest soweit vorausgesetzt werden dürfen, daß man mit Hilfe der Übersetzung den Zustand des Originals aus dem Text in Originalsprache entnehmen kann. Einsprachige Ausgaben sollten jedoch den Erhaltungszustand „abbilden“. Das gilt auch, wenn die Übersetzung sich an ein breiteres Publikum wendet, was aufgrund des erwähnten Realieninteresses und auch des zumindest teilweise semiliterarischen Charakters mancher Inschriften bereits geschehen ist.

Zu b) Diskutiert wird zunächst die Möglichkeit von Vers- und Prosaübersetzungen antiker, in gebundener Sprache abgefaßter Texte. Als grundsätzlich bewahrenswert wird ein gewisses Stimmungselement der gebundenen Rede angesehen. Die Übertragung in deutsche Verse ist in besonders hohem Maße zeitgebunden und daher problematisch; es ist also alternativ auch eine Übertragung in rhythmische Prosa in Betracht zu ziehen. Eine Entscheidung wird hier wohl immer unter den individuellen Bedingungen sowohl des Übersetzers als des zu übersetzenden Autors zu treffen sein.

Bei der konkreten Behandlung der griechischen Tragödie werden als Prinzipien anerkannt zunächst die Tatsache, daß dem heutigen Publikum eine Übersetzung

dargeboten werden soll, die der Alltagssprache nicht ferner steht als das Original der griechischen – also eine Absage an die von Schadewaldt² favorisierte dokumentarische Übersetzung –, und die Rücksichtnahme auf die Aufführungssituation, was bedeutet, daß sofortige Verständlichkeit im Fluß der Rede durch sprachliche Klarheit gewährleistet sein sollte. Ohnehin zeigt die Praxis, daß Regisseure durchaus mehrere Übersetzungen für eine Inszenierung miteinander kombinieren.

III. Themengruppe: Stilistisches

Bei der Wiedergabe von unterschiedlichen Stilebenen der antiken Originale bestehen die größten Defizite der heute vorliegenden Übersetzungen. Das liegt daran, daß zum einen verschiedene Stilebenen der Originale häufig nur schwer philologisch zu qualifizieren sind, und daß zum andern im Deutschen Stilebenen sich nicht so leicht voneinander abheben lassen wie im Lateinischen, beziehungsweise nahezu völlig fehlen, wie etwa die rhetorische Ebene. Kolloquialstil und Dialekt sollten jedenfalls auch in der Übersetzung zum Ausdruck kommen.

IV. Themengruppe: Technisches

Im Bereich der Handhabung von Termini technici und Eigennamen läßt sich das Ziel einer Konvention wohl am leichtesten erreichen. Um die Übersetzung nicht mit Interpretationsproblemen zu belasten, sollten sie in den meisten Fällen im Original (evtl. in deutscher Umschrift bei griechischen Wörtern) in der Übersetzung stehenbleiben und durch Anmerkungen und/oder ein Glossar erklärt werden, zumal die zur Verfügung stehenden deutschen Äquivalente häufig nicht leichter verständlich sind, ja sogar zu Mißverständnissen führen können. Im Glossar bzw. den Anmerkungen kann auch auf Probleme der Interpretation eingegangen werden, um Fehldeutungen zu vermeiden. Übersetzt werden sollten Termini technici nur dann, wenn Zweifel an der richtigen Interpretation ausgeschlossen werden. Auch hier ist es im Rahmen der bereits geforderten Orientierung am Originaltext unabdingbar, auf die Intention des Originals zu achten und es zu respektieren, wenn dort etwa Termini technici bewußt umgangen werden. Es ist also die Nähe oder Ferne eines Autors zur Amtssprache in Rechnung zu stellen. Ausgenommen sind auch Fälle, wo nicht mit einer exakten Bedeutung eines Fachbegriffs gearbeitet wird, sondern mit ihm eine rhetorische Wirkung

² Vgl. die Kapitel 'Übersetzung und Bühne' in: Wolfgang Schadewaldt, *Hellas und Hesperien* Bd. II, 2. Aufl. Zürich und Stuttgart 1970, S. 608ff, insbesondere: *Antikes Drama auf dem Theater heute. Übersetzung Inszenierung*, S. 650ff, h. S. 660f.

erzielt werden soll. Hier sollte diese Wirkung auch durch einen im Zweifelsfall weiteren deutschen Begriff bewahrt werden.

Dies Verfahren gilt auch für sprechende Namen. Hier ist noch zu berücksichtigen, inwieweit der Name als ein solcher aufgefaßt worden ist.

Wird in der Übersetzung ein Name einer Person beibehalten, der im Deutschen nicht gebräuchlich ist, kann in einer Anmerkung oder im Glossar auf den gebräuchlichen Namen verwiesen werden. Grundsätzlich sollte von Traditionen nicht abgewichen werden, schon um Manierismen zu vermeiden.

Bei der Übertragung geographischer Namen sollten in der Tendenz Anachronismen unterlassen werden; diese werden sich bei Namen wie „Rom“ oder „Athen“ jedoch nicht vermeiden lassen.

Alles dies sollte in einem Text einheitlich gehandhabt werden.

Ein dem Text beizugebendes Glossar sollte neben den erwähnten Erläuterungen bei fremdsprachigen Namen und Termini auch Akzente als Aussprachehilfe und Längen und Kürzen notieren.

Jeder Übersetzung ist ein Nachwort beizugeben, in dem der Übersetzer mehr oder weniger ausführlich über seine Praxis informiert.

Liste der Beiträger

Ralf Georg Bogner, geb. 1967, Dr. phil., Studium der Germanistik, Philosophie, Geschichte sowie des Mittel- und Neulateinischen in Wien, Heidelberg und Berlin, derzeit Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Lehrbeauftragter an der Universität Heidelberg. Arbeiten zur Literatur der frühen Neuzeit, zu literarischen Gebrauchsformen u.a.

Kai Brodersen, geb. 1958, Studium der Alten Geschichte, Klassischen Philologie und Alttestamentlichen Theologie in Erlangen, München und Oxford, Promotion 1986, Habilitation 1995, Professor für Alte Geschichte an der Universität Mannheim und Visiting Professor an der University of Newcastle. Publikationen und Editionen u.a. im Bereich der griechischen und lateinischen Historiographie, der griechischen Epigraphik und der antiken Geographie.

Luc Deitz, geb. 1961, Studium der Klassischen Philologie und Philosophie, Promotion in lateinischer Philologie; mehrjähriger Forschungsaufenthalt am Warburg Institute in London. Z.Zt. Leiter der Handschriften- und Zimelienabteilung der Bibliothèque nationale de Luxembourg. Veröffentlichungen zur Renaissancepoetik und -philosophie und zur Geschichte der Klassischen Philologie.

Ulrich Eigler, geb. 1959. Nach Studium der Fächer Klassischen Philologie und Geschichte sowie des Mittellateinischen an den Universitäten Freiburg, Kiel, Wien, Rom und Pittsburgh Promotion an der Universität Freiburg, Habilitation an der Universität Bamberg. Von 1995-1998 Professor für Klass. Phil. an der Univ. Freiburg, seit 1998 an der Univ. Trier. Arbeitsgebiete: Lateinische Epik, Literatur der Spätantike, Römische Geschichtsschreibung, Materialität der Schriftkultur in der Antike.

Stephen J. Harrison, geb. 1960, Dr. phil., ist Fellow and Tutor in Classics am Corpus Christi College in Oxford. Er hat u.a. einen Kommentar zum 10. Buch von Vergils Aeneis und eine Monographie zu Apuleius (Apuleius : A Latin Sophist, OUP, 2000) veröffentlicht.

Christiane Reitz, geb. 1953, Studium der Klassischen Philologie und Indogermanistik in Bonn und Heidelberg, Promotion in Heidelberg, Habilitation in Mannheim, seit 1999 Professorin am Institut für Altertumswissenschaften der Universität Rostock. Veröffentlichungen zum römischen und griechischen Epos, zur Bibliotheksgeschichte u.a.

Wolfgang Spickermann, geb. 1959, Studium der Geschichte, kath. Theologie und Philosophie, Promotion 1992. Mitarbeiter am Supplementband CIL XIII, zur Zeit wiss. Ass. an der Universität Osnabrück. Forschungsschwerpunkte: Römische, keltische und germanische Religionsgeschichte, lateinische Epigraphik, Alte Geschichte und EDV.

Christoph Schäfer, geb. 1961, studierte Alte, Mittlere und Neuere Geschichte sowie Buchwesen in Mainz und Dijon. Er lehrt derzeit an der Universität Regensburg. Zu seinen Arbeitsgebieten gehören die römische Spätantike, die römische Prosopographie sowie auch der Themenbereich EDV und Alte Geschichte.

Wolfgang Schibel, geb. 1941, Dr. phil. (Klass. Philologie), seit 1974 Referent für Alte Drucke und Philologien an der Universitätsbibliothek Mannheim. Arbeiten zur neulateinischen Literatur, zur humanistischen Bildung in der Frühen Neuzeit, zur Buch- und Bibliotheksgeschichte, zur Femina docta u.a.

Guido Schepens, geb. 1942, Studium der Klassischen Philologie, der Alten Geschichte und der Archäologie in Leuven (Belgien). 'Onderzoeksleider' beim 'Fonds voor Wetenschappelijk Onderzoek-Vlaanderen' und Professor an der 'Katholieke Universiteit Leuven'. Lehrtätigkeit im Bereich der griechischen und römischen Geschichtsschreibung. Veröffentlichungen vor allem zu griechischen Historikern. Koordinator des Projektes zur Fortsetzung von Jacoby's Fragmente der griechischen Historiker.

Liste der Abbildungen

1. Cic. Verr. II, 2 (P. Iant. 90 ; 1. Jh. n. Chr.)
2. Verg. Aen. (Cod. Mediceus, Florenz Bibl. Laur. XXXIX I)
3. Cat., Origines (P. Oxy. 2088, 2. Jh. n. Chr.). Aus: Seider, Lat. Pap. II, 1, Tafel X, 12
4. Kunstwerkverzeichnis (P. Gent. Lat. VII; 2. Hälfte 2. Jh. n. Chr.). Aus: Seider, Lat. Pap. II, 1, Tafel XII, 18
5. Sall. Hist. (P. Ryl. 473). Aus: Seider, Lat. Pap. II, 1, Tafel XIII, 23
6. Liv. Epitome (P. Oxy. 668). Aus: Seider, Lat. Pap. II, 1, Tafel XIX, 34
7. Codex Theodosianus 5.-6. Jh. (CLA II, 211)
8. Sall. Cat. 5. Jh. (CLA II, 224)
9. Juv. Sat. Anf. 6. Jh. (CLA I, 30)
10. Actus Apostolorum (CLA II, 251)
11. Sall. Cat. 5. Jh. (CLA III, 288)
12. Schreibübung mit Versen der Aeneis 1.-2. Jh. (P. Hawara 24)
13. Verg. Aen.: Dido stößt sich das Schwert in die Brust (Verg. Vat. 3225 fol. 41R)
14. Seite 1 des Katalogs der „Bibliotheca Gerhardina“, der Anfang der Katalogs – der theologische Titel
15. Seite 16 des Katalogs der „Bibliotheca Gerhardina“, die Einträge zu Aurelius Augustinus
16. Seite 392 der Katalogs der „Bibliotheca Gerhardina“, der Anfang des Katalogs – der hebräische Titel
17. Seite 577 des Katalogs der „Bibliotheca Gerhardina“, das Ende des Autorenregisters zu den nicht-theologischen Titeln

(Abbildungen aus dem Katalog der „Bibliotheca Gerhardina“ mit freundlicher Genehmigung der Forschungs- und Landesbibliothek Gotha, Signatur: Chart A 605)

Abb. 1

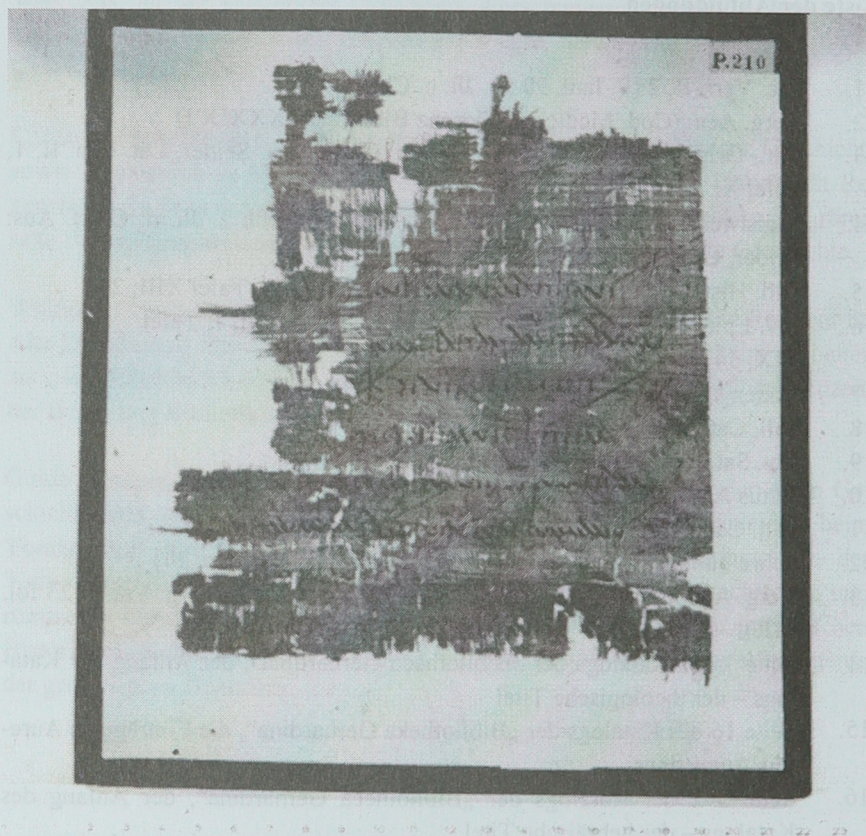


Abb. 2

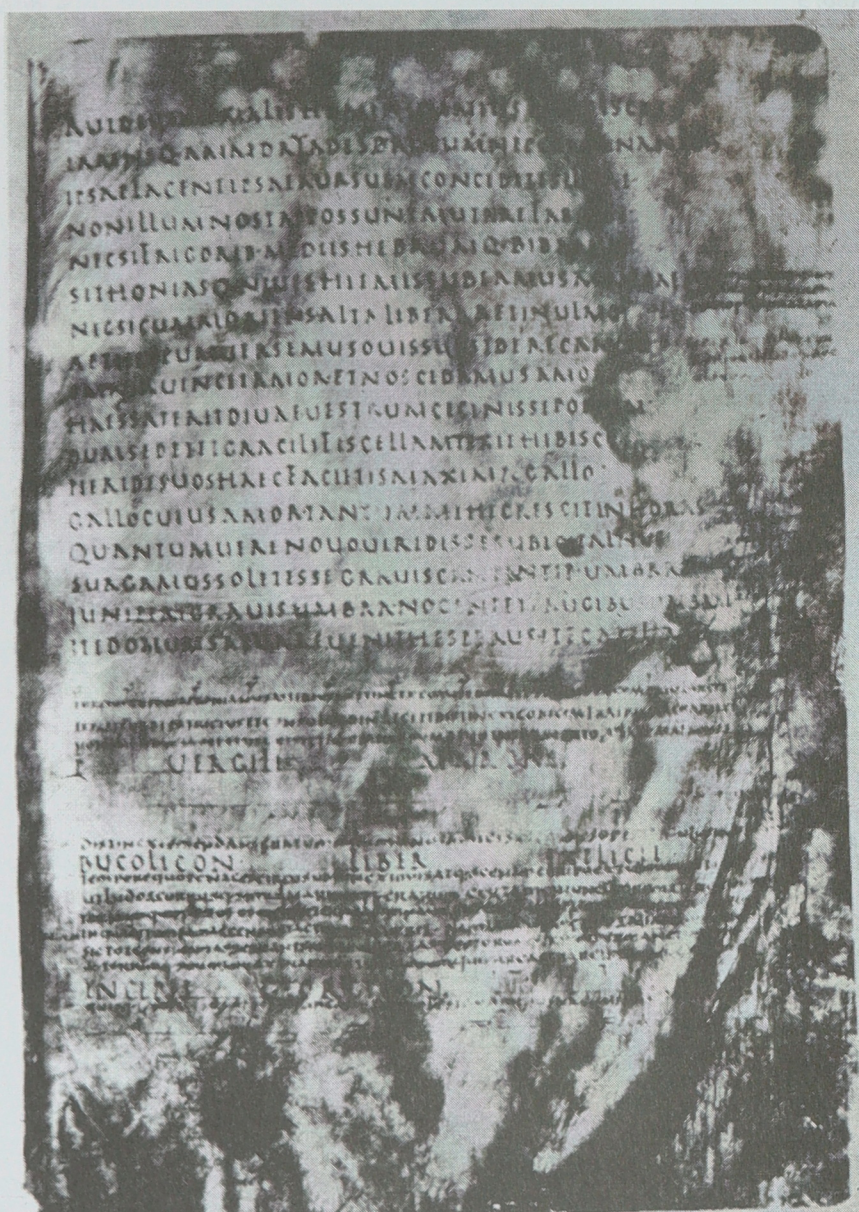


Abb. 3

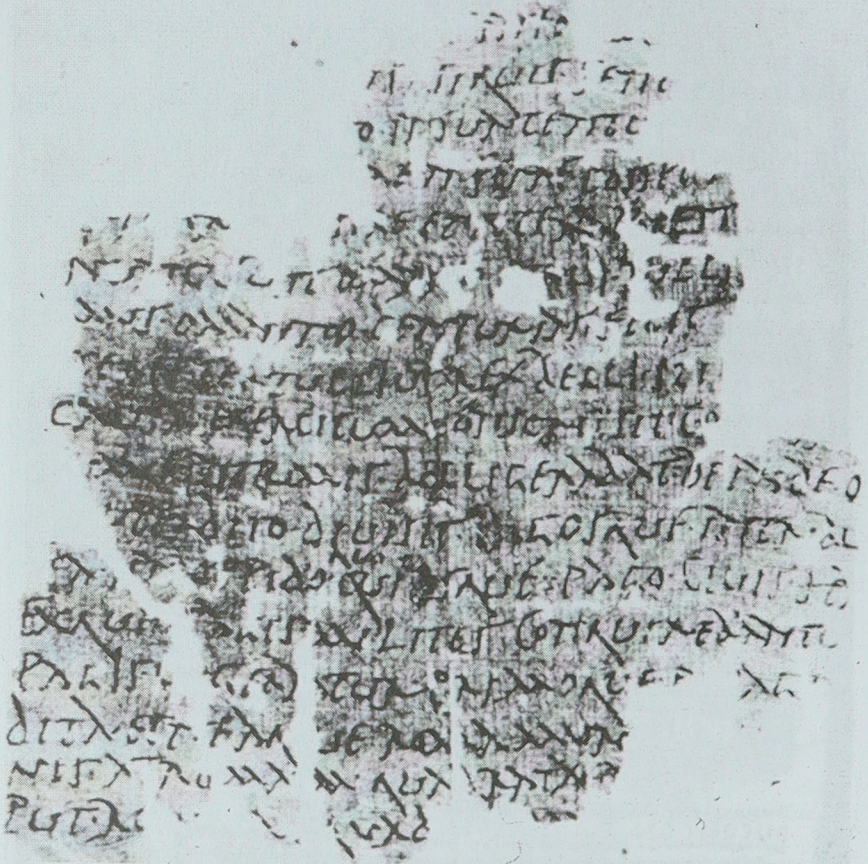


Abb. 4

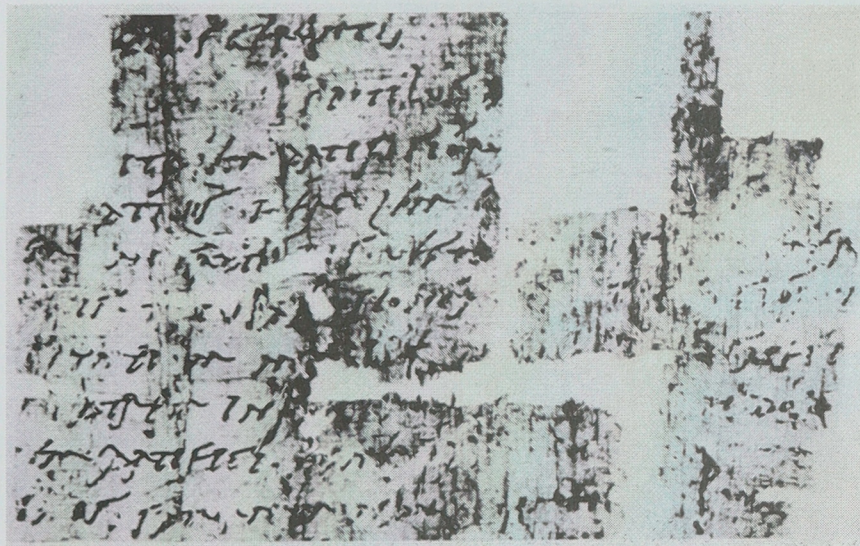


Abb. 5

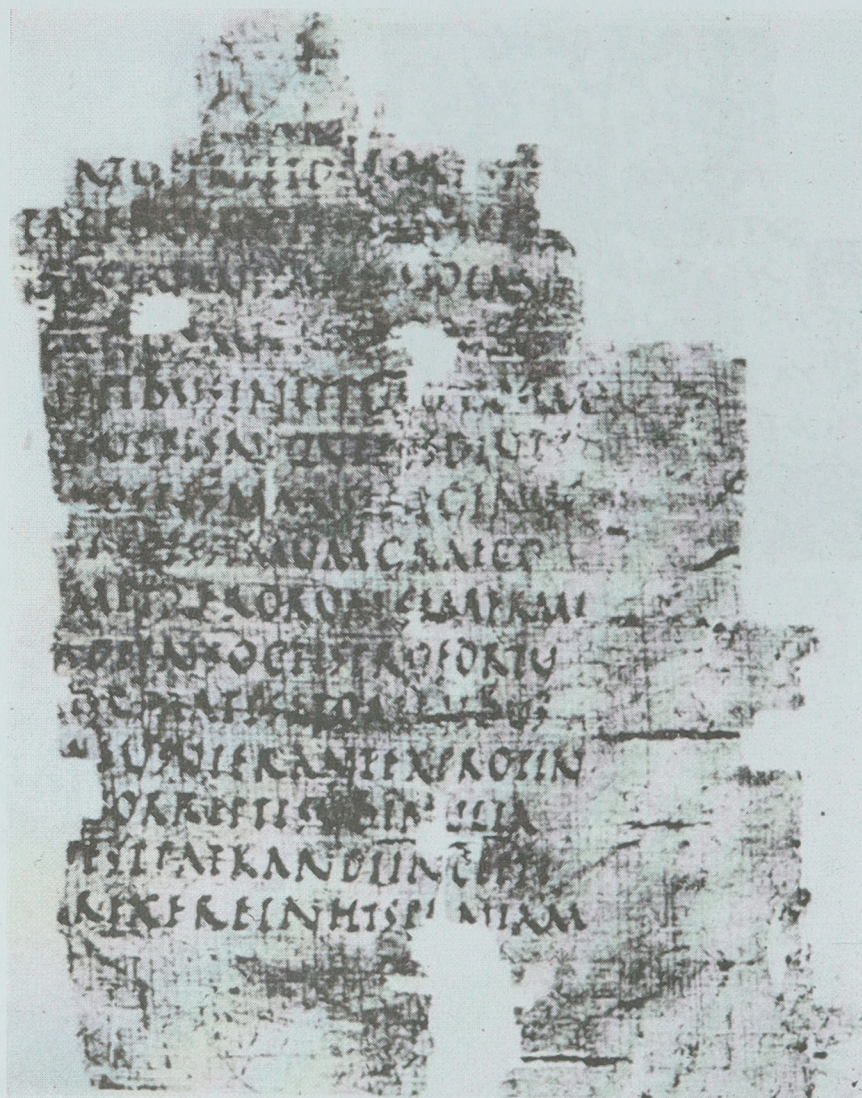


Abb. 7

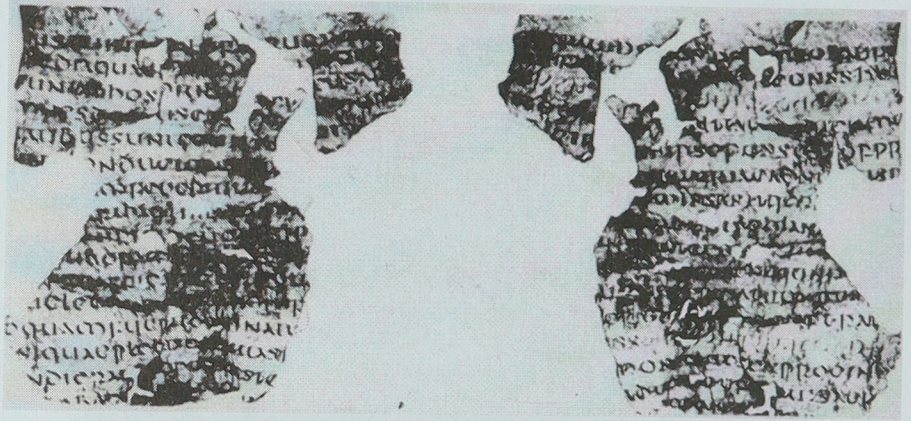


Abb. 8

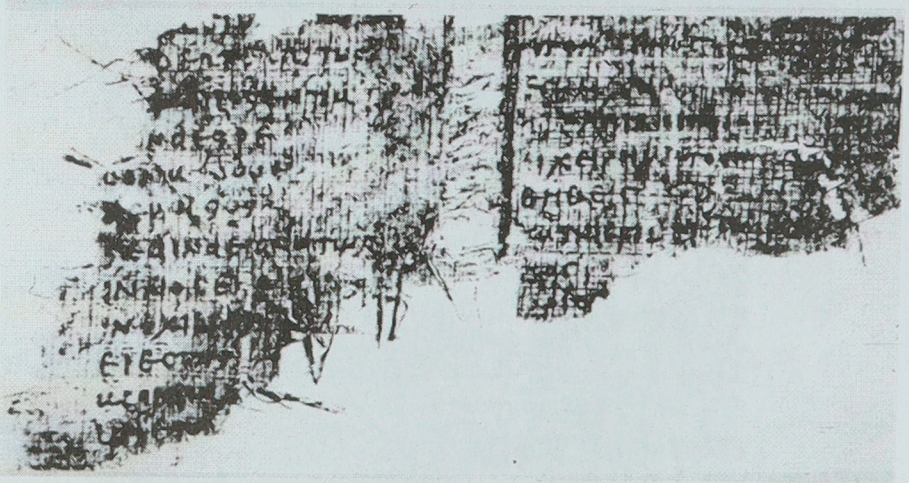


Abb. 9

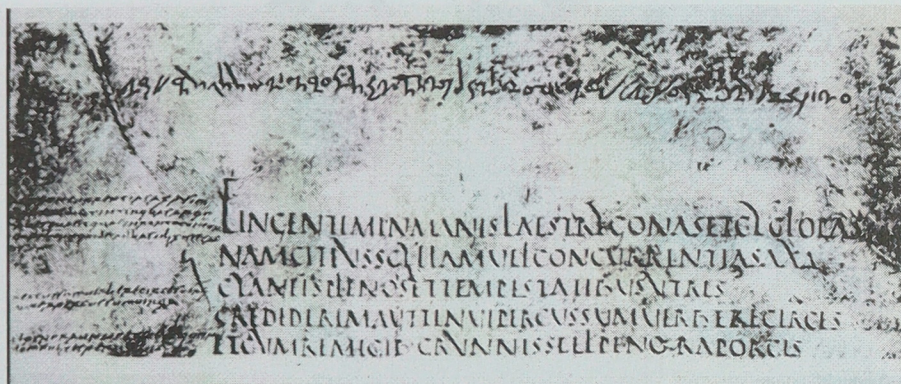


Abb. 10

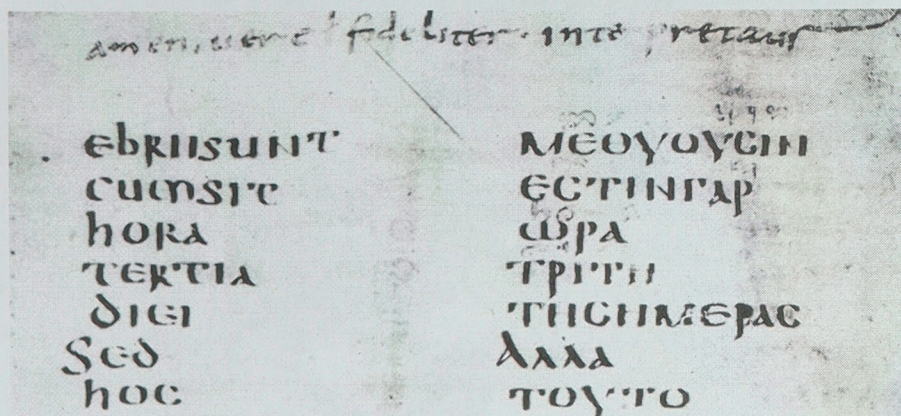


Abb. 11

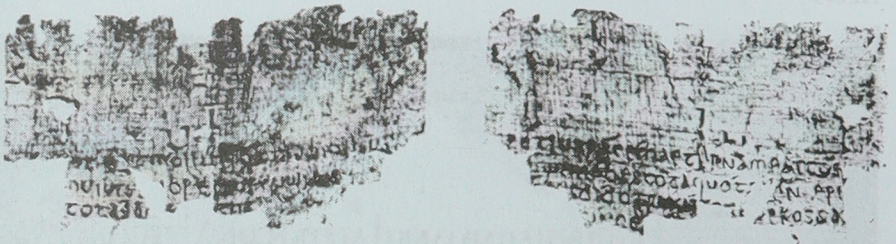


Abb. 12

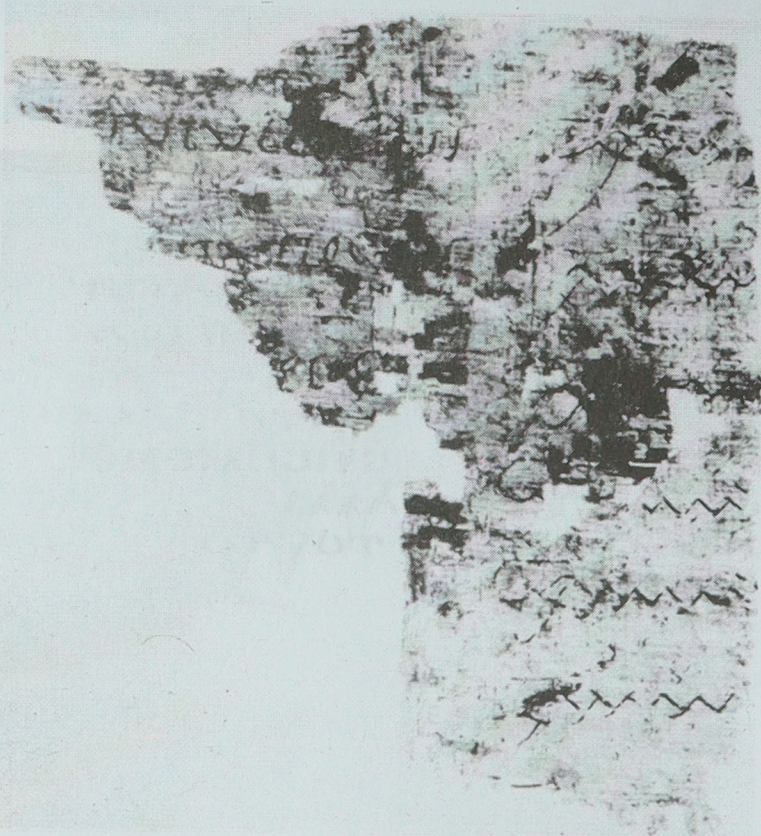
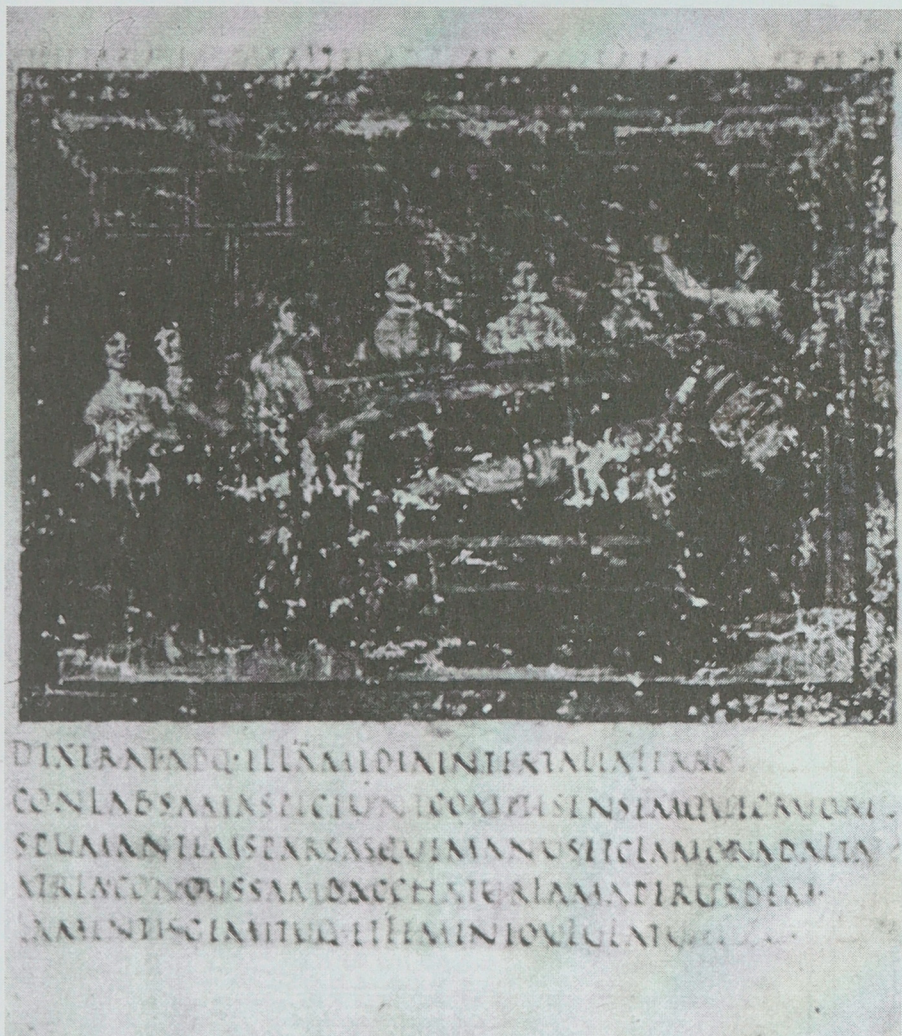


Abb. 13



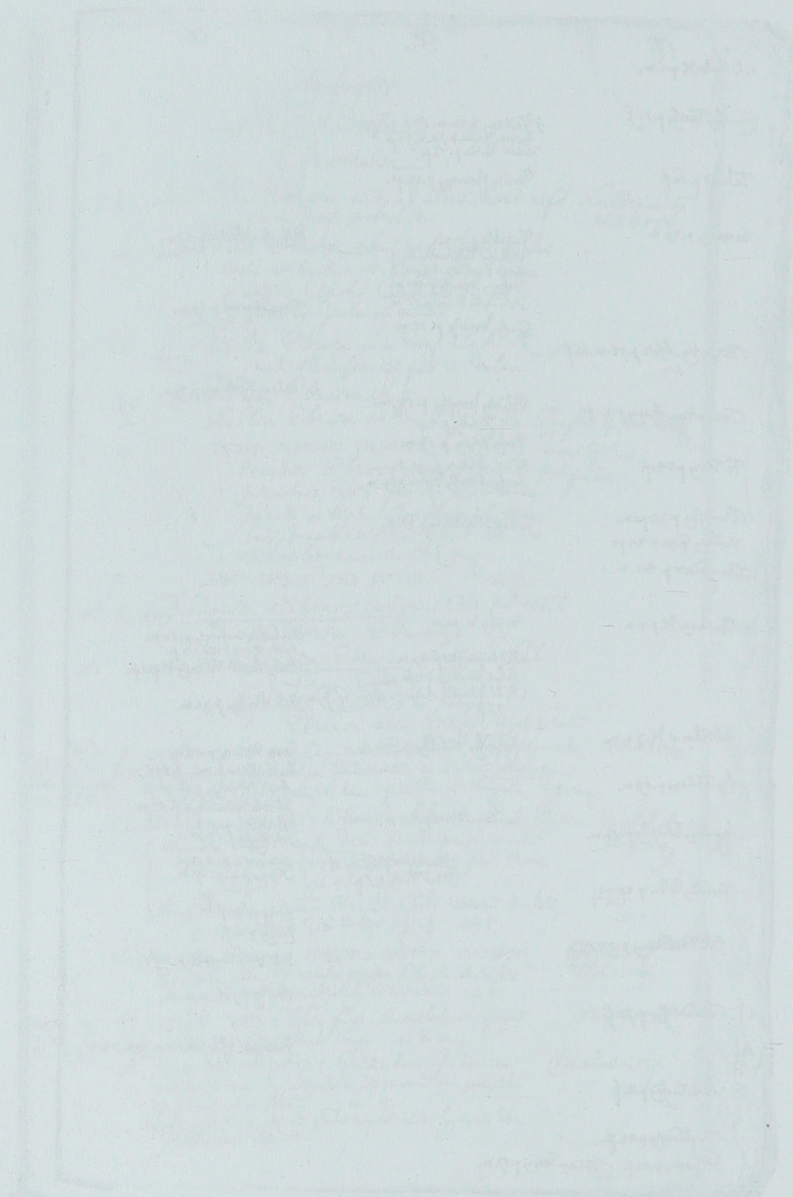
Lu



Catalogus S. Brachion Ebraeorum	
✓ 1. Biblia Ebraea edit. ab And. Hunt. i. fl. Antwerp. 7 cum Inf. Antwerp. 1584. ✓ 2. Biblia Ebraea cum Inf. Lat. deplui only. et textus. it. fol. 10. pp. cum editis. Antwerp. 1584. in fl. Quod. Antwerp. 1584. ✓ 3. Biblia Ebraea cum Inf. Lat. & Antwerp. 1584. in fl. a. Antwerp. ✓ 4. Biblia Ebraea in fl. ✓ 5. Biblia Ebraea in fl. ✓ 6. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. Biblia Ebraea cum Inf. Antwerp. 1584. Antwerp. 1584. in fl. a. Antwerp. Antwerp. 1584. in fl. a. Antwerp. Antwerp. 1584. in fl. a. Antwerp. 7. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. 8. Biblia Ebraea edit. ab And. Hunt. i. fl. Antwerp. 7 cum Inf. Antwerp. 1584. 9. Biblia Ebraea in fl. 10. Biblia Ebraea in fl.	1. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. Biblia Ebraea cum Inf. Antwerp. 1584. Antwerp. 1584. in fl. a. Antwerp. Antwerp. 1584. in fl. a. Antwerp. 2. Biblia Ebraea in fl. 3. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. 4. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. 5. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. 6. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. 7. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. 8. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. 9. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584. 10. פתח חסד S. i. Ponto. Antwerp. 1584.

Abb. 17

T.	M.	V.
O. Tabern. p. 2. m.		
Concordia Tabern. p. 5. f.	J. V. Tabern. p. 5. m. 5. p. 6. p. Gen. Tabern. p. 7. m. 7. p. Gen. Tabern. p. 7. p.	
Tabern. p. 6. f.	Varying Tabern. p. 12. p.	
Tabern. p. 2. m.	Vatably p. 12. m. Vatably Tabern. p. 12. f. Vatably Tabern. p. 12. m. Vatably Tabern. p. 12. m. Vatably Tabern. p. 12. m. Vatably Tabern. p. 12. m.	Sely. Tabern. p. 12. m.
Terat. p. 7. m. 6. f.	Concordia Tabern. p. 5. p.	P. Tabern. p. 12. m.
Terat. Tabern. p. 7. p.	P. Tabern. p. 12. m. Sely. Tabern. p. 12. p. P. Tabern. p. 12. m. P. Tabern. p. 12. m.	Vatably Tabern. p. 12. m.
Terat. p. 4. f.	Sely. Tabern. p. 12. p.	
Ther. p. 3. m.	Ther. Tabern. p. 12. p.	
Ther. p. 2. m.		
Ther. p. 1. m.		
Ther. p. 2. m.	Vigil. p. 2. m. Vigil. p. 2. m. Vigil. p. 2. m. Vigil. p. 2. m. Vigil. p. 2. m. Vigil. p. 2. m.	P. Tabern. p. 12. m. P. Tabern. p. 12. p. P. Tabern. p. 12. p. P. Tabern. p. 12. p. P. Tabern. p. 12. p. P. Tabern. p. 12. p.
Ther. p. 2. m.	Vigil. p. 2. m.	
Ther. p. 1. m.	Vigil. p. 2. m.	
Ther. p. 1. m.	Vigil. p. 2. m.	
Ther. p. 1. m.	Vigil. p. 2. m.	
Ther. p. 1. m.	Vigil. p. 2. m.	
Ther. p. 1. m.	Vigil. p. 2. m.	
Ther. p. 1. m.	Vigil. p. 2. m.	
Ther. p. 1. m.	Vigil. p. 2. m.	
Ther. p. 1. m.	Vigil. p. 2. m.	
Ther. p. 1. m.	Vigil. p. 2. m.	



Index

A

Äsop 107
 Agesilaus 7ff
 Alessandri, Alessandro 128
 Ammian 89
 Anaximenes 25, 26
 Antecessor, Theophilos 123
 Appian 9, 24, 89
 Apuleius 67, 79, 157
 Argyropoulos, Johannes 106, 107,
 110, 111
 Aristophanes 126
 Aristoteles 17, 57, 102, 105, 106
 108ff, 114, 124
 Arrian 9, 14, 87, 89
 Arrius 77
 Athenaios 9, 24ff, 106
 Aurispa, Giovanni 106

B

Baduel, Claude 112, 113
 Bessarion, Johannes 106, 107

C

Caesar 75
 Calepino, Ambrogio 127
 Calvus 72
 Cassius Dio 9, 89
 Catilina 55
 Cato 54, 58, 61
 Chrysoloras, Manuel 105, 107
 Cicero 23, 54, 72, 75, 76, 112, 117
 Coluccio, R. 64

Commelin, Jérôme 124
 Cornificius 72

D

Demosthenes 106
 Dexipp 9
 Diodor 9, 20ff
 Diogenes Laërtios 9
 Dionysios von Halikarnass 9, 88
 Dolet, Etienne 111ff, 127
 Donat 126

E

Estienne, Henri 125
 Estienne, Robert 111, 127
 Euanthius 127
 Eugenius IV 106
 Euthias 25, 26

F

Friedrich von Sachsen 50
 Friedrich I. von Sachsen-Gotha-
 Altenburg 98, 99

G

Galen 109
 Gerhard, Johann 93ff
 Gerhard, Johann Ernst 93, 94, 97ff

Greyff, Michael 109
 Gryphius, Sebastian 108ff, 129
 Gutenberg, Johannes 102, 137,
 140, 148

H

Hermipp 24ff, 28
 Hippokrates 109
 Hypereides 24ff

I

Isokrates 25, 26, 89

J

Johannes VIII. Palaiologos 106
 Juvenal 55

K

Klemens von Alexandrien 15
 Kratipp 18

L

Laskaris, Andreas Johannes 107
 Laskaris, Konstantinos 107
 Lucretius 64, 76, 79

M

Manutius, Aldus 103ff, 113, 115
 Megasthenes 13, 14, 15
 Mirabellis, Domenico Nani 127
 Montaigne 128
 Morus, Thomas 120

N

Nepos, Cornelius 76, 83, 87, 89
 Nikolaus V. 107

O

Ovid 47, 74

P

Palmier, Pierre 110
 Pastrengo, Giovanni di 69
 Perotti 127
 Peyrat, Jean du 109, 110
 Pindar 126
 Pindarscholiast 20, 21
 Plantin, Christopher 125
 Platon 106, 112
 Plautine 72
 Plethon, Georgios Gemistos 106
 Plinius 56, 81
 Plutarch 7ff, 26ff
 Polybios 20ff, 88
 Prokop 89

R

Rabelais, François 109ff, 113, 115

S

Sallust 55

Scaliger, Julius Caesar 63, 65, 76,
78, 79, 120, 122ff

Servius 76, 126

Silius Italicus 74

Simonides 72

Skylax 19

Stephanos von Byzantion 9

Strabon 9, 88, 106

Swichemius, Viglius 123

Sylburg, Friedrich 124

Theokrit 104

Theopomp 7ff, 18

Thukydides 18, 22, 87, 88, 106

Timaios 19ff

Tonelli, Giorgio 127

Trajan 56

V

Vatable, François 111

Vergil 55, 57, 64, 74, 76, 127, 157

W

Wendelin von Speyer 64, 120

T

Tacitus 61

Terenz 126

X

Xenophon 89

Veranstaltung die Gelegenheit, sich mit diesen grundlegenden zu machen: Den Weg vom Text zum Buch können unsehen.

Text zum Buch? Doch, um antike Texte unseren Zeitgeheimen. Gemeinsam ist all unserem Bemühen auf diesem ein Buch erstellen wollen, das den originalen – und originalsprachlichen – antiken Text möglichst genau rekonstruiert und präsentiert.

Präsentation ist wissenschaftlich wohl etabliert und international. Datum der Festlegung des Leidener Kammersystems hat an dieser Aufgabe international beimaß, schon fast symbolisch – nach einem ersten Entwurf von 1932 – im Jahr des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs.³

Ich bin an der Rekonstruktion und Präsentation antiker Originale der Altertumswissenschaft grundlegend und schon deswegen, und gerne prahle ich damit, daß ich mich auch schon versucht habe⁴ und noch versuchen werde. Nur dürfen Wissenschaft und Lehre tätig sind, nicht vergessen, nach dem *cui bono* fragen wir mit dieser unserer Arbeit eigentlich nützen?

Immer bessere Präsentation immer besser rekonstruierend. In diese Arbeit fließt – Guido Schepens und ich haben das für ihre jeweiligen Gebiete vorhin mit konkreter viel Geld, und für Bücher, in denen die Ergebnisse veröffentlicht werden, geben wir dann auch sehr viel Geld aus: Sie wissen, die sich fast ausschließlich an den Nutzerkreis „Forums“ richten, nämlich meist einsprachige Präsentationen – und teuer.

Internationale: *Emploi des signes critiques. Disposition de l'apparat*, hg. v. A. Delatte, A. Severyns, Brüssel-Paris 1938; vgl. *Leiden Editing. A Suggested Reformulation of the Leiden System*. *Scholarly Aids* 2, Durham NC 1969.

zu den Sieben Weltwundern. Philon von Byzanz und andere (Leipzig 1992; Historische griechische Inschriften in Übersetzung 59, 68, 71) Darmstadt 1992, 1996, 1999 [mit W. Pomponius Mela: Kreuzfahrt durch die Alte Welt, Darmstadt 1992; *Das Lied von der Welt*, Hildesheim-Zürich-New York 1992; *Naturkunde, Lateinisch-deutsch, Buch VI: Geographic.*

